

2005



Mexiko

Guate



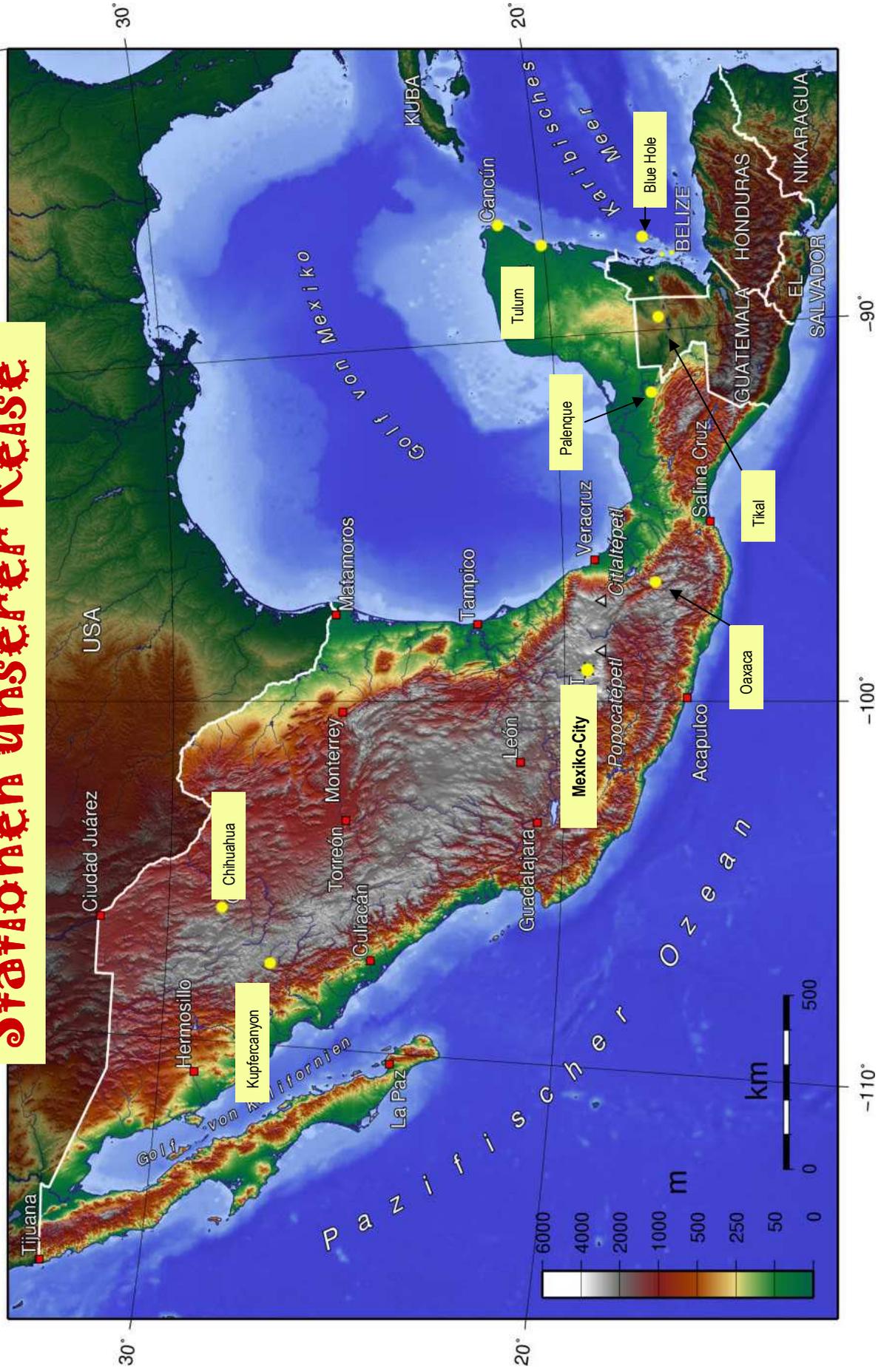
mala

Belize



2006

Stationen unserer Reise



Hilfe! Ein Überfall! Ich wurde bestohlen!

Wie aus der Pistole geschossen sage ich laut und mit dramatischer Geste die Worte unterstreichend:

»¡Socorro! - ¡Un asalto, me han robado!«

Einige Zuginsassen blicken genervt auf und sehen mich beschwörend an, während ich die kleine Karteikarte in den Stapel zurückstecke. Im Flüsterton lese ich die nächste Vokabel vor und die Blicke senken sich langsam wieder hinter den Tageszeitungen hinab.

Ich kann nicht leise lernen, schon gar nicht eine Fremdsprache! Und da ich nur drei Wochen Zeit habe mir die wichtigsten Wörter und Phrasen in Spanisch anzueignen, muss ich jede freie Minute nutzen. Selbst wenn meine Pendlerkollegen auf dem Weg zur Arbeit ihre Ruhe haben wollen.

Schwierig war das Zusammenstellen der Karteikarten, die Auswahl der unbedingt notwendigen Sätze, die eine Reise erfordert und in drei Wochen in meinem Kopf gespeichert sein sollten. Um mich nicht zu überfordern habe ich mit der kurzen Rubrik ‚importante‘ des Sprachreiseführers angefangen. Dort finden sich neben *ja*, *nein*, *danke* und *bitte* auch der Hilferuf nach dem Raubüberfall, mit dem ich soeben die übrigen Fahrgäste erschreckt habe.

Ist das Land gefährlich?

Wie hoch das Risiko?

Warum überhaupt Mexiko?

Fragen, die sich mit kurzen Antworten nicht zufrieden geben wollen. Die unverhofft wieder auftauchen, mich aus den Vokabeln anspringen, aus den Mündern der Bekannten entgegen treten und sich in einer Endlosschleife in meinen Gedanken abspulen.

Warum Mexiko?

Schon seit Monaten beschäftigt Markus (mein Ehemann) und mich die Frage: Wohin sollen wir reisen? Man kann es ruhig dekadent nennen, wenn die Wahl des Urlaubszieles zu einer Qual wird. Hawaii oder Himalaya? Karibik oder Philippinen? Island oder Marokko?

Bücher und Merianhefte stapeln sich zuhauf und machen uns bloß unschlüssiger. Die Zeit zu einer Entscheidung drängt, denn am Herbstbeginn wissen wir erst, dass wir in diesem Jahr noch 6 oder 7 Wochen irgendwo hinfahren werden. Das schrumpfende Zeitfenster schränkt die Gebietswahl schließlich etwas ein. Himalaya im Winter scheidet aus. Dann vielleicht doch Karibik? Zu teuer. Hawaii? Zu weit weg und um die Weihnachtszeit extrem überlaufen.

Warum überhaupt weg?

Der heimatliche Herbst betört mit seiner Farbenpracht, ein Jahrhundertherbst; so schön das Wetter und so mild die Luft, dass kein Fernweh aufkommen mag und zum Handeln zwingt.

Ich trage die Bücher in die Bibliothek zurück. Nach dem ‚K‘ der Karibik folgt nun ‚M‘ wie Malaysia, Marokko und Mexiko. »Mexiko ist mir noch in den Sinn gekommen«, wundere ich mich und lasse die Seiten des Heftes durch meine Finger gleiten. Bilder von zerklüfteten Canyons, von Wäldern, die an haushohen Kakteen der Wüstenküste Baja Californiens vorbeiziehen, glasklare Thermalquellen in schwarzer Mondlandschaft des Hochlandes, Tempel, Pyramiden, Kirchen, ungebändigter tropischer Dschungel von teils unterirdischen Flüssen durchzogen. Ein faszinierendes Kaleidoskop. Ich nehme das Heft als Überraschung mit nach Hause. Doch die erwartete Sensation bleibt aus. Er habe immer schon einmal nach Mexiko reisen wollen, behauptet Markus; jetzt, da die wunderschönen Hochglanzbilder aus dem Merianheft locken.

In den nächsten Tagen plündere ich die Bibliotheken und nehme alles mit, was irgendwie mit Mexiko zu tun hat. Im Internet versuchen wir zu eruieren, wie die Sicherheitssituation derzeit aussieht. Das Gefährlichste scheint momentan der Hurrikan Wilma vor der Küste Yucatans zu sein, die kriminelle Energie der Menschen ist im Vergleich zum Wirbelsturm keine Schlagzeile wert.

Mit Google Earth – dem Internettool, das einen Blick aus dem All auf die Erde erlaubt – zoomte ich mich von Texas bis Honduras. Vor der Karibikküste schimmert das Meer in helltürkis, ein Zeichen geringer Tiefe. Eine hauchdünne weiße Linie trennt den seichten Gürtel vom Dunkelblau des offenen Meeres. Die Vergrößerung des Bildes zeigt den eleganten Bogen eines gewaltigen Riffee mit unzähligen Inseln! Sieht aus wie ein Taucherparadies! Ich lade die Staatsgrenzen dazu. Belize nennt sich das kleine Land mit der beeindruckenden Inselwelt. Weitere Recherchen ergeben, dass man dort englisch spricht und relativ einfach die Inseln besuchen kann. Es soll das zweitgrößte Riff der Welt sein und eine der wunderbarsten Unterwasserwelten beherbergen.

Die Bibliotheken in Vorarlberg können mit dem Suchbegriff ‚Belize‘ nur wenig anfangen. Spärliche Informationen über diese Nation befinden sich im Anhang zu Honduras und Guatemala. Ich rufe beim Reisebüro Globetrotter in St. Gallen an. Mit dem verwirrenden Ergebnis, dass man mir neben Mexiko und Belize auch noch Argentinien und Chile als Reiseziele empfiehlt!

Der Oktober verstreicht und ich kann meinem Chef noch immer nicht sagen, wann und wo ich die geplanten sieben Wochen Urlaub verbringen werde. Der Druck steigt.

Am letzten Oktoberwochenende besuchen wir das Globetrotterbüro in St. Gallen. Peter Egger, travel agent, ist soeben aus Mexiko zurückgekehrt. Auf unsere brennendste Frage nach der Kriminalität beruhigt er uns mit der Schilderung seiner persönlichen Eindrücke. Entsprechendes Verhalten vorausgesetzt, sei es nicht gefährlicher als in großen europäischen Städten. Als wir Belize ansprechen, zeigt er uns auf einer Karte die Möglichkeit, von Mexiko

durch den Norden Guatemalas direkt nach Belize zu reisen. Wir sollen uns jedoch vor Ort selbst ein Bild der Situation machen und die Sicherheitslage checken.

Peter runzelt die Stirn, als wir unsere gewünschten Flugdaten angeben.

»Reichlich spät seid ihr dran«, murmelt er und tippt die Anfrage in den Computer.

»Am 6. Dezember 05 sind noch Plätze frei, retour am 18. Jänner 06, passt das so?«

Ein bisschen Bedenkzeit brauchen wir schon! Peter hält die Reservierung für 5 Tage offen.

Länger könne er nicht zuwarten.

Noch während wir uns verabschieden, bricht eine Flut offener Fragen über mich herein. Von der Reiseroute bis hin zu Impfungen, vom Reisegepäck bis zum Spanischlernen, so vieles muss organisiert werden! In 4 Wochen.

In St. Gallen erstehen wir in der Reisebücherei den über 1000 Seiten starken *Lonely Planet Mexico*. Übers Internet bestellen wir Landkarten und Reiseführer über Belize und Guatemala.

Zuhause versuchen wir uns einen Überblick über eine mögliche Reiseroute zu verschaffen und stellen einen Größenvergleich zwischen Mexiko und Europa her. Mexiko ist größer! Misst man von der texanischen Grenze die Luftlinie bis zur Karibikküste so entspricht das der Distanz Portugal bis Kiew!

Wie bewältigt man solche Entfernungen? Inlandsflüge? Eine Option, die jedoch schon im Vorfeld gebucht werden sollte, um die Kosten gering zu halten. Dazu sollte eine Reiseroute festgelegt sein und in fünf Tagen muss die Buchung fixiert werden. Ein Ding der Unmöglichkeit. Uns rauchen die Köpfe vom Lesen und Studieren.

Wir können bloß den Anfang und das Ende der Reise festlegen. Flug nach La Paz an der Südspitze der Baja California, Rückflug von Cancun sechs Wochen später. Ein Berliner Reisebüro bietet auf unsere Anfrage hin dieselben Flüge wie Globetrotter an, allerdings mit Air France anstelle von Iberia. Wir buchen.

Nun ist es fix.

Vor lauter Hektik habe ich sämtliche Bedenken vergessen, die sich jetzt zurückmelden. Ich hab gar nicht überlegt, ob ich wirklich verreisen will! So blöd das klingen mag, aber plötzlich erscheinen mir 14 Tage am Roten Meer erstrebenswerter! Angst vor dem Unbekannten, vor dem Risiko, vor der fremden Sprachlosigkeit, vor Strapazen und Widrigkeiten hemmen meinen Enthusiasmus.

Unsere vergangenen Reisen hatten völlig anders begonnen. Da standen am Anfang schöne Bilder, die das Fernweh anheizten. Daraufhin studierte ich alle verfügbaren Informationen, plante eine detaillierte Reiseroute und am Schluss buchten wir die passenden Flüge, rund ein halbes Jahr im Voraus.

Nun haben wir zwar Flüge, aber keine Reiseroute, keine Vorbereitung, keine Sprachkenntnisse und bekommen immer wieder zu hören: »Mexiko? Toll! Aber ist es nicht gefährlich?«

Meine Angst spiegelt sich in allen erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen wider: Ich nähe geheime Taschen für Kreditkarten in meine Kleidung, kaufe Dokumentengürtel, kleine Schlösser, scanne Pässe und Flugtickets, die ich mir selber als Emails schicke. Fertige Listen mit allen wichtigen Telefonnummern an, verschlüsse Kontonummern, Passwörter und PIN-Codes und drucke sie in Miniaturformaten als handliche Schwindelzettel aus.

Neue Rucksäcke müssen beschafft werden; Moskitonetz flicken, Impfungen auffrischen, Reisepass verlängern; wo kann man im Dezember eine Schnorchelausrüstung kaufen?? Nebenbei gewinnt die Reiseroute an Gestalt, einzelne Höhepunkte sind festgelegt. Im Büro türmt sich die Arbeit, die heuer noch erledigt werden soll. Und wann soll ich bitte Spanisch lernen!?! Markus ist bei der Vorbereitung keine große Hilfe. Er muss noch vor der Abreise die Tischlerarbeiten auf der Baustelle seines Bruders abschließen und kommt immer erst spät abends heim.

Zweieinhalb Wochen vor dem Abflugtermin ereilt mich ein einseitiger Hörsturz. Bis dato hatte ich nicht gewusst, was das ist. Irgendwas im Ohr ist blockiert (Blutgerinnsel, Geschwulst, etc) und bestimmte Frequenzbereiche sind nicht mehr hörbar. Gleichzeitig mit dieser Taubheit hallen Geräusche im Kopf unangenehm laut und der Druck im Innenohr schmerzt. Die Schulmedizin empfiehlt eine siebentägige Kortison-Therapie im Spital. Ansonsten könne man gehörlos bleiben!

Ich bin verzweifelt.

Das Krankheitsbild wird von Dr Rüdiger Dahlke so gedeutet: *Zuviel um die Ohren haben, Stress, man schaltet die Außenwelt ab.* Erlösung: *Freiwillig mehr auf die innere Stimme hören, entspannen, den Kopf leer machen.*

Klingt sehr zutreffend, aber wie kann ich mich in dieser Situation *frei machen*? Zum Glück unterstützt die Homöopathie diesen alternativen Weg zur Gesundheit. Eine Woche *Auszeit* vom Arbeits- und Reisevorbereitungsstress ist jedoch Voraussetzung.

Kaum zeichnet sich eine Besserung des Hörvermögens ab, meldet sich das Reisebüro. Der Inlandsflug von Mexiko City nach La Paz musste storniert werden, weil die Zusammenarbeit zwischen Air France und Aero California gekündigt worden sei. Da nun das gesamte Ticket wieder völlig offen ist, braucht das Reisebüro innerhalb von 24 Stunden eine neuerliche Bestätigung oder eine andere Destination.

Plötzlich ist alles in Schweben.

Die Buchung ist nicht mehr verbindlich.

In meinem Kopf drehen sich die alten Fragen wieder.

Als Markus nach Hause kommt, überfalle ich ihn mit meinen Bedenken. Wir müssen unbedingt ausführlich reden! Er wundert sich über meine Unsicherheit. Als ich ihn frage, ob er denn sicher sei, dass sich all der Stress, der Aufwand, die Kosten, et cetera im Sinne einer tollen, sich lohnenden Reise rentieren werden, entgegnet er zu meinem Erstaunen:

»Mexiko birgt ein großes Potential, eine herbe Enttäuschung zu werden.«

»Warum willst du dann hin?«, will ich wissen und es wird mir plötzlich klar, dass ich im Denkschema von *Anstrengung nur für Erfolg*, oder einfacher ausgedrückt *warum etwas tun, wenn Belohnung nicht garantiert ist* gefangen bin.

»Garantie und Sicherheit gibt es ohnehin nie«, antwortet Markus, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Aber nur wenn ich dort war, weiß ich, ob es sich *lohnte*.«

Und er fährt fort:

»Obwohl das *Lohnen* für mich nicht von Bedeutung ist. Mir geht es um den Akt des Reisens, des Lernens, der Begegnungen. Nicht, ob ich für das Geld auch genügend Glücksmomente erhalte. Vielleicht ist es so, aber ich werde es erst wissen, wenn ich die Reise mache.«

Mit diesen Antworten hat mir Markus einen sehr großen Druck genommen. Irgendwie fühlte ich mich für das Gelingen der Reise verantwortlich. Auch hatte ich das gesellschaftlich verbreitete Denken übernommen, dass Urlaub schön sein muss. Je teurer, desto toller. Markus stellt deshalb fest:

»Ich habe nicht vor *Urlaub* zu machen, ich will *reisen*. Wenn du dich dem nicht gewachsen siehst, gibt es jetzt die Möglichkeit, alles abzublasen. Bitte, geh nicht mir zuliebe.« Damit lässt er mich allein.

Ich brauche nicht lange nachzudenken. Er hat es so treffend formuliert. Ich habe die Tendenz mich mit scheinbarer Sicherheit zu umgeben, aber auch zuhause kann ein Unfall den Lebensablauf dramatisch verändern. Sicherheit ist immer Illusion. Und für diese Illusion würde ich auf die Möglichkeiten verzichten, die die Welt *da draußen* bietet? Mein innerer Zwang zum Erfolg soll das neugierige Ausprobieren verhindern? Ich bin ein echter Spießler geworden! Noch am gleichen Tag bestätige ich die Flüge. Da der Inlandsflug nach La Paz annulliert wurde, buchen wir kurzerhand nach Chihuahua um. Ich bin mir plötzlich sicher, dass ich bis zur Abreise vollständig gesund bin.

Restliche Vorbereitungen:

Über die Weihnachts- und Neujahrsfeiertage herrscht auch in Mexiko und Belize Hochsaison. Zimmer könnten rar werden. Vor allem auf den kleinen Inselchen vor Belize wäre eine Reservierung gefragt. Per Email buchen wir für Tobacco Caye, ein winziges Eiland direkt auf dem Barriereriff, einen Bungalow mit vegetarischer Vollpension. Und für die erste Nacht in Mexiko reserviere ich ein Hotelzimmer in Chihuahua, denn wir werden erst mitten in der Nacht dort ankommen. Die Hotelraten sind recht hoch, aber der Komfort einer guten Unterkunft zur Akklimatisierung und Erholung ist nach dem langen Flug wichtig.

Ach ja, Spanisch büffle ich jetzt sehr intensiv und bei der Vokabel *asalto* – *Überfall* halte ich kurz an und höre meine innere Stimme, die sehr positiv klingt:

»Mexiko ist ok, ich freu' mich!«

Es geht los!

Nikolaus – der erste Reisetag

Mit dem Namenspatron des heutigen Tages haben wir nicht viel gemein. Wir stopften am Vorabend nur unsere eigenen Säcke. Weil die Reiseroute neben Bikini und Taucherbrille auch einen dicken Anorak, Mütze und Handschuhe erfordert, war kein Platz für irgendwelchen Schnickschnack. Nur das Notwendige durfte mit. Was das ist? Das Notwendige? Um das herauszufinden, gibt es eine bewährte Methode: Man häuft alles, was man auf Reisen so braucht, an. Dann halbiert man den Stoß. Da die verbleibende Hälfte immer noch mindestens zwei Tramperrucksäcke füllen würde, teilt man nochmals. Und wenn's sein muss, nochmals. Je kleiner der Haufen, desto schwerer fallen die Entscheidungen, umso mehr Zeit braucht man dafür. Wenn man sich zu keiner Reduktion mehr durchringen kann, stellt man sich vor, das gesamte Gepäck unter der glühenden Tropsonne durch eine Stadt zu schleppen. Das hilft.

Gespannt blicken wir nun auf die Digitalanzeige der Waage beim Airfrance Schalter: Markus' Rucksack wiegt 13 kg, meiner 8 kg und das Handgepäck 3 kg. Die Schwere des Handgepäcks haben wir dem Tipp eines Lufthansapiloten zu verdanken, der uns riet, mit Brötchen, Obst und Mineralwasser die angeblich schlechte Kost der Airfrance auszugleichen.

Unser Gepäck sollte direkt bis Chihuahua geleitet werden. Es könne aber auch sein, dass wir in Mexiko-City die Rucksäcke erneut einchecken müssen. Die nette Dame am Schalter ist sich nicht sicher. Sie zeigt sogar Mitleid, als wir sie über unseren äußerst kurzen Aufenthalt in Mexiko-City informieren. Das knappe Zeitfenster reicht höchstens zur Passkontrolle und zum Umsteigen.

»Wird schon klappen«, überspiele ich meine aufkeimende Nervosität.

Hier am Züricher Flughafen bleiben uns noch zwei Stunden Zeit. Sigrid und Karl, meine Eltern, die uns mit dem Auto von Bludenz hierher gebracht haben, kehrten schon im Parkhaus um und sind bereits am Heimweg. Es schneit ganz leicht.

Die Wolken hängen tief und gönnen uns nur einen kurzen Blick auf Zürich, als wir Richtung Paris abheben. Markus macht schnell drei Fotos mit unserer Digitalkamera, um den Beginn der Reise zu dokumentieren. Es ist das erste Mal, dass wir keine herkömmlichen Negativ-Filme mehr verwenden. Nun sind wir von Speicherkarten, Akkus und Lademöglichkeiten abhängig. Dafür können wir die geknipsten Fotos sofort am Display kontrollieren und auch wieder löschen. So wie jetzt.

Markus hält mir stolz das Display vor die Nase, auf dem sich gleißende Wolkentürme vor sattblauem Himmel erheben und der Flügel den höchsten Wattebausch köpft. Toll! Nur, das Bild geht nicht mehr weg. Egal, welche Knöpfe man drückt, das Display bleibt unverändert. Der Apparat hat sich wie ein PC aufgehängt. Lässt sich nicht einmal mehr ausschalten!

Ich versuche gelassen zu bleiben, obwohl ich zu gern meine stets vorgebrachten Bedenken gegen diese neue Technologie wiederholt hätte. Aber Markus Gesicht spiegelt meine Bestürzung wider und ich verzichte auf den fragwürdigen Triumph des Recht-gehabt-habens. Ganz cool entferne ich den Akku, warte einen Moment und drücke ihn wieder ins Fach zurück. Nach dem Einschalten arbeitet die Optik hörbar und schiebt das Objektiv ein wenig vor und zurück und das war's. Der Apparat ist einsatzbereit. Das schöne Foto ist natürlich weg, da es nicht gespeichert werden konnte. Vielleicht lag genau darin das Problem? Wir fotografieren und löschen und fotografieren und löschen – ohne weitere Komplikationen. Erleichtert packen wir den Apparat wieder ein und können der geduldig wartenden Stewardess endlich das Tablett mit dem Essen abnehmen.

Die Vegetarier sind bei Airfrance die ersten, die etwas bekommen. Wir sind überrascht. Das Essen ist vorzüglich, der Service perfekt. Da hat uns unser Kollege von der Lufthansa einen Bären aufgebunden! Beschämt lasse ich meine Brötchen im Flugzeug zurück, als wir am Pariser Flughafen Charles de Gaulle aussteigen.

Das Gelände ist riesig und unser Informationsblatt zeigt, dass wir vom Terminal 2E zum Terminal 2F gegenüber wechseln müssen. Der Bus, der uns bei der Maschine abgeholt hat, stoppt und alle betreten das Terminal 2E. Wir zweigen jedoch ab und marschieren direkt in Richtung 2F. Weit kommen wir nicht. Zu Fuß gehen ist in Frankreich offensichtlich nicht en vogue. Ein heftig fuchtelnder Flughafenbediensteter scheucht uns ins Terminal 2E zurück.

»Wir haben doch bloß 30 Minuten Zeit!«, versuchen wir unsere Wanderung zu erklären, aber er versteht weder deutsch noch englisch.

Im Terminal 2E werden wir durch elendslange Gänge geschleust, steigen Treppen auf und ab und landen schließlich bei einer Bushaltestelle. Dieser Bus fährt sämtliche Terminals in einem Rundkurs an. Wir legen etliche Kilometer zurück und erreichen Terminal 2F trotzdem rechtzeitig. Zu Fuß würden wir immer noch umher irren. Zum Glück hatte man uns gestoppt!

In der letzten Wartehalle vor dem boarding sammeln sich die Passagiere. Wie Touristen schauen die wenigsten aus. Die Wartenden repräsentieren eher einen Querschnitt durch die mexikanische Gesellschaft. Vom einfachen Bauer bis zum Handelsreisenden. Manch eine der Gestalten steht in keinem Verhältnis zum teuren Ticketpreis.

»Wie kann sich diese Familie den Flug leisten?«, frage ich mich insgeheim und wundere mich, wie sie sich zuvor in Europa durchgebracht hatten. Aber wahrscheinlich lasse ich mich zu stark vom Äußeren täuschen. Wir selbst schauen ja auch nicht gerade elegant aus. Aus Gründen der Bewegungsfreiheit und Bequemlichkeit trage ich einen weiten, langen Rock und dicke Baumwollstrümpfe wegen der Kälte in Europa. Da ich nur zwei Paar Schuhe mitnehmen konnte, stecken meine Füße in knöchelhohen Turnschuhen. Ein ungewöhnlicher Kontrast zum luftigen Rock. Aber Sandalen mit Wollstrümpfen im Schnee kamen mir noch unpassender vor. Markus hat es da leichter. Er trägt einfach eine Hose – wie immer. Für ihn ist das Pinkeln mit Kleidung nie ein Problem. Als Frau kann ich mich nicht vor einen Baum stellen und dem Bedürfnis freien Lauf lassen. Aber wenn ich mit einem Rock in die Hocke gehe kann ich ihn wie ein Zelt als Sichtschutz verwenden. Auf Reisen ein unglaublicher Vorteil, solange man sich in der freien Natur bewegt. In einer Flugzeugtoilette hingegen ist so viel frei wehender Stoff schwer zu bändigen, aber dort beobachtet mich zum Glück niemand.

Ein Bus fährt vor und Bewegung kommt in die Menge. Es bildet sich eine lockere Reihe vor dem Ausgang. Wir werden stauende Zeugen einer völlig disziplinierten Warteschlange. Kein Geschiebe und Gedränge, wie wir es sonst oft auf unserer Reisen Richtung Asien erlebt haben. Sondern eine geduldige Kette, an der in immer gleichem Abstand ein Gepäcksstück und ein Mensch aufgefädelt sind.

Im Flughafenbus sind die Sitzplätze rar und im Nu belegt. Eine Frau mit ihrem kleinen Kind im Arm steigt ein und ihre Augen schweifen über die besetzten Sitzreihen und wandern dann an die Decke, um einen Haltegriff zu finden. Schon springt ein junger Mexikaner auf und zieht die Frau mit sanftem Druck auf seinen freigewordenen Sitz. Selbst sie scheint erstaunt zu sein. Von mir ganz zu schweigen. Ich bin baff. Mexikanische Machos hatte ich mir anders vorgestellt!

Als ich Kind war, hat man mir solch zivilisiertes Verhalten beigebracht. Meine Erfahrungen aber machten mich glauben, dass diese Umgangsformen nur in geschützten Bereichen, zum Beispiel im erweiterten Familienkreis funktionierten. Draußen, in der Anonymität, herrschten andere Sitten. Wer sich in vornehmer Zurückhaltung übte, ging leer aus. Wer seinen Platz nicht verteidigte, wurde vertrieben.

In Asien gilt dieses Recht des Stärkeren in allen Lebensbereichen. Der LKW hat Vorrang vor den Bussen, diese drängen die Taxis in den Graben, und wenn sich dort ein Mensch befindet, rettet ihn nur ein Hechtsprung ins Gebüsch. Tiere werden achselzuckend überfahren.

Angesichts der Menschenmassen in Indien herrscht immer Mangel an freien Sitzplätzen, Eintrittskarten oder Bustickets. Klemmen, Vordrängen, Schreien gehören zum Repertoire. Selbst wenn ein Sitzplatz ergattert wird, muss er andauernd verteidigt werden. Mindestens zwei weitere Personen klemmen sich dazu, oder setzen sich einem auf dem Schoß, bis man *frei-willig* Platz macht. In Asien hat Gedränge so große Tradition, dass selbst beim Besteigen eines Flugzeuges noch auf der Gangway überholt und gestoßen wird. Da wurde ich manchmal unsicher, ob wirklich für jeden Fluggast ein Sitzplatz reserviert ist.

Die Mexikaner sind eindeutig anders. Das tut gut. Der Bus will gerade abfahren, als ein letzter Passagier aus der Wartehalle stürmt. Nur mit einem kurzärmeligen Hemd bekleidet – den Rest des Gewandes hat er vielleicht in seinem umfangreichen Handgepäck – springt er in den Bus und klopft sich den Schnee von den Schuhen. Er schickt ein erleichtertes Lächeln in die Runde und beginnt zu schwitzen. Regelrechte Dampfwolken steigen aus seinem massigen Körper auf. Rinnsale bilden sich an den Schläfen, feuchten Flecken unter den Achseln fressen sich weiter in den trockenen Stoff vor und ich beginne flacher zu atmen. Ich werfe einen Blick zu Markus und weiß, er denkt im Moment dasselbe wie ich:

»Hoffentlich nicht der!«

Unsere Tickets tragen die Nummern 19A und 19B. Wir hoffen nach wie vor, dass 19C frei bleibt – und wenn nicht, dann bitte eine möglichst schlanke Person. Der Fleischberg vor uns, dessen Hemd mittlerweile eine einheitlich dunkle Farbe angenommen hat, ist eindeutig der dickste Passagier im ganzen Bus.

Das boarding dauert lange. Die Mexikaner sind etwas zu diszipliniert. Jeder wartet, bis sein Vordermann oder seine –frau den geeigneten Platz für das Kofferchen gefunden hat. Wir zählen zu den letzten unseres Busses, die ins Flugzeug einsteigen, und die Spannung ist groß. Mit einem Blick schätze ich die Zahl der Sitzreihen ab, da vorne dürfte 19 sein – das gibt es nicht! Dort sitzt jener schweißgebadete Typ auf einem C-Platz. Mit dem boarding-pass stehe ich völlig verdattert vor ihm, kann es nicht recht glauben. Übereilig stemmt er sich aus dem Sitz, schenkt mir ein freundliches Lächeln und lässt uns hineinrutschen. Markus und ich schauen uns hilflos und stumm an, der Typ lächelt immer noch.

»Tja«, tönt es schließlich resigniert aus Markus. Der Mexikaner deutet das als Beginn einer Konversation und stellt sich uns mit einem strahlenden Gesicht vor: »Carlos.«

»Carlos!«, entfährt es uns überrascht und wir müssen lachen. Der Mexikaner stimmt ohne Scheu in unser Gelächter ein, obwohl er nicht ahnen kann, was der Auslöser unserer Reaktion gewesen ist. Markus und ich haben in den letzten Monaten alle Bücher über die Lehren des Don Juan gelesen. Don Juan war ein mexikanischer Yaqui-Indianer und spiritueller Lehrer des Buchautors Carlos Castaneda. Und nun stellt sich uns der erste Mexikaner, den wir treffen, als Carlos vor! Für uns ein gutes Omen.

Wenn auch ein schwer zu ertragendes.

Trotz Klimaanlage sondert der Mexikaner weiterhin hunderte glitzernde Schweißperlen ab, die sich zum Teil mit seinen Worten verbinden und bis zu mir fliegen. Ich lasse mir von Carlos die Aussprache der spanischen Vokabeln bestätigen, während Markus im Sprühregen unserer Unterhaltung sitzt. Als wir ihm unsere beabsichtigte Reiseroute erklären, fragt er uns unvermittelt, ob wir denn Freunde oder Verwandte in Mexiko hätten? Unsere verneinende Antwort löst bei ihm Bestürzung aus und er erklärt sich ohne Umschweife zu unserem ersten mexikanischen Freund, den wir in Veracruz, seinem Heimatort, unbedingt besuchen müssten. Da diese Stadt fernab unserer Route liegt, können wir diese Einladung - ohne unfreundlich zu sein - dankend ablehnen. Carlos scheint nicht beleidigt zu sein.

Der Kapitän kündigt den Start an. Mit einer Verspätung von 40 Minuten heben wir ab und Paris kippt unter dem linken Flügel weg. Gleich darauf tauchen wir in die Wolkenmasse ein, die sich an den Flügeln zu dünnen Wasserfäden spinnt. Auf dem großen Display in der Mitte des Passagierraumes können die Flugdaten mitverfolgt werden. Die Beschleunigung scheint noch mehr Wasser aus dem Körper Carlos zu pressen. Die Tropfen vereinen sich zu Rinnsalen.

An den Bildschirmen in den Rückenlehnen der Vordersitze flackert die Flugroute auf: Calais – London – Irland – Grönland. Mein Blick nach draußen versinkt im flauschigen Weiß einer endlosen Wolkendecke. Schade. Zu gern hätte ich meine Aufmerksamkeit den Miniaturlandschaften unter uns gewidmet und wäre dadurch der übel riechenden Realität weniger bewusst gewesen.

Carlos stinkt.

Das bestätigt auch Markus. Und er muss es beurteilen können, denn ihre beiden Körper berühren sich beinah. Der scharfe Geruch von Achselschweiß hängt wie ein feuchte Glocke über Carlos' Biomasse. Markus drängt sich näher an mich.

Er tut mir aufrichtig Leid, aber ich würde trotzdem nicht den Platz mit ihm tauschen wollen. Mein tröstender Vorschlag: »Wir können uns ja mal abwechseln«, weckt keine Euphorie bei ihm, er kennt mich offenbar zu gut und glaubt mir kein Wort.

In der Reihe vor uns verfügt ein junger Typ über drei Sitze. Die Welt ist ungerecht; wir klemmen hier zu dritt! Das einfachste wäre, Carlos eine Reihe nach vor zu versetzen. Aber wie bewegt man 120 Kilogramm, ohne den darin wohnenden Menschen zu beleidigen? Carlos scheint sich äußerst wohl zu fühlen und strahlt uns an. Er merkt, dass sich unser Gespräch um ihn dreht.

Markus versucht es mit der freundschaftlichen Tour und macht Carlos auf das Metallgestänge aufmerksam, das sich unter Carlos' Vordersitz befindet und es dem Mexikaner unmöglich macht, beide Beine auszustrecken. In der Reihe vor ihm ist kein Fußhindernis vorhanden.

Der junge Typ am Fensterplatz hätte doch sicherlich nichts dagegen, wenn Carlos den Gangsitz wählen würde, lautet Markus Vorschlag. Jetzt ist die Katze aus dem Sack. Carlos ist gerührt von solcher Obsorge und winkt vehement ab.

Nein, es sei schon recht bequem und zudem schätze er unsere Gegenwart als Gesprächspartner. Ihm seien Freunde wichtiger als ausgestreckte Beine, beendet er das Thema.

»Wer braucht da noch Feinde?«, fragen wir uns und kommen uns niederträchtig vor.

Die Stewardess eilt herbei und vergewissert sich, ob wir die Vegetarier mit dem vorbestellten Spezialmenü seien. Bevor sie in die Bordküche zurückkehrt, öffnet sie das Gepäckfach über uns, um einer Passagierin eine Jacke zu reichen. Erschrocken und mit einem spitzen Schrei fährt sie zurück. Carlos klemmt unbeteiligt zwischen den Armlehnen und transpiriert vor sich hin, bis ihm die Stewardess auf die Schulter tippt und zum Gepäckfach hinauf deutet. Nun werden wir neugierig. Carlos stemmt seinen Körper aus dem Sitz, schaut ins Gepäckfach und nickt, während er mit dem Daumen auf seine Brust weist. Die Stewardess will ihm sein Eigentum, eine Art Käfig, übergeben, während Carlos abwehrt und stets »no problem« wiederholt. Doch die Frau setzt sich durch und der Mexikaner mit dem Käfig wieder hin. Nun sind wir zu viert in einer Sitzreihe. Wir wollen wissen, mit wem wir den geringen Platz teilen, doch durch die Plastikwände können wir nicht erkennen, um welches Tier es sich handelt.

»Teckel«, klärt uns Carlos auf. Und als wir nicht verstehen, zieht er eine Visitenkarte hervor. *Deutscher Teckel* steht zwischen kleinen, farbigen Hundebildern. Irgendwie kapieren wir noch immer nicht. Erst als Carlos den Käfig umdreht und wir den kleinen Hund mit den Hängeohren erkennen entfährt uns ein überraschtes »Dackel! Ein junger Dackel!« Carlos nickt bestätigend und sagt: »Teckel.«

Er ist Hundezüchter und hat für diesen kleinen Hund bereits fünf tierische Bräute erwählt, die in Mexiko auf deutsche Befruchtung warten. Eine penetrante Geruchswolke breitet sich aus, Carlos schnuppert am Käfig und verabschiedet sich samt Hund in Richtung Toiletten. Bevor der Mexikaner zurück ist, reicht die Stewardess unser Menü durch das Duftgemisch von Schweiß und Hundepisse und wünscht: »Bon appetit!«

Das Essen ist ausgezeichnet und wir schlingen es gierig hinunter, bevor Carlos zurückkehrt. Nachdem er eine Handvoll Trockenfutter durch das Gitter geschoben hat, stellt der Mexikaner den Käfig in die Vorderreihe und lässt sich schwer atmend wieder neben Markus in den Sitz plumpsen.

»Warum nicht umgekehrt?«, möchten wir am liebsten fragen, lächeln jedoch höflich zurück.

Carlos hat auch Hunger und wundert sich, weshalb wir bereits vor leeren Tablett sitzen. Markus probiert sein bestes Spanisch aus:

»Soy vegetal.« Zuerst blickt der Mexikaner irritiert und als ich verbessere auf:

»Somos vegetarianos« bricht Carlos in herzhaftes Gelächter aus. Er ist gar nicht mehr zu beruhigen, haut sich auf die Schenkel und schließlich Markus auf den Rücken. Die Freundschaft ist endgültig besiegelt und Markus ein Gemüse – hat er ja selbst gesagt!

Mittlerweile ist der olfaktorische Supergau eingetreten. Hunderte von Passagieren lüften die Stannioldeckel ihrer Menüdosens und Fischgeruch schwappt in feuchten Wogen durch die Sitzreihen. Carlos ist eine Ausnahme, er hat Rindsragout gewählt und macht sich mit Appetit über die braunen Stücke her, die sowohl in der Konsistenz als auch im Geruch an Kitekatbröckchen in leckerer Soße erinnern.

Wir bemitleiden uns gegenseitig.

Carlos uns, weil er nicht verstehen kann, wie man ohne Fleisch überhaupt lebensfähig ist, wir den Mexikaner, der Katzenfutter unwiderstehlich findet. Carlos versucht uns zu überzeugen, welche ein Genuss saftige Steaks sein können, Schweinerippen und Hühnerkeulen. Als er jedoch zusehen muss, wie wir die citrusduftenden Erfrischungstücher zu Röllchen drehen und uns in die Nasenlöcher stopfen, gibt er beinahe auf. Mit dem Whiskey unternimmt er einen letzten Versuch, uns an seinem Geschmack und Geruch teilhaben zu lassen, dann wendet er sich achselzuckend dem Bildschirm zu, wählt den Film *How to survive christmas* und steckt sich Kopfhörer in die Ohren.

Wir haben den richtigen Zeitpunkt verpasst.

Nach dem Essen wollten wir nämlich Carlos höflich bitten, nach vorne zu wechseln, damit wir uns ein wenig zum Schlafen niederlegen können. Nun ist er unerreichbar in die Videowelt abgetaucht. Obwohl es sich um ein ernsthaftes Thema handelt – wir stellen uns jährlich die weihnachtliche Überlebensfrage – amüsiert sich der Mexikaner köstlich. Er reagiert wie die meisten Kopfhörer-verstöpselten Menschen mit übertriebener Lautstärke auf die vermeintliche Schwerhörigkeit und brüllt sein »HoHoHo« in den Passagierraum.

Ich muss aufs Klo. Aber Carlos dichtet unsere Sitzreihe wie ein Pfropfen ab. Erst als ich ihn fest an der Schulter rüttle, versteht er mein Bedürfnis und lehnt sich etwas zur Seite, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen. Offensichtlich meint er, ich könne über ihn hinweg *robber*. Denn zum *Darübersteigen* müsste ich einen Spagat vollbringen. Ich tippe ihn erneut an. Mir zunickend erhebt er sich und streckt sein Hinterteil in den Gang, den Kopf am kurzen Kopfhörerkabel vor dem Bildschirm fixiert. Da man die Armlehnen nicht ganz aufklappen kann, komme ich beim besten Willen nicht an ihm vorbei. Mit einem Seufzer zupft er die Stöpsel aus den Ohren und lässt mich endlich durch.

Es sind erst zwei Stunden vergangen, zehn Flugstunden liegen noch vor uns. Bei meiner Rückkehr beschließen Markus und ich, nach dem Video Carlos um einen Platzwechsel zu bitten. Neidisch betrachten wir den Mann vor uns, der sich quer über seine drei Sitze ausgestreckt hat.

Markus hat die Augen geschlossen und sich schicksalsergeben in den Sitz zurückgelehnt. Ich versuche, die Menüführung des Minicomputers zu durchschauen. Der Bildschirm vor mir lässt sich durch Antippen mit dem Finger steuern. Es gibt die Möglichkeit Musikprogramme, Videos, Spiele oder die Flugdaten abzurufen. Ich möchte Solitär spielen, scheitere aber stets daran, dass der Touchscreen plötzlich nicht mehr auf meine Berührungen reagiert. Endlich entdecke ich in der Armlehne eine Art Tastatur mit Pfeilen, über die ich den Cursor zu den Karten steuern kann. Die Bedienung ist äußerst unkomfortabel, ich muss mich regelrecht verrenken, um mit der rechten Hand die Tasten an der linken Armlehne zu erreichen. Zudem sehe ich die Symbole auf den Tasten bloß, wenn ich ganz tief unter den Sitz vor mir rutsche um auf Augenhöhe mit der Armlehne zu sein. Idiotisch. Nach drei verkrampten Spielen gebe ich auf und hoffe, dass Carlos' Video bald zu Ende geht.

Draußen gibt es nichts zu sehen. Wenn die Wolkendecke einmal aufreißt, zeigt sich nur die eintönige Atlantikoberfläche. Ich muss wohl ebenfalls ein wenig eingenickt sein, denn als ich die Augen wieder öffne, sehe ich Carlos Solitär spielen. Er hält die Tastatur wie eine Fernbedienung in der Hand. Das Ding kann man aus der Armlehne herausnehmen! Darauf wäre ich selbst nie gekommen.

Ich lasse Carlos ein Spiel gewinnen und bitte ihn dann ganz freundlich, ob er nicht so lieb wäre, sich eine Reihe nach vorne zu setzen, damit Markus und ich uns auf der Dreierbank zum Schlafen ausstrecken können. Den Dackel könne er selbstverständlich zu uns stellen. Der Mexikaner hat keine Chance, meine so charmant vorgetragene Bitte abzuschlagen. Der Typ vor uns ist gerade mit einem Videospiel beschäftigt und wird mit vollendeten Tatsachen konfrontiert. Markus rutscht ans Fenster und ich lege mich quer. Mit Hilfe von Polstern und unter Einbeziehung des Hundekäfigs kann ich die Liegefläche so erweitern, dass es zum Schlafen reicht. *Die Zeit vergeht wie im Flug* - unendlich langsam. Der Erfinder dieser geflügelten Worte hat den Satz entweder nicht beendet, oder er ist selbst nie economy-class geflogen. Anders kann ich mir die populäre Fehldeutung nicht erklären.

Über der Hudson Bay erwache ich, länger ließ sich mein Körper nicht von der scheinbaren Bequemlichkeit des Nachtlagers täuschen. Jeder Muskel hat seine eigene schmerzhaftige Antwort auf Armlehnen, Metallverschlussklappen der Sicherheitsgurte und Hundekäfig gefunden. Erst Halbzeit!

Markus beendet sein hundertstes Solitär über Kanadas großen Seen und wir tauschen wieder die Plätze. Durch die halbgeöffnete Sonnenblende blinze ich auf Nordamerika hinab. Da wir nach Westen gegen die Erdrotation fliegen, ist die Nachmittagssonne unser ständiger Begleiter und zeichnet mit langen Schatten die Landschaftskonturen nach. Am Bildschirm vor mir zieht das Flugzeug eine rote Spur von Minneapolis quer durch Iowa (Sioux City) und Nebraska bis Colorado. Allesamt klingende Namen, die ich mit wildromantischem Indianerland

verbinde. Meine Karl-May Illusion wird jäh von der karierten Realität unter mir zerstört. Schnurgerade Linien, die in einem Parallelabstand von rund einer halben Meile in Nord-Süd Richtung verlaufen und sich mit den West-Ost Linien zu einem schier endlosen Gitter verflechten, welches das Land und seine Bewohner gefangen hält. In jedem Quadrat befindet sich in der Südwest-Ecke ein großes, längliches Wirtschaftsgebäude und ein kleineres Wohnhaus. Zwei Stunden lang fliegen wir über diese monotone Landschaft, in der es keine Kurven, keine Abwechslung, nicht einmal eine Variation in der Anordnung der Gebäude gibt. Unfassbar. Selbst wenn sich der Boden unter dem Netz aufbäumt und zu Hügeln wölbt, werden diese stichgerade von den Straßenlinien zerschnitten. Die künstliche Landschaft strahlt eine erbarmungslose Strenge aus, die nur an optimaler Nutzung interessiert ist. Wie es den Bewohnern dieser großkarierten Welt wohl ergeht? In welche Bereiche muss die kreative Fantasie flüchten, wenn über tausend Kilometer hinweg alles gleich ist? Erst am Fuß des Colorado Gebirges zerbrechen die Linien, ein paar wenige biegen sich mühsam in die Täler hinein, wo sie schließlich aufgeben.

In der Dämmerung überfliegen wir die Grenze zu Mexiko. Unter uns leuchten schwach die Lichter von Chihuahua, unserem heutigen Ziel. Der Bildschirm zeigt eine verbleibende Flugdauer von zwei Stunden bis zum Flughafen in Mexiko-City an. Das löst einige Verwunderung bei uns aus, denn auf den Inlandflugtickets von Mexiko-City bis Chihuahua beträgt die Zeitdifferenz zwischen Abflug und Ankunft bloß eine Stunde! Eine kleinere Maschine kann doch nicht doppelt so schnell fliegen, wie wir jetzt? Seltsam.

Nach dem Abendessen bekommen wir das Formular für die Zollformalitäten. Beim Ausfüllen werden wir daran erinnert, dass uns bei der Ankunft wenig Zeit für verdammt viel Behördenkram bleibt. Denn niemand, nicht einmal der hilfsbereite Carlos, kann uns sagen, ob wir denn nun in Mexiko-City offiziell einreisen müssen, oder ob wir wie unser Gepäck im Transit nach Chihuahua durchgeschleust werden. Das wiederum zweifelt die Stewardess an und vermutet, dass wir auch das Gepäck irgendwo abholen und erneut einchecken müssen.

Entsprechend nervös stürmen wir mit einer Verspätung von 45 Minuten das Flughafengebäude. Carlos haben wir aus den Augen verloren, bevor wir uns verabschieden konnten. Ich steuere ein Pult an, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Informationsschalter hat und werde an eine Schlange Wartender vor einem *Aero Mexiko Desk* verwiesen. Irgendwie erscheint uns das zu einfach. Anstatt geduldig zu warten, hängen wir uns an eine Schar Neuankömmlinge, denen ein Uniformierter Stempel in die Pässe drückt. Tatsächlich haben wir so die Einreisebehörde gefunden und können nun nach Chihuahua einchecken. Über den Verbleib des Gepäcks kann uns niemand Auskunft geben. Wir irren durch das Gebäude um das richtige Abflugterminal zu finden, man schickt uns freundlich treppauf und ebenso freundlich wieder treppab. Die Mexikaner scheinen das Nummerierungssystem selbst nicht zu durchschauen. Auf einem dieser zahlreichen Wege entdeckt Markus einen Bankomat und ein paar Minuten später halten wir Pesos in der Hand. Ich kann gar nicht glauben, dass es auf Anhieb funktionierte, wo ich doch den spanischen Anweisungen bloß intuitiv gefolgt bin!

Rechtzeitig zum *boarding* erreichen wir das Gate. Diesmal sind nur Mexikaner an Bord. Alle gebärden sich erschreckend munter und frisch, was den Kontrast zu unserem zerknautschten Gefühl verstärkt. Als sich die Maschine in Bewegung setzt, meldet sich der Kapitän zu Wort und redet etwas von zwei Stunden Flugzeit, obwohl auf unserem Ticket nur eine Stunde zwischen Abflug und Ankunft liegt. Die Stewardess erklärt uns, dass Chihuahua in einer anderen Zeitzone liegt. Das bedeutet für uns noch weitere drei Stunden, ehe wir uns in einem Bett ausstrecken werden!

Markus wartet, bis sich die Crew angeschnallt hat und löst dann seinen Gurt. Die Maschine hebt ab und mitten im Steigflug verschwindet Markus unterm Sitz. Er scheint mich gar nicht mehr zu hören, als ich ihn auffordere, wenigstens zu warten, bis das Gurtsymbol erlischt. Er klemmt bereits zwischen den Sitzbefestigungen unter unserer Bank und pennt.

Wir landen um 23:30 Uhr Ortszeit in Chihuahua. Ein Stück Papier mit der Adresse des Hotels steckt griffbereit in meiner Hüfttasche. Aber die spanischen Vokabeln sind irgendwo in den Hirnwindungen hängen geblieben. Während wir auf das Gepäck warten, versuche ich Wortfragmente in Sätze zusammenzustellen. Aber die Rucksäcke sind schneller als mein Denken. So stammle ich verlegen etwas von Taxi und Hotel Apolo, woraufhin mir die verständnisvolle Frau am Schalter einen Gutschein in die Hand drückt und mir in bestem Englisch erklärt, dass wir das Sammeltaxi draußen vor der Halle benützen können.

Als der Taxifahrer vor einer hell beleuchteten Hotellobby parkt und die anderen Passagiere gleich von mehreren eilfertigen Diener umringt werden, sage ich zu Markus: »So ähnlich stelle ich mir das Apolo vor« und freue mich auf ein luxuriöses Zimmer mit großzügigem Bad. Wir sind schon 24 Stunden unterwegs und mein Körper sehnt sich nach einer Dusche und einem Bett.

Die Adresse des Hotels haben wir dem Lonely Planet entnommen, der das Apolo besonders wegen seiner eindrucksvollen Lobby in griechischem Stil mit Stuckdekor lobt. Obwohl es nicht gerade billig ist, haben wir für die erste Nacht in Mexiko ein Zimmer via Email reserviert. Nach der Reiseanstrengung wollten wir uns ein wenig Luxus gönnen.

Mittlerweile sind wir allein im Taxibus und der Fahrer vergewissert sich, ob wir im Ernst das Hotel Apolo Dorado meinen. Markus und ich schauen uns an. Was soll dieser Unterton?

»Natürlich, Apolo Dorado.«

Zu dumm, dass ich den Straßennamen nicht notiert habe und der Lonely Planet ist zuunterst im Reisegepäck. Der Fahrer schaut zweifelnd, ich frage nach, ob es denn mehrere Apolos gäbe, aber er scheint mein Spanisch nicht zu verstehen. Die Lichter werden seltener, wir fahren wieder aus dem Stadtzentrum hinaus. Seltsam. Das Apolo soll laut Reisehandbuch nur fünf Minuten Gehzeit vom Zentrum entfernt liegen? Der Fahrer kurvt mit uns durch einsame Vorortstraßen, Tankstellen, Lagerhallen, viel mehr wird von den seltenen Laternen nicht beleuchtet.

»Ist Mexiko gefährlich?«, schießt es mir siedend heiß durch den Kopf, doch in dem Moment hält das Taxi vor einem zweistöckigen Betonklotz. Durch einen Rundbogen fällt ein schwacher Lichtschimmer auf den Parkplatz, darüber steht in glimmenden Neonlettern *Apolo Dorado*. Es könnte sich ebenso gut um ein Bordell oder eine Spielhöhle handeln – an ein Hotel

erinnert es mich keinesfalls. Selbst der Taxifahrer scheint sich nicht sicher zu sein und stürmt als erster ins Gebäude. Im Halbdunkel des Eingangs erkenne ich eine Theke mit einem Schlüsselboard dahinter. Zimmervermietung gibt es immerhin. Ein ziemlich verschlafener, unfreundlicher Mann erscheint und der Taxler spricht auf ihn ein. Ich verstehe leider kein Wort. Endlich darf ich auch etwas sagen und bringe meine auswendig gelernten Sätze von der Reservierung eines Doppelzimmers mit Dusche vor. Der Rezeptionist – so deute ich die Funktion des Mannes jedenfalls – weiß offensichtlich nichts von einer Reservierung, obwohl er nickt. Er stöbert in Computerausdrucken und Listen, auf denen unser Name stehen sollte und schiebt sie dann resigniert unter die Theke zurück.

Aus mir unbekanntem Grund triumphiert der Taxler und sieht mich dann fragend an. Auch Markus will von mir wissen, ob wir schon im richtigen Hotel seien. Die griechische Lobby ist nämlich nirgends zu erkennen und dieses Hotel scheint eine ziemlich miese Absteige zu sein. Alle Augen sind auf mich gerichtet. Scheiße, ich bin so müde, dass ich am liebsten losheulen würde. Mein Hirn arbeitet viel zu langsam, um auf das Spanisch reagieren zu können und Markus deutsche Zweifel verwirren mich noch mehr. Ich kann mich nicht erinnern, dass im Reiseführer etwas von zwei namensgleichen Hotels in Chihuahua gestanden hat. Es gibt ja ohnehin kaum Unterkünfte in diesem Kaff. Der Nächtigungspreis und der Hotelname über dem Schlüsselboard stimmen jedenfalls. Die Uhr darüber zeigt Mitternacht. Der Rezeptionist schiebt mir einen Schlüssel zu. Als ich ihn an mich nehme, dreht sich der Taxler abrupt um und verlässt grußlos das Gebäude.

Vielleicht hätten wir uns vorher das Zimmer ansehen sollen, fällt mir ein, als das Auto wegfährt. Sogar der spanische Wortlaut dieses Wunsches liegt mir auf der Zunge. Leider zu spät.

Der Typ hinter der Theke ist plötzlich freundlich und erklärt uns, dass der Taxifahrer Provision kassieren wollte, weil er dem Hotel neue Gäste gebracht habe. Aber bei einer Reservierung durch uns, was der Taxler nicht glauben wollte und ihm zu dieser nächtlichen Stunde auch niemand beweisen konnte, fällt er um die Provision um.

Wir hieven unser Gepäck in den ersten Stock und sperren unser Zimmer auf. Ein schmales Doppelbett, flankiert von zwei Nachtkästchen füllt den Raum. Zwischen dem Fußende des Bettes und dem winzigen Bad ist gerade so viel Platz, um unser Gepäck abzustellen. Anstelle des erwarteten Luxuszimmers nur ein schäbiges Loch. Ich bin zu müde, um mich zu ärgern. Vielleicht sind wir tatsächlich im falschen Hotel.

Im Kuhbubenland

2. Tag, Mittwoch, 7.12.2005

Die Sonne scheint um sieben Uhr früh ins Zimmer. Das goldene Licht erweckt das Tapetenmuster zum Leben, die Wände weichen vor der Helligkeit zurück. Unser kleines Bett befindet sich plötzlich in einem freundlichen Raum und der Teppichboden überrascht meine Füße, als ich aufstehe.

Heute Nacht sah alles abweisend und heruntergekommen aus. Oder war es meine eigene Geisteshaltung, die die unfreundliche Atmosphäre schuf? Markus dreht sich noch einmal um, ich hingegen fühle mich herrlich ausgeschlafen. Schließlich ist es auf meiner inneren Uhr bereits früher Nachmittag und Neugier treibt mich an. Nicht einmal der Blick durch die fast blinde Scheibe dämpft meine gute Laune.

Die graue Häuserzeile wirkt verlassen, jedes Leben zu Staub zerfallen. Kein Blattgrün, kein Blumenbunt, nur trostlose Eintönigkeit aus Beton und Asphalt. Die flachen Sonnenstrahlen fluten in die Stadt und brechen an den Glasfassaden der wenigen Hochhäuser. *Palacio del Sol* steht auf dem höchsten Gebäude, das sogar die Kirchtürme der Kathedrale überragt. Dort vermute ich das Zentrum von Chihuahua, denn es bilden sich Staubwirbel im Lichtstrom, hervorgerufen durch beginnende menschliche Aktivität.

Die Stadt liegt auf fast 1500 Metern Meereshöhe in einer Wüste, umgeben von einer Hügelkette, die ich in den glitzernden Lichtwogen kaum erkennen kann. Chihuahua, das wie *tschi-wa-wa* gesprochen wird, ist ein Wort der Indianersprache Nahuatl und bedeutet *trockenes, sandiges Gebiet*. Sehr treffend.

Während Markus duscht, stöbere ich im Gepäck herum und probiere das Ladegerät für die Akkus der Digitalkamera aus. Zu meiner Überraschung leuchtet die Kontrolllampe und der Ladevorgang beginnt.

»Es funktioniert!«, rufe ich zu Markus ins Bad und krame den Reiseführer hervor. Bei dieser Glückssträhne finde ich vielleicht auch eine Antwort auf die Frage, wo denn die geräumige Lobby im griechisch-römischen Stil geblieben ist? Als Markus endlich mit umgewickelten Handtuch im Rahmen der Badezimmertür erscheint und »Was?« fragt, bin ich mit dem Zeigefinger bereits den Stadtplan abgefahren und bei der Kathedrale angelangt.

»Die Kirchtürme dort drüben!«, antworte ich und zeige aus dem Fenster.

Markus blickt nachdenklich auf die Stadt und meint:

»Kann schon sein, dass die funktionieren. Schließlich sind neunzig Prozent der Mexikaner katholisch.«

Im Speisezimmer gleich neben der Lobby empfängt man uns freundlich. Aus dem Kellner sprudelt ein spanischer Wortschwall und ich verstehe bloß ein Wort: Kaffee. Wir wollen aber Tee, was den netten Mann schlagartig zum Schweigen bringt.

»Té negro con leche, por favor«, wiederhole ich stoisch. Langsam beginnt mein Gegenüber zu verstehen.

»Caliente?«, hakt er vorsichtig nach.

Bevor er uns noch kalten Tee serviert, begleite ich ihn zur Theke und deute mit Gesten die richtige Zubereitung von Tee an. So klappt die Verständigung besser. Der Koch erklärt mir alsdann das Frühstücksbuffet, indem er die Warmhaltedeckel anhebt und wortlos mit der freien Hand auf die Speisen zeigt. Es gibt Bohneneintopf, eine scharfe Tomatensauce und Speckeiern mit Tortillas. Als ich ihm verständlich machen kann, dass wir Vegetarier sind, blickt er mich lange und voller Mitleid an. Aber zu Eiern ohne Speck reicht die Empathie leider nicht. Egal. Die Bohnenpaste, ein mexikanischer Grundbestandteil fast jeder Mahlzeit, schmeckt ausgezeichnet und wird uns auf unserer Reise mit genügend Eiweiß versorgen. An den Tee werden wir uns allerdings erst gewöhnen müssen. Vor uns stehen 2 Tassen mit lauwarmen Wasser und unverkennbarem Kaffeegeruch (in der Thermoskanne wird sonst nur Kaffee serviert). Darin dümpeln blasse Beutel, deren Aroma ich sofort mit Krankheit assoziiere: Kamillentee. Als der Kellner endlich mit dem kleinen Kännchen Milch aufkreuzt, winken wir resigniert ab.

Bevor wir die Stadt erkunden, müssen wir unser Gepäck umschichten. Das konfrontiert uns mit der Frage: Wie gefährlich ist das Pflaster hier? Sollen wir die Pässe und Kreditkarten samt Bargeld bei uns tragen, im Zimmer verstecken, oder in einen Safe geben? Wohin mit den Flugtickets, Reservedollars und Eurobanknoten? Bevor wir uns selbst ein Bild von der Lage gemacht haben, können wir diese Fragen nicht beantworten. Also stopfe ich alle Wertsachen in meine Geheimfächer in den Rockfalten und vertraue darauf, dass mir kein Mensch ansieht, dass ich in Wirklichkeit ein wandelndes Geldschwein bin.

Mit dem Stadtplan in der Hand wandern wir zwei einsamen Straßen entlang, der triste Vorstadtcharakter ist auch im hellen Tageslicht bedrückend. Verlassene Gebäude, nicht vollendete Baustellen, ein ehemaliger Garten als letzte Ruhestätte zerbeulter Autowracks. Hinter jedem Eck könnte sich ein Räuber verstecken!

So sehr sich die Angst auch bemüht, erschreckende Bilder von Überfallsvarianten zu entwerfen, sie kann nur meine Gedanken okkupieren. Die Sinne bleiben frei. Die Wärme der sonnenbeschienenen Steinmauern berührt mich beim Vorbeigehen, ein fremdes Gesicht öffnet sich zum Gruß, aus einem Laden tönt geschwätziger Alltag. Vertraut wie eine Kleinstadt von daheim, dennoch ist alles neu. Der Körper registriert den anderen Geschmack der Luft, die Ohren stimmen sich auf die fremde Sprachmelodie ein. Und die Augen?

Sie pendeln zwischen dem klaren Blau des Wüstenhimmels und den scheuen Blicken der Vorübergehenden. Suchen im Auftrag der Gedankenangst nach Spuren und Zeichen einer Gefahr.

Als wir den Platz vor der Kathedrale erreichen und die großen Steinplatten überqueren, gibt die Furcht endlich auf. Sie kann die eingebildete Bedrohung angesichts der realen Bilder nicht länger aufrecht erhalten.

Hunderte Tauben gurren balzend vor dem Portal und lassen sich von den Kirchgängern nicht stören. Wir ruhen uns auf einer schattigen Parkbank aus und genießen die Atmosphäre. Ein Kind reißt sich von der Mutterhand und stürmt gellend zwischen die Vögel. Es erhebt sich ein Flattern und Brausen, die Menschen halten inne. Die Tauben formieren sich zu einem wirbelnden Kreis und jagen zwischen den Köpfen hindurch, streifen Haare und Gesichter, lösen Gekreische und Flüche aus. Denn um Höhe zu gewinnen, werfen sie Ballast ab, sprich: sie schießen. Feuchte Kotbatzen klatschen auf das Pflaster. Wir ducken uns, als der Schwarm über uns hinweg zieht. Kurze Zeit später ist die Luft still. Das Kind steht mit staunend aufgerissenen Augen noch am selben Fleck und ist von seiner eigenen Wirkung überwältigt. Die Mutter muss den kleinen Körper, der weiterhin angewurzelt verharrt, regelrecht losreißen. Bei der ersten Stufe des Kircheneingangs stolpert das Kind, es hatte den Blick noch immer auf den Himmel gerichtet. Sein Geplärre setzt die Menschenmenge wieder in Bewegung.

Die meisten Personen dürften mexikanische Touristen sein. Sie heben sich von der lokalen Bevölkerung durch elegante und teurere Kleidung ab und lassen sich von Männern mit protzig zur Schau gestellten Polaroidkameras zu Kunstwerken gruppieren und fotografieren. Danach hält der Fotograf den noch feuchten Abzug wedelnd in die Höhe, während sich die Kundschaft neugierig um ihn drängt. Er genießt den Moment seiner Wichtigkeit und zögert ihn so lange wie möglich hinaus. Wenn die Ungeduld der Wartenden zu groß wird, gibt er das Foto aus der Hand und ist augenblicklich vergessen. Die Rücken beugen sich über das Bild. Durch energisches Schulterklopfen muss er erst wieder auf sich aufmerksam machen um seinen Lohn einzufordern. Noch während er das Kleingeld in seine Jackentasche gleiten lässt, sucht sein Blick neue Kundschaft. Er entdeckt uns. Schnellen Schrittes steuert er auf die Parkbank zu und hebt mit einer Hand die Polaroidkamera zur Demonstration hoch. Wir zücken unsere Digitalkamera und strecken sie ebenfalls in die Luft. Das war gemein aber wirkungsvoll, er dreht ab.

Wir würden gerne die Gruppe von Indigenas fotografieren, die einen kleinen Marktstand am Platz aufgebaut haben. Es sind Frauen vom Indianerstamm der *Tarahumara*. In ihren traditionellen Gewändern böten sie ein wunderbares Fotomotiv. Doch irgendwie scheinen sie unser Ansinnen zu erahnen und drehen uns stets den Rücken zu. Die *Tarahumara* sind ein Volk von Läufern, bekannt für ausdauerndes, schnelles Gehen über kilometerlange Strecken. Dabei tragen sie bloß Schnürsandalen, die sie eigenhändig aus einem Stück Leder und ein paar langen Riemen herstellen. Das ist ihr einziges Schuhwerk, selbst im Winter, wo es auch einmal schneien kann. Typische Kleidungsstücke der *Tarahumara* sind die kurzen Blusen und Hemden, die unterhalb der Schulterpasse durch bauschige Rüschen größtmögliche Weite und Bewegungsfreiheit gewährleisten. Frauen tragen fast bodenlange Vollglockenröcke, die am unteren Ende mit zwei schmalen Rüschevollants besetzt sind. Da die kurzen Blusen kaum bis zur Taille reichen, binden sich die Frauen bei Kälte farbenprächtig gewobene Tücher um. Manchmal lugt auch ein Kinderkopf aus dem Stoffwickel hervor.

Männer zeigen mehr Beinfreiheit. Sie gewanden sich in ein weißes Stück Stoff, das zu einem Lendenschurz um die Hüften geschlungen wird. Vorne reicht das Tuch bloß in die halben Oberschenkel, hinten hängt ein dreieckiges Spitz bis zu den Waden hinab.

Männer wie Frauen lassen ihre Haare lang wachsen und tragen sie entweder offen oder zu Zöpfen geflochten. Genau dem Indianerklischee entsprechend.

Die *normalen* Einwohner Chihuahuas, die also nicht einer ethnischen Minderheit angehören, erfüllen hingegen das Cowboy-Klischee. Eigentlich übertreffen sie es sogar, manche der Machos wirken wie überzeichnete Karikaturen der Karl-May Helden. In Cowboystiefeln, deren dolchartigen Spitzen vorne aufgebogen sein müssen, um überhaupt ein Abrollen des Fußes zu ermöglichen, stolzieren die Männer über die Plaza. Oder sie lehnen an Straßenlaternen und blicken den Frauen nach, die Daumen in den Taschen der Jeans eingehängt und mit den Fingerspitzen lässig auf des Mannes wichtigsten Teil deutend. Ein breiter Ledergürtel mit blickfangender Riesenschnalle schnürt das buntkarierte Hemd in den Hosenbund. Jacke oder Gilet sind stilgerecht aus Leder oder verwaschenem Jeansstoff. Gekrönt wird die filmreife Aufmachung vom Hut. Einem originalen Cowboyhut. Sowie alles, was zu diesem Outfit gehört, original ist: Vom Stiefel bis zur Kopfbedeckung, vom Sattel bis zum Zaumzeug, Gürtel und Peitsche – Chihuahua ist *das* Eldorado für *richtige* Männer. Ein Geschäft neben dem anderen, ja regelrechte Einkaufstraßen bieten nur Cowboystiefel an. Im Krokodillederdesign mit Noppen, im Folklorelook mit Garnstickerei, oder in trendigen Modifarben wie rosarot, himmelblau oder neongrün.

Verzückt machen wir uns gegenseitig auf die kitschigsten Exemplare aufmerksam, wandern fassungslos den endlosen Regalen entlang und fotografieren die grellsten Kreationen. Die Verkäufer reagieren ratlos auf unser Amusement. Stecken sie ja selbst in solchen Schuhmonstern und können sich damit kaum fortbewegen. Da fällt es mir schwer, das Lachen zu unterdrücken und Bewunderung zu heucheln.

Markus ist da viel abgebrühter. Er schafft es doch allen Ernstes, sich nach dem Preis und der Qualität eines Sattels zu erkundigen; prüft gewissenhaft Leder und Verarbeitung der Nähte, testet das Gewicht. Als er sich die fachgerechte Anbringung von Sporen an den Cowboystiefeln erklären lässt, muss ich schleunigst das Geschäft verlassen, bevor ich vor Lachen platze.

Wir schlendern quer durch die Stadt Richtung Regierungsviertel. Die offiziellen Gebäude erkennt man leicht an der überbordenden Weihnachtsdekoration. Es ist Adventszeit, auch wenn es sich für uns Europäer nicht so anfühlt. Unsere Augen stören sich am scheinbaren Gegensatz der Plastikschnemänner in flimmernder Luft, an den Goldengeln mit Trompeten in der Kunststoffanne, neben der ein paar Indianer hocken. Den schönsten Kontrast bieten zwei riesige Glocken aus Glitzergirlanden, beide mindestens drei Meter hoch, die zwischen zwei Parkpalmen aufgehängt sind. Unter ihnen, im spärlichen Schatten der Glockenformen, unterhalten sich zwei Cowboys. Man sieht von ihnen bloß die Stiefel und die Jeans. »Kling Glöcklein, klingelingeling«, summe ich im Vorbeigehen und die Männer lachen mich freundlich an.

Das Büro der Touristeninformation ist eine Fundgrube. Wir decken uns mit Kartenmaterial, Fahrplänen und Broschüren ein und gehen ins Hotel zurück. Es ist zwar erst 3:00 Uhr nachmittags, doch unsere innere Zeit tickt noch anders. Bald rutscht der Reiseführer von der Bettdecke und nach drei Stunden Schlaf erwachen wir mit etwas schlechtem Gewissen. Es ist Abend und wir haben noch keinen Plan für die Weiterreise. Es gäbe rund um Chihuahua so viel zu sehen, aber die großen Distanzen schränken unseren zeitlichen Spielraum stark ein. Wir entschließen uns daher, erst die bereits zuhause festgelegten Ziele anzufahren und die anderen Optionen als Alternativen im Auge zu behalten. Das bedeutet, dass wir morgen in den Kupfercanyon weiterreisen werden.

Indianerland

3. Tag, Donnerstag, 8.12.2005

Ein Taxi bringt uns am Vormittag zur Bushaltestelle am südlichen Ende der Stadt. Knapp vier Stunden soll die Fahrt zum 300 Kilometer entfernten Creel dauern, vorausgesetzt, man hat einen der modernen Fernreisebusse gewählt. In Mexiko operieren eine Handvoll privater Busunternehmen, die einen hohen Standard zu moderaten Preisen bieten. Klimatisierte Mercedesbusse mit Videounterhaltung und Toiletten sind keine Seltenheit. Da die Eisenbahn nur eine marginale Rolle im öffentlichen Überlandverkehr spielt, sind die Fahrpläne der Busse sehr dicht. Trotzdem ist eine Sitzplatzreservierung angebracht, zumal hier die Anzahl der Passagiere auch der Anzahl der Sitze entspricht. Nur die lokalen Busse, die die kleinen Nebenlinien bedienen, werden mit Fahrgästen regelrecht aufgefüllt. Dafür kosten sie praktisch nichts.

Für unsere beiden Tickets haben wir soeben je 15 Euro bezahlt, das ist weniger als die Hälfte des österreichischen Zugpreises für eine vergleichbare Strecke. Nun lassen wir - in den zurückgeklappten Lehnen liegend, die Landschaft an uns vorbeifliegen.

Gleich nach den letzten Häusern hat die Steppe begonnen. Eine schier endlose Ebene goldener Gräser wogt unter einem Blau, dessen Intensität und Klarheit nur trockene Luft einer Hochlandwüste hervorbringen kann. Ab und zu durchbrechen stachelbewehrte Büsche die Zweitönigkeit der Welt. Malen grüne Kugeln in das horizontale Gold-Blau. Hinter den Büschen treten Pferde hervor, galoppieren den Highway entlang, im Wettlauf mit unserem Bus. Ein dreifacher Stacheldraht stoppt die wehenden Mähnen abrupt, dahinter grasen Rinder. Die Zäune vermehren sich, laufen dem Asphaltband entlang, brechen seitlich ins Grasland aus, umkreisen Wasserstellen und drängen Tierherden auf kleinem Raum zusammen. Unter ihren Hufen bricht rotbraun der Boden auf, das Gras ist zerstampft. Die Zäune begleiten nun Schotterpisten und legen sich wie große Schlingen um Gebäude, Stallungen und Garagen. Menschen hocken im Schatten der Mauern im Zentrum ihres Stacheldrahtnetzes wie Spinnen. Kontrollieren das Land, das ursprünglich die Heimat der Apachen und Comanchen war.

In der Ferne tauchen Hügel auf, die Ebene beginnt sich wellenartig aufzuwerfen. Das goldene Gras zieht sich auf die Kuppen zurück und überlässt die Senken dem dunklen Grün der Büsche. Aus ihnen wachsen vereinzelt Bäume hervor, strecken wuschelige Quasten in die Höhe. Immer mehr Pinien stehen auf, ein Wald formiert sich, wird zum Bollwerk gegen die Zäune, die vor dem Dickicht kapitulieren.

Bloß unsere Straße hat sich unerbittlich über alle Natur gelegt. Kaum eine Kurve ließ sie sich aufzwingen, schnurgerade meistert sie Senken und Hügel. Und bevor die Steigung zu groß geworden wäre, hat man die Kuppe einfach durchgefräst. Dann blicken wir auf steile Böschungen links und rechts der Fahrbahn. Offene Wunden, die nicht heilen wollen, selbst wenn Stahlnetze ein dürrtiges Pflaster darüber kleben.

Der Highway ist kaum befahren, ab und zu braust ein Truck an uns vorbei; Coca-Cola Transporter.

Die Pinienwälder sind auf der Anhöhe zurückgeblieben, wir rollen hinab zur nächsten Ebene: Ein Becken von zig Kilometern Durchmesser, mit goldenem Gras gefüllt bis an den Rand, wo die Straße die nächste Hügelkette erklimmt. Nie hätte ich mir eine Busfahrt so wunderschön vorgestellt. Nach drei Stunden quer durch die Prärie wechselt plötzlich das Landschaftsbild. Künstliche Wälder, geometrische Muster aus kopierten Bäumen legen einen grünen Gürtel um die Stadt Cuauhtémoc. Apfelplantagen drängen um Fabriken aus Wellblechfassaden, in denen der Saft aus den Früchten gequetscht wird. Jedes Bäumchen wird von fünf Meter hohen Stangen bewacht, über die bei Bedarf eine Nylonschutzfolie entrollt werden kann. Momentan sind die Abdeckplanen jedoch aufgewickelt und wie Vorhanggardinen seitlich an die Stangen geschnürt. Vor jedem Baumstamm richtet sich eine unterirdische Wasserleitung einen halben Meter hoch auf und taucht dann bis zum nächsten Baum wieder ab. Die gesamte Saftproduktion wirkt technisch und industrialisiert. Bedenklich stimmen mich die türkisen Farbflächen, die am Boden zwischen den Stämmen und teilweise auch an den Blättern leuchten. Stammen sie von Spritzmittel oder Dünger? Biologisch sieht das jedenfalls nicht aus.

Hinter der letzten Plantage beginnt übergangslos die staubige Stadt. Der Bus hält für zehn Minuten, wir trinken am Imbissstand eine Cola, Apfelsaft machte uns nicht an.

Eine wenig abwechslungsreiche Fahrstunde später erreichen wir Creel. Wir schultern unsere Rucksäcke und machen uns auf die Suche nach einer Unterkunft. Der Reiseführer lobt die große Auswahl an schönen Zimmern in allen Preiskategorien. Irgendwie teilen wir die Sichtweise des Autors nicht. Schon beim Apollo in Chihuahua konnten wir seinen Enthusiasmus nicht verstehen.

Creel liegt auf 2340 Metern über dem Meer und die Winterluft ist schneidend kalt. Ein beheizbares Zimmer mit viel Platz und einem gutem Restaurant in der Nähe wäre schön. Da offensichtlich Nebensaison ist, können wir in den Hotels fast jedes Zimmer besichtigen. Und es gibt viele Angebote, da hat der Reiseführer recht. Es mangelt uns bloß an der Qualität. Helfer bieten sich auf der Straße an, reichen Visitenkarten „ihrer“ Hotels und schrecken uns mit Billigstangeboten. Sie schauen ziemlich ratlos, wenn wir ihnen erklären, dass wir lieber doppelt so viel bezahlen würden. Schließlich sind wir am Ende der Straßensiedlung angelangt und blicken ebenfalls ratlos. Eine letzte Empfehlung des Reiseführers soll in der Seitenstraße

zu unserer Linken liegen. Dort befindet sich allerdings eine Baustelle, die Wand des beschriebenen Hotels wird gerade abgerissen.

Die Eingangstüre ist noch intakt, wir treten ein. Mit meinem besten Spanisch kämpfe ich gegen den Lärm der Hammerschläge an und die Rezeptionistin führt uns in den Innenhof. Ein kleiner Arkadengang umschließt Blumentöpfe und schmiedeeiserne Gartenstühle. Die Zimmer sind ringsum auf zwei Stockwerken verteilt. Allen sind zwei große Doppelbetten, ein Bad und ein Gasofen gemeinsam. Nur in Größe und Lage unterscheiden sie sich etwas. Die Entscheidung fällt schwer, diesmal ist die Auswahl zu groß. Die Vermieterin macht unterdessen ein günstigeres Angebot, weil sie unser Zögern auf den zuerst genannten Preis zurückführt. Doch da lag sie ganz falsch. 19 Euro pro Person für eine Übernachtung mit vegetarischer Halbpension sind unschlagbar! Soviel hatten wir für das winzige, abgewohnte Zimmer im Apollo ohne Frühstück bezahlt. Und ohne griechische Empfangslobby.

Nachdem wir unsere dicken Anoraks aus dem Gepäck gefischt haben, erkunden wir das Dorf. Die Einheimischen mustern amüsiert unsere Kappen und Handschuhe, aber es ist wirklich saukalt. Und selbst wenn die Indianer barfuß gehen, muss das noch lange nicht bedeuten, dass wir diejenigen sind, die übertreiben. Wir biegen ums Eck und stehen vor einer Gruppe Amerikaner. In Shorts und ärmellosen Leibchen. Obwohl wir massive Gänsehaut an ihren Körpern erkennen können, lassen wir nun doch unsere Kappen und Handschuhe in der Tasche verschwinden.

Creel ist ein staubiges Kaff. Wären da nicht zwei Internetcafes und einige Bars, Restaurants und Souvenirläden würde nichts auf Fremdenverkehr hindeuten. Bei der Tourismusinfo erkundigen wir uns, warum wir in Creel sind. Ein netter Mexikaner mit perfekten Englischkenntnissen liefert uns ausreichend Beweggründe für einen mehrtägigen Aufenthalt. Vom Mountainbiketrip zu einem See mitten in der Pampa, vom Besuch urtümlicher Felsformationen oder wilder Schluchten. Oder wie wär's mit einem Abstecher in einen der Canyons? »Seid ihr schon mit der berühmten Eisenbahn gefahren?« Von Fußwanderungen sollten wir absehen, die Distanzen sind zu groß.

»Macht halt Autostopp, wenn es euch zu weit ist«, meint er lakonisch.

»Autostopp??« Ich traue meinen Ohren nicht. »Hier in Mexiko? Und die Banditen, Mörder, Erpresser, etc? Fahren die nicht Auto?«

Er lacht und entgegnet, dass diese Gegend sehr sicher sei.

Wir entscheiden uns vorerst lieber fürs Radfahren, die Bikes können wir bei ihm morgen ausleihen.

Zurück auf der Straße begegnen wir einer Prozession Gläubiger, die betend hinter einem Pickup durch den Ort ziehen. Auf der offenen Ladefläche ist eine lebensgroße Marienstatue festgezurr. Das Haupt gekrönt mit einer Girlande, die - von der Autobatterie gespeist - in blauen und weißen Lichtlein blinkt. »Maria Empfängnis!«, fällt mir ein, heute ist der 8. Dezember.



Cowboy



Indianer



Im Indianerland im Norden Mexikos



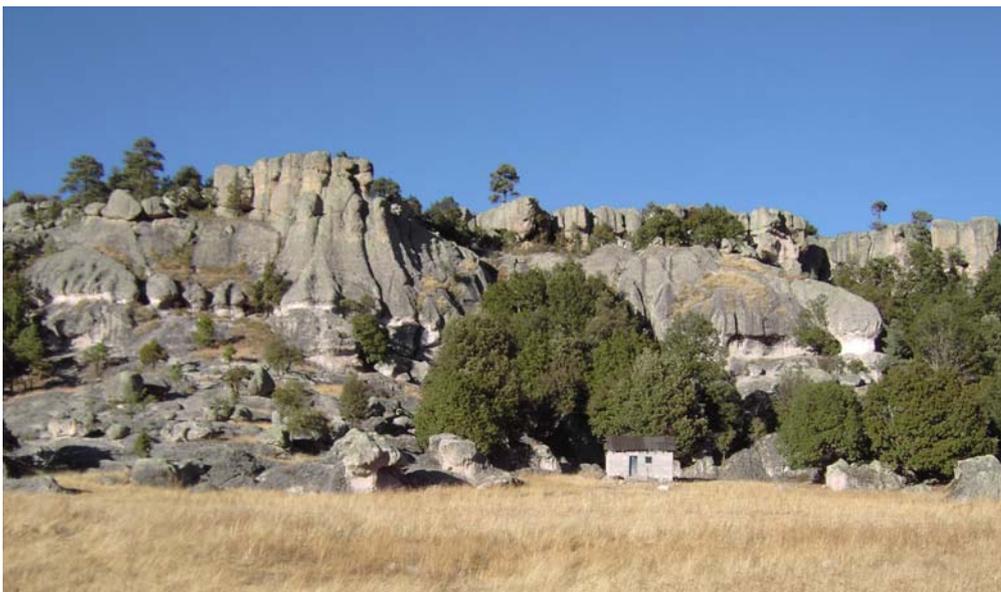


Sierra Tarahumara





Das Tal der Mönche (?)



Um 17:30 Uhr wird es bereits dunkel, Zeit den Gasofen im Zimmer anzuwerfen. Bis Markus das knacksende und zischende Ungetüm dazu bringt, Wärme abzustrahlen, stehe ich unter der Dusche und brühe meine Haut krebsrot. Über Nacht löschen wir die Flamme wieder aus, zu unerfahren sind wir im Umgang mit Gasheizungen. So müssen wir alle paar Stunden Decke um Decke auflegen, je tiefer die Temperatur absinkt.

4. Tag, Freitag, 9.12.2005

Am Morgen sind die Wasserlacken zugefroren. Raureif zuckert die Gartenlandschaft des Innenhofes. Ein guter Grund, um das Frühstück gemütlich zu genießen. Bei Minusgraden ist Radfahren kein Vergnügen. Das Frühstück im geheizten Speisesaal hingegen schon. Zuerst wird eine Eierspeise mit Zwiebeln und Paprika aufgetragen, danach folgt Toastbrot mit Butter und Marmelade. Dazu können wir Schwarztee mit Milch trinken, so viel wir wollen. Aber das Beste ist eine Schale dicker, heißer Vanillemilch mit Bananenstückchen, eine Art halbflüssiger Pudding, der wärmt und verwöhnt zugleich.

Der Mexikaner ziert sich etwas, als wir die Bikes abholen wollen. Erst müssen wir in sein Büro. Anhand einer Skizze, der man ansieht, dass sie die Kopie einer Kopie einer Kopie etc ist, erklärt er uns den Weg, indem er mit einem Kuli die kaum erkennbaren Linien nachzeichnet. Jede Abzweigung, jede Weggabelung, überhaupt jedes Detail beschreibt er uns. In seinen Augen müssen wir extrem orientierungslose Deppen sein – Touristen eben. Mit dem Wisch in der Hand fassen wir unsere Räder aus. Der Verleiher rät uns noch, die Bikes niemals aus den Augen zu lassen. Unser mitgebrachtes Stahlseilverschluss belächelt er bloß. In dieser Gegend seien die Menschen so arm, dass ein Rad ein willkommenes Zubrot sei. Und selbst abgeschlossenen Räder ließen sich einfach auf einem Anhänger abtransportieren oder wegschaffen.

Gestern habe er noch von sicherer Gegend gesprochen, mache ich ihn auf den Widerspruch aufmerksam. Als Mensch sei man sicher, entgegnet er, aber nicht als Wertgegenstand.

Wir schwingen uns auf die Sättel und verlassen die Ortschaft in Richtung Prärie. Gleich hinter den letzten Gebäuden endet unsere Fahrt beim Friedhof. Das Eingangstor ist offen und wir lassen unsere Bikes zum ersten Mal unbeaufsichtigt an der Mauer zurück. Wir können ja schließlich nicht zwischen den Gräbern herumkurven! Obwohl es den Anschein hat, dass hier noch ganz andere Dinge stattfinden. Die Gräber sind mit grellen Plastikblumen geschmückt und Kränze tragen leuchtende Bänder. Überall liegen Plastikbecher, Coladosen, Picknickteller und Servietten herum, die auf wilde Partys schließen lassen. Da fällt mir ein, dass vor rund fünf Wochen tatsächlich ein großes Volksfest zu Ehren der Toten gefeiert worden ist. Hier ist es Brauch, zu Allerheiligen die Nacht am Friedhof zu verbringen. Die Familienmitglieder treffen sich am Grab der Verstorbenen und mit ausreichend Speis und Trank wird der Toten gedacht. Dabei geht es ausgelassen und fröhlich zu. So steht es zumindest in meinem Reiseführer. Danach schert sich offenbar ein Jahr lang niemand mehr um die Grabespflege, der Müll bleibt einfach liegen.

Die erste offizielle Sehenswürdigkeit unserer Tour ist die Höhle von San Sebastian. Dort sollen Tarahumaras noch in ihrer ursprünglichen Lebensweise anzutreffen sein. Im Reiseführer steht, dass sie Touristen gegen ein wenig Kleingeld durch ihre Felswohnungen führen. Nachdem wir von einer kleinen Anhöhe aus auf die windschiefen Steinhäuschen, die rußgeschwärzten Höhleneingänge und die mageren Ackerflächen blicken, kommen wir uns wie Außerirdische vor. Wir radeln eilig durch das kleine Seitental hindurch, Eindringlinge auf modernen Bikes, die nicht ertappt werden wollen. Obwohl uns die Indianerfrau, die gerade aus dem Haus tritt, ohnehin keines Blickes würdigt. Nichtbeachtung ist wahrscheinlich eine Möglichkeit mit so einem Kulturschock umzugehen. Unvorstellbar der Gedanke, vor sie hinzutreten und mit dem Geldschein in der Hand eine Hausführung zu verlangen. Das wäre so demütigend wie die Europäer früher Menschen anderer Hautfarben und Kulturen in einer Art Zoo oder Zirkus vorgeführt haben. In San Sebastian handelt es sich um ein zeitgemäßes Freiluftgehege. Den unüberwindbaren Grenzzaun zieht die Wohlstandlinie.

Von diesen Gedanken in die hektische Flucht getrieben, haben wir uns verfahren und müssen nun eben das tun, was wir partout vermeiden wollten: Quer durch die Siedlung radeln, die Bikes über Felder und Äcker schieben, bis wir endlich wieder auf der Straße sind. Dort sind, wo wir hingehören, wo auch ab und zu ein Auto Staub aufwirbelt. Dieser unbefestigte Fahrweg ist die Nahtstelle zwischen den Zivilisationen. Hier erwidern die Indianer unseren Gruß und drehen nicht den Kopf zur Seite.

Unsere Route führt durch Winnetous Heimat. So hat Karl-May sie den Europäern jedenfalls in die Vorstellung gemalt. Eine flache Grassteppe, die hie und da von ein paar Erhebungen zu weiten Becken geformt wird. Offenes Weideland, in dem sich Pferde zusammenrotten, sich liebevoll in den Nacken beißen und in wildem Galopp wieder auseinanderstieben. Rings um die zu goldenem Stroh versengten Wiesen türmen sich Steine und Blöcke, manchmal sogar bis zu hundert Meter hohen Felsriegel auf, die den Wind in ein irreführendes Labyrinth leiten und ihn kraftlos machen. Die Steine sind rund und glatt wie Pferdeäpfel; von Riesenhand zu grotesken Haufen und Skulpturen getürmt. Scheinbar der Schwerkraft trotzend, balancieren massive Kugeln auf winzigen Podesten, Hinkelsteine kommen auf Stelzen daher. In jedem Gebilde lassen sich ohne viel Fantasie Gesichter, Figuren und Tiere erkennen. Kein Wunder, dass für Indianer diese Steine beseelt sind.

Eine kleine Holztafel weist uns den Weg zum *Valle de los Hongos*, zum Tal der Pilze. Die großen runden oder kegelförmigen Felsblöcke, die auf langen, dünnen Schäften aus hellem Stein ruhen, erinnern nur entfernt an Pilze. Viel naheliegender wäre der Vergleich mit erigierten Penissen. In der Indianersprache hieß dieser Ort auch so. Aber aus Rücksicht auf die zahlreichen Touristen aus den pruden USA wurde der Mannesstolz zum Schwammerl umbenannt und die Frauen dürfen sich fürs Erinnerungsfoto schamlos an die *Pilze* drücken.

Am Boden zwischen den skurrilen Felsen haben Tarahumara-Frauen auf Decken ihre handwerklichen Erzeugnisse ausgebreitet. Die farbenfrohen Produkte sind natürlich längst auf den Tourismus abgestimmt. Von Armbändern und Kettchen, über Schlüsselanhänger und Handtäschchen reicht die Palette der bunten Webarbeiten. Mich faszinieren vor allem die Trommeln, die, selbst wenn sie winzig sind und bloß als Schlüsselanhänger dienen, einen

satten Klang besitzen. Zur Herstellung haben die Indianer über einen Holzrahmen beidseitig Tierhäute gespannt und mit Sehnen vernäht. Die großen Trommeln dröhnen unter dem Schlag der Fellschlägel, die kleinen klingen höher wie Pferdegalopp auf harter Steppe. Neugierig begutachten wir das ganze Angebot des Bazars und wundern uns, dass außer uns kein Mensch zu sehen ist. Erst als wir wieder bei den Trommeln angelangt sind, tauchen plötzlich zwei Indianerfrauen auf und sortieren mit flinken Bewegungen ihre Waren und rücken sie wieder zurecht. Dabei sehen sie scheu an uns vorbei und antworten fast unhörbar, als ich sie nach dem Preis einer Trommel frage. Ich bin überrascht, dass die aufwändige Handarbeit so billig sein soll und vergewissere mich nochmals. Beschämt, als hätte ich sie bei einer Lüge ertappt, nennt mir die Frau einen noch niedrigeren Preis als zuvor. Da hat sie mich aber gründlich missverstanden! Ich wähle eine Trommel und Markus sucht sich ein gewebtes Band aus und dann zahlen wir das Doppelte vom Verlangten. Das entspricht in etwa dem Gegenwert von 5 Coca Cola in einem Wirtshaus in Creel.

Weiter geht's an den versteinerten Fröschen *Valle de las Ranas* vorbei zum *Tal der Mönche*. Weshalb ausgerechnet die größten Steinpenisse mit dem Zölibat in Verbindung gebracht werden, bleibt uns ein Rätsel. Beim Anblick der zahllosen Felstürme, die hier aus ebenen Steinplatten empor wachsen, ist uns der Name dieses Naturschauspiels jedoch völlig egal. So etwas haben wir noch nie gesehen, nicht einmal auf Fotografien! Wir fesseln die Räder mit dem Stahlseil an eine Baumgruppe und erkunden das weitläufige Terrain. Im Reiseführer steht, dass die Felsnadeln vulkanischen Ursprunges seien. Es handle sich um Magmaschlote, die auf dem Weg zur Erdoberfläche irgendwann erstarrt sind. Das lose Material zwischen den Schloten erodierte im Laufe der Zeit und zurück blieben bis zu 30 Meter hohe Säulen. Die Oberfläche der Felsen ist von einer Flechtenhaut überzogen, die leuchtend gelbe Flecken auf das rötliche Gestein malt. Die bunt gescheckten Türme erheben sich hoch über die Wipfel der Pinien, die sich angesichts des Größenunterschiedes wie Büsche ducken. Die Stunden vergehen im Flug, während wir uns durch bizarre Landschaft bewegen und uns auf einen fremden Planeten versetzt fühlen. Der weiße Himmel wird brüchig, die Schleierwolken zeigen blaue Risse und bald wirft die späte Nachmittagssonne ihr schönstes Licht auf die Mönche. »Sollen wir alle Fotos noch einmal machen?«, fragen wir uns, als die Farben aufflammen. Aber die Zeit drängt, wir wollen schließlich noch den Arareko-See besuchen.

Wir treten kräftig in die Pedale und radeln durch einen Pinienwald. Der Boden ist von den langen Nadeln bedeckt, der Fahrweg fächert sich in unzählige Pfade auf. Da hilft uns auch die Skizze des Mexikaners nicht weiter. Die meisten Spuren begegnen sich hinter ein paar Bäumen wieder und wir wähen uns auf dem Hauptweg. Endlich blitzt zwischen den Bäumen ein dunkles Blau auf und bestätigt unsere Zuversicht. In einer Senke unter uns leuchtet der Arareko. Markus fährt mit einem *Karacho* den Waldweg bergab und wartet am Ufer des Sees. Bis ich eintreffe hat die fixe Idee von ihm Besitz ergriffen, dass das Wort *Karacho* spanischen Ursprunges sein müsse. Ich halte seine Theorie eher für ein Indiz, dass ihm die Mountainbikestrecke die Gehirnzellen ordentlich durchgerüttelt hat.

Der See liegt in malerisch schöner Umgebung. Seine Ufer sind von den runden Felsblöcken und Säulen, die offenbar typisch für dieses Land sind, gesäumt. Dahinter breitet sich lichter Pinienwald aus. Eigentlich wollten wir uns ein Ruderboot ausleihen, doch die Sonne hat inzwischen den Horizont schon fast erreicht. Zeit zur Rückkehr.

Wir wollen der Asphaltstraße ausweichen, die vom Arearekosee direkt nach Creel führt und zweigen in die Pampa ab. Querfeldein zu radeln ist das Schönste. Zwischen den grasenden Pferden durch das goldene Gras der Prärie, in großem Bogen um die Häusergruppen der Indianer und mit eingezogenem Kopf unter den langen Nadeln der Pinien hindurch. Das Licht der Abendsonne verzaubert die Sierra Tarahumara mit warmen Farben. Die bizarren Felsformationen wirken weich wie graue Plüschkugeln, die Nadelquasten der Pinien mutieren zu zarten Staubwedeln aus dunklem Grün. Ein paar Indianerfrauen in ihren bunten Rüschenröcken stehen an der Wasserstelle zwischen den Rössern. Realitätsferner Kitsch würde man einem Maler unterstellen, der diese Stimmungen einzufangen wüsste. Wir zücken alle paar hundert Meter unsere Digitalkamera und versuchen die Schönheit festzuhalten und es wird immer später.

Als wir endlich Creel erreichen dämmt es bereits. Vor dem Abendessen geht sich eine Dusche gerade noch aus und während Markus im Bad plätschert, strecke ich meine müden Glieder unter der Bettdecke aus. Ich bin Radfahren nicht gewohnt und die Muskeln schmerzen. Morgen werde ich mich wohl kaum bewegen können.

Nach dem Abendessen besuchen wir erneut den informativen Mexikaner, um uns ein paar Tipps für die nächsten Tage geben zu lassen. Wir wollen in einen der Canyons, die vom Hochland der Prärie 2000 Höhenmeter tief zum Meer hinab die Landschaft zerfurchen. Die Schluchten bilden ein weitverzweigtes System und das Gebiet hier soll angeblich größer als das des Grand Canyon in den USA sein. Mehr als dieser Superlativ reizt uns die Aussicht auf ein paar Grad höhere Lufttemperatur, denn wir frieren in Creel erbärmlich sobald die Sonne untergegangen ist.

Der Mexikaner rät uns, den öffentlich Bus nach Batopilas zu nehmen, der frühmorgens losfährt. Der Bus verkehre allerdings nur von Montag bis Samstag und dann nur, wenn sich zumindest mehr als ein Fahrgast einfindet. Heute ist Freitag. Morgen könnten wir also fahren und frühestens dienstags zurückkehren, weil am Montag ein Feiertag ist.

Wir eilen ins Hotel zurück und erklären, dass wir morgen ohne Frühstück abreisen werden. Das Zimmer sollen sie uns jedoch für die Tage nach unserer Rückkehr reservieren. Wir bezahlen mit unseren letzten Pesos und machen uns auf den Weg zum Bankomaten. Wie auch in Österreich herrscht Freitagabend großer Andrang vor dem Geldautomaten. Zwei Touristen drücken endlos lange an den wenigen Knöpfen des Gerätes und kommen dann verwirrt und ratlos blickend aus der Plexiglaskabine heraus.

Ich schiebe meine maestro-Karte in den Schlitz und tippe den Code ein. *Wrong PIN* erscheint am Display. »So ein Mist«, denke ich mir, »habe ich mich wohl vertippt.« Sicherheitshalber krame ich meinen Schwindelzettel hervor, auf dem ich meinen Pincode zwischen Buchstabenreihen verschlüsselt notiert habe. Markus lacht mich aus. Auf meinen neuerlichen Versuch antwortet der Bankomat wieder mit *Wrong PIN*. Dieses Mal habe ich mich sicherlich nicht vertan! Davon bin ich überzeugt, selbst wenn Markus mich ungeduldig zur Seite schiebt

und mit seiner Karte probiert. Auch bei ihm reagiert der Geldautomat gleich. Endlich darf ich Markus auch einmal auslachen. Als sich die Fehlermeldung bei seinem zweiten Versuch wiederholt, vergeht mir das Lachen. Denn bei einem dritten Fehlversuch würde die Karte eingezogen werden. Und das am Freitagabend vor einem langen Wochenende! Jetzt schauen wir mindestens so blöd aus der Wäsche wie die Touristen vor uns. Erst langsam dämmt uns, wie unvernünftig wir gehandelt haben! Jeder hat mit seiner Karte zweimal probiert! Somit haben wir alle Reserven verspielt.

Was nun? Kein Geld, keine funktionierende Karte und das in einem Kaff, wo nirgends eine VISA-Karte akzeptiert wird. In meinem Kopf wirbeln die Gedanken durcheinander, ergeben aber keine brauchbaren Lösungen. In meiner Hilflosigkeit schreibe ich ein Email an unseren Kontobetreuer bei der PSK Bludenz, ob er vielleicht einen Rat weiß? Die Antwort werden wir frühestens in ein paar Tagen erhalten. Das Wochenende liegt dazwischen.

Was machen wir nun? Nach Batopilas fahren?

Zurück in unserem Zimmer zählen wir die Dollarnoten, die wir als eiserne Bargeldreserve eingesteckt haben. Wenn wir ein wenig sparen, könnte das Geld fast eine Woche lang reichen. Bis dahin müssen wir ohnehin eine Lösung gefunden haben, vor uns liegen ja noch 41 Tage Urlaub!!

Wir beginnen schweigend für Batopilas zu packen. Für die drei Tage benötigen wir nicht viel, die Schnorchelausrüstung und anderes können wir getrost in Creel zurücklassen. Die Stimmung bleibt gedrückt, der Elan ist verflogen. Obwohl momentan überhaupt nichts in Bezug auf unser Geldproblem getan werden kann, kreisen die Gedanken unaufhörlich um das Thema. Markus widmet sich zur Ablenkung dem Gasofen und heizt, bis wir fast im T-Shirt schwitzen, ich zwingt mich im Reisehandbuch etwas über Batopilas zu erfahren. Eines hab' ich gleich über dieses Dorf herausgefunden: Es gibt dort keine Bank.

Im Kupfercanyon

5. Tag, Samstag, 10.12.2005

Nächtens bin ich an den Tatort zurückgekehrt und habe dem Bankomaten einen Fußtritt versetzt, dass am Display die Lichtlein ausgingen. In Richtung der Überwachungskamera streckte ich die linke Hand mit dem erhobenen Mittelfinger und brüllte »You fucking asshole!« Spanische Schimpfwörter waren mir im Zorn nicht eingefallen. In der Plexiglaskabine wurde die Luft zum Ersticken heiß und ich musste mich mit Gewalt gegen die Türe stemmen um an die frische Luft zu gelangen.

Nun liegt die schwere Bettdecke am Boden und ich wach im Bett. Mein Rachefeldzug war nur ein Altraum.

Der Gasofen heizt noch immer und hat den ganzen Sauerstoff in Hitze verwandelt. Bevor ich ein Fenster öffnen kann, piepst zart der Wecker: 6:30 Uhr. Eine halbe Stunde später stehen wir mit Schals, Kappen und Handschuhen verummt an der Haltestelle. Es ist bitterkalt. Gestern konnte uns leider niemand die genaue Abfahrtszeit sagen und nun frieren wir im Morgengrauen. Mit uns schlottern ein paar Engländer, denen wir gleich unser Karten-Pin-Code-Drama erzählen können. Sie blicken uns besorgt an und zeigen tiefes Mitgefühl. Überlegen sogar, ob sie uns finanziell irgendwie helfen können. Da müssen wir das erste Mal lachen. Vielleicht eine Art Galgenhumor, aber plötzlich können wir uns köstlich über unsere Naivität und Dummheit amüsieren, mit der jeder zweimal seinen PIN-Code eingetippt hat. Ich muss mich vor Lachen auf den Gehsteig setzen und die Engländer beobachten uns konsterniert. Das Fragezeichen steht ihnen ins Gesicht geschrieben. In dem Augenblick dröhnt Motorenlärm und erleichtert springen alle auf. Der Bus kommt! Aber nein, bloß ein LKW.

»Das ist er!«, ruft Markus und zeigt auf das Schild *Batopilas* über der Windschutzscheibe und behauptet gleichzeitig, dass das Gefährt sehr wohl ein Bus und kein LKW sei. Für mich sieht das röhrende Monster jedenfalls wie ein LKW aus, der meinetwegen zu einem Bus umgebaut worden ist.

»Bus«, versteift sich Markus.

»LKW«, halte ich ihm entgegen, »sieh doch nur die Schnauze des Lastwagens an!«

»So sehen hier die Busse aus, das ist ganz normal.«

»LKW.«

»Bus.«

Die Engländer halten einen respektvollen Abstand zu den zwei verrückten Österreichern, die sich offensichtlich erbittert streiten aber dabei lachen!?!

Markus gewinnt. Er fragt den Fahrer, ob es sich bei dem Gefährt um einen Bus handle. Natürlich sagt der ja. Ich gebe mich vorerst geschlagen und verschwinde in einer kleinen Kneipe, um zwei Tassen Tee zu organisieren. Schließlich stehen wir ohne Frühstück schon fast eine Stunde in der Kälte. Als ich dann mit dampfendem Kamillentee in Styroporbechern zurückkehre, heult der Motor bereits auf. Mitten in den Lärm hinein frage ich Markus leise »LKW?«, während ich ihm den Tee hinhalte. Er nickt und greift zu. Unentschieden.

Abfahrt in Richtung Wärme!

So hatten wir uns das jedenfalls vorgestellt. Gleich nach Verlassen der Ortschaft Creel pflügt unser *Bus* (Markus hat immer Recht) durch die Milchsuppe weißen Bodennebels, der über der Prärie liegt. Nach einer kurzen Abfahrt geht es bergauf. Der Highway windet sich durch dichte Pinienwälder immer höher. Raureif funkelt in der Morgensonne auf den spärlichen Lichtungen. Die Tür des Busses lässt sich nicht ganz schließen und die Kälte beißt in unsere Füße. Abgefrorene Zehen als Preis für die vorderste Sitzreihe. Wie war das mit der Fahrt in die Wärme? Alles Textile, das sich vorher in unserem Gepäck befunden hat, ist nun um unsere Beine geschlungen. Endlich haben wir die höchste Stelle überwunden. An unzähligen Stellen buchtet sich der Highway zu kleinen Parkplätzen aus, die atemberaubende Ausblicke in die Canyonlandschaft bieten. Wenn man dort Halt machen würde. Wir befinden uns jedoch in einem öffentlichen Verkehrsmittel und nicht in einem Touristenbus. Die Engländer halten die Digitalkamera aus dem geöffneten Fenster, bis die Straße so nah am Abgrund verläuft, dass sie sich vor lauter Aufregung nicht mehr hinausblicken trauen. Gegenverkehr wäre tatsächlich fatal. Die schmale Fahrbahn schmiegt sich an die Felsen, die den Eintritt in den Canyon markieren. Als die erste Steilstufe überwunden ist und wir uns am Fuße der hunderte Meter hohen Wände aus weißem Stein befinden, hält der Bus auf einem Parkplatz an.

»Will jemand Kaffee trinken, oder ein Frühstück essen?«, fragt der Fahrer seine erstaunten Fahrgäste. Es sind außer uns noch sechs weitere Touristen und zwei Einheimische im Bus. Jeder scheint überrascht und der Fahrer bekommt keine Antwort.

»Nobody?«, er kann es kaum glauben.

Also ihm zuliebe wünsche auch ich eine Pause und er nickt mir erleichtert zu. Sogleich verschwindet er in einem kleinen Bretterverschlag unmittelbar neben dem Parkplatz.

Das windschiefe Gebäude war mir bis dahin noch gar nicht aufgefallen. Hinter dem hölzernen Vorraum betrete ich dunkles Gemäuer. Rauch von einem Holzfeuer, Kaffeeduft und der Geruch von gebratenem Speck liegt in der Luft. Im Zwielflicht einer rußenden Petroleumlampe sehe ich Mexikaner an Pfannen hantieren; unser Fahrer sitzt an einem Tisch über einen Teller Bohneneintopf gebeugt. »Te negro?«, kennt man hier natürlich nicht, Kamillentee wärmt dafür gesünder.

Zwischenzeitlich sind alle ausgestiegen. Die Engländer bleiben in Sichtkontakt zum Bus, aus Angst, jemand könnte sich an ihrem Gepäck zu schaffen machen. Und auf ein Frühstück haben sie angesichts der improvisierten Küche keinen Appetit.

Markus füttert einen Papagei mit Erdnüssen und ist ganz fasziniert von der Art, wie der Vogel die Nuss mit seinen Krallen greift und zum Schnabel führt. Mit ausgestreckten kleinen Fingerchen nähert sich der Papageienfuß vorsichtig der dargebotenen Köstlichkeit und bildet dann blitzschnell eine geschlossene Faust um die Nuss. Nur die langen Fingernägel stören den Vergleich mit einer menschlichen Hand. Ein Kreis Schaulustiger hat sich um Markus und den Vogel gebildet, selbst die Besitzer staunen, als hätten sie den Papagei zum ersten Mal gesehen. Während immer mehr Hände Futter anbieten, zieht sich der Vogel erschrocken in die hinterste Ecke des Käfigs zurück. Auch unser Chauffeur ist satt und wir brechen auf.

Neben uns, gleich hinter dem Fahrer, hat ein Mexikaner Platz genommen. Bekleidet mit der obligaten Jeans und kariertem Hemd, darüber eine Jacke aus Jeanstoff. Während am unteren Ende seiner Erscheinung verwegene spitze Cowboystiefel den Kontakt mit dem Boden suchen und sich mit den keilförmigen Absätzen damit schwer tun, täuscht oben ein Hut ein paar Zentimeter mehr Körpergröße vor. Mexikaner kann man auch bei maßloser Übertreibung nicht als Hünen bezeichnen. Vielleicht ist das der Grund, warum der Cowboyhut selbst im Bus nicht abgenommen wird.

Plötzlich beugt sich der Typ zum Fahrer vor und spricht hastig auf ihn ein. Beide deuten auf das Gebüsch am Straßenrand, der Fahrer bremst, und als sein Hintermann den Kopf verneinend schüttelt, gibt er wieder Gas.

Markus will von mir wissen, über was die beiden da sprechen, aber ich verstehe kein Wort. Das Interesse der Mexikaner ist noch nicht erloschen. Angestrengt mustern sie die Vegetation neben der Fahrbahn. Dann wird der Cowboyhutträger ganz aufgeregt und deutet nach vorne. Wir können bei Gott nichts Außerordentliches erkennen, doch der Fahrer beginnt den Bus abzubremsen. Sein Kollege holt ein Bündel Stoff unter seinem Sitz hervor, wickelt eine Sichel aus und prüft mit dem Daumen die Schärfe der Schneide.

Die Engländer wirken seltsam blass, als der Bus mitten auf der Straße anhält. Fahrer und Cowboy springen sofort aus dem Fahrzeug und hacken auf das stachelige Grünzeug am Asphalttrand ein. Nun wollen wir auch wissen, was los ist. Offensichtlich geht es nicht um den Kragen, sondern um das Gebüsch. Die abgeschnittenen Äste duften nach würzigem Nadelholz. Der Cowboy fuchtelt mit der Sichel, der Fahrer bündelt die Zweige und wirft sie zu einem Mann auf das Dach des Busses, der das Grünzeug mit Seilen vertäut.

Die Engländer strecken die Köpfe aus den Fenstern, verwundert über das fliegende Grün. Als von dem Busch nicht mehr viel übrig ist, bekommen wir endlich eine Erklärung: Am Montag ist ein Marienfeiertag. Und die traditionelle Prozession verlangt eine würdige Dekoration. Das duftende Gehölz ist selten, in den tieferen Schluchten des Canyons gar nicht mehr zu finden und muss deshalb rechtzeitig geerntet werden.

Die Mexikaner befinden sich in Höchststimmung. Singend steigen sie wieder ein und wir setzen die Fahrt unter ihrem Gegröle fort. Bald geht ihnen das Liedgut aus und anstelle der Texte geben sie nun Brummtöne oder Lalalas von sich. Da kommt dem Fahrer die rettende Idee. Mit einer Hand wühlt er in einem Berg Kassetten während er die steile Straße hinabkurvt. Er sucht etwas Bestimmtes. Bückt sich, um in einem Fach knapp über dem Boden zu kramen. Die Engländer stoßen spitze Schreie aus, weil sie den Bus schon in den Abgrund stürzen sehen. Endlich ist die richtige Kassette gefunden und mexikanische Volksmusik ertönt mit einer Lautstärke, dass die Boxen scheppern.

»Zu spät«, brüllt mir Markus ins Ohr. Er habe sich bereits beim Einsteigen gedacht, dass es eine gute Idee wäre, die beiden freihängenden Boxenkabel kurzerhand zu kappen. Aber so dreist war er dann doch nicht. Schade.

Bemüht um einen flehenden Tonfall schreie ich den Fahrer an und bitte darum, leiser zu drehen. Missmutig bewegt er den Regler ein wenig in die gewünschte Richtung. Als das nächste Lied beginnt, zuckt sein Cowboyfreund regelrecht vom Sitz und hechtet vor zum

Kassettenrekorder. So leise darf sein Lieblingshit nicht erklingen! Weitere Bitten zerschellen an der Schallmauer und erreichen die Mexikaner nie. Sie scheinen sich in einer anderen Welt zu befinden. Der Oberkörper des Fahrers tanzt im Takt hinter dem Lenkrad, der Cowboy singt Herz-Schmerz-Schnulzen inbrünstig mit. Ich durchwühle mein Gepäck nach Oropax.

Als der Fahrer das Band zum zweiten Mal umdreht und das Ganze wieder von vorne beginnt, biegt der Bus vom Highway auf eine Schotterpiste ab. Ich vermute eine Baustelle, die das Straßenstück kurzzeitig in so einen schlechten Zustand versetzt hat. Schlaglöcher, tiefe Spurrillen und Bodenwellen lassen den Bus erbeben. Es klirrt und scheppert so laut, dass der Fahrer verzweifelt den Lautstärkereger bis zum Anschlag schiebt. Wir rumpeln Kilometer über Kilometer dahin, die Baustelle ist endlos. Markus lacht mich aus.

»Wo siehst du eine Baustelle? Das ist die normale Straße!«, stellt er zu meinem Entsetzen fest.

So soll das die nächsten 100 Kilometer weitergehen?

Staub und Sand wirbeln durch den Türspalt herein. Der Fahrer kämpft mit dem Lenkrad, um die Spur zu halten. Wir klammern uns an die Sitze, um die Stoßwellen abzufedern. Blass wie Leichenhände streifen Pinienäste über das Fahrzeug. Der Wald ist dicht und die vorderste Baumreihe trägt einen grauen Kittel aus Straßenstaub. Endlich bessern sich die Verhältnisse. Die Fahrbahn bleibt zwar unbefestigt, aber die Schlaglöcher sind verschwunden. Somit kann sich der Fahrer eine Höchstgeschwindigkeit von 25 km/h erlauben, ohne einen Achsbruch zu riskieren.

Der Wald verändert sich allmählich, Blattwerk glänzt dunkelgrün durch die Piniennadeln. Unser Cowboy späht schon wieder angestrengt ins Dickicht. Es folgt ein zweiter Halt. Diesmal steigen auch die Engländer aus. Mit den Fotoapparaten folgen wir dem sichelschwingenden Cowboy. Für eine ganz besondere Zeremonie benötigen die Mexikaner das rote Holz eines Laubbaumes. Der gewünschte Ast mit hirschgeweihartigen Verzweigungen wächst jedoch in der Krone eines 3 Meter hohen Bäumchens. An sich kein Problem, doch mit Cowboystiefeln ist dies eine echte Herausforderung. Unter anspornenden Zurufen schafft es der Mexikaner schließlich beim dritten Versuch, sich in die Äste zu hieven. Man reicht ihm die Sichel nach und nun hockt er säbelnd und hackend wie Miraculix der Druide im Geäst. In einer Pause klemmt er sich eine Zigarette in den Mundwinkel und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Den Hut behält er auf. Der Ast beginnt sich zu biegen, es knackt und unter Applaus bricht er vom Baum. Der Held steigt gemächlich herab, den Stummel zwischen den Lippen, blickt grinsend in unsere Kameras und kratzt sich mit der Sichel am Kinn. Viva Mexico!

Es dauert noch eine Weile, bis alle Blätter entfernt sind und der riesige Ast – eigentlich ist es der halbe Baum – zum Bus geschleppt ist. Ein paar Mitreisende hatten in der Nähe ihres Gepäcks gewartet und sich bereits Sorgen gemacht, weil wir so lange im Wald verschwunden waren. Nun starren sie fassungslos auf die Truppe lachender Verrückter, die einen halben Baum auf den Bus zerrren und festbinden. Markus und ich sind begeistert. Mit solchen Fahrtunterbrechungen rechnet man bei öffentlichen Verkehrsmitteln einfach nicht! Die gemeinsame Aktion hat den Bann gebrochen und zwischen Fahrer, Cowboy und uns kommt ein Gespräch zu Stande. Dafür wird sogar die Musik gedämpft.

Plötzlich tut sich ein gewaltiger Abgrund auf und der Wald bleibt abrupt stehen. Nur unser Fahrweg drückt sich an den Rand einer Felswand und wagt sich in den Canyon hinein. Wir sitzen auf der dem Tal zugewandten Seite im Bus und können bloß Luft unter uns erblicken, wenn wir aus dem Fenster schauen. Der Weg ist so schmal, dass wir den Rand der Fahrbahn nicht sehen können. Die Engländer rutschen entsetzt vom Fenster weg. Hundert Meter später hält der Bus an. Die Straßentrasse wurde hier durch eine Felsnase gesprengt und auf dem kleinen, von der übrigen Felswand abgetrennten Hügel thront eine Marienstatue, vor der sich der Fahrer bekreuzigt. Auch der Cowboy nimmt kurz den Hut ab und senkt betend den Blick. Uns ist klar, warum. Von dem Hügelchen aus bietet sich ein grandioser Ausblick auf den Canyon, der sich hier mit nahezu unbewachsenen, zerklüfteten Felswänden zu einer schmalen Schlucht verengt. Mehr als 1500 Meter unter uns windet sich das Blau eines Baches. Für den Bau der Straße mussten unzählige Serpentinaugen in den Abhang gesprengt werden. Den Engländern wird beim Anblick der ausgesetzten Schotterpiste angst und bang. Als wir sie auf den Zusammenhang unserer Pause und dem folgenden Streckenstück aufmerksam machen, zeigen sie sich »not amused«. Denn der Fahrer war nicht von der Aussicht fasziniert, sondern er bat die Muttergottes um Beistand für die gefährliche Fahrt!

Wir benötigen über eine Stunde, bis wir den Talboden erreichten, obwohl die Fahrt problemlos verlief. Nun ist es warm. Die Sonne knallt auf den Bus, die Kappen und Handschuhe sind wieder im Gepäck verstaut. Ich rechne mit einer baldigen Ankunft in Batopilas, weil schon fast Mittag ist. Vier bis fünf Stunden Fahrzeit waren uns prophezeit worden. Vier sind es bereits. Doch statt im Talgrund zu bleiben, klettert die Straße auf der anderen Schluchtseite wieder mühsam empor. Mit schwarzem Qualm reagiert der Dieselmotor auf die Steigung.

Schlagartig verändert sich die Landschaft. Vor uns türmen sich schwefelige Lehmhaufen; eine gelbe Schlammlawine kriecht zäh über den Berg zum Fluss hinab und hat die Fahrbahn arg in Mitleidenschaft gezogen. Dazwischen schimmern grünliche Steine, wie mit Kupferpatina überzogen. Dann wieder ockerfarbene Türme. Immer höher wachsen die Schwefelhaufen, Schicht um Schicht lagern sie sich zu einem surrealen Berg ab. *La Bufa* lautet der Name auf dem Holzschild, das den höchsten Punkt dieses Gebildes ziert. Wir halten an. Neugierig erkunden wir das Terrain. Das Material ist fester als es aussieht, gelblich wie Schwefel, aber es stinkt nicht. Wenn man kräftig auf den Boden stampft, vibriert der sonderbare Berg. In stufigen Terrassen fällt er bis zum Fluss hin ab. Regenwasser hat Löcher und skurrile Formen ausgewaschen, Minicanyons durchziehen das lehmige Material. Manche Wassergräben sind über zwei Meter tief. Im Inneren der Spalten schimmert die Farbe rötlich bis braun. Nur die Oberfläche ist gelb. Die Mexikaner verstehen nicht, was wir erklärt haben wollen. Sie hocken in einer winzigen Hütte beim Kaffee und zucken mit den Schultern. Vielleicht wissen sie wirklich nicht, wie man diese seltsame Landschaft erklären kann.

Vor uns liegen noch 20 Kilometer – gut eineinhalb Stunden Fahrzeit, wie sich später herausstellte. Der Zustand der Piste hat sich extrem verschlechtert, manchmal kommen wir bloß im Schrittempo vorwärts. Zu Fuß wäre es allerdings angenehmer. Ich kann die Kassette, die der Fahrer unermüdlich umdreht, bereits auswendig.

Einmal noch hält der Bus an. Der Chauffeur muss einkaufen. Vor einer kleinen Holzhütte hocken Indianer des Volksstammes der Tarahumara mit versteinerten Miene. Sie grüßen die Mexikaner knapp, an uns Touristen blicken sie jedoch vorbei, als ob wir Luft wären. Nur das Auftauchen der Fotoapparate zwingt ihnen eine Reaktion ab. Mit einer kaum sichtbaren aber dennoch deutlichen Kopfbewegung geben sie ihr Missfallen zu verstehen. Die Botschaft, die da mit eisiger Schärfe aus ihren Augen blitzt, ist so kompromisslos, dass mir mein aufgesetztes, unschuldig wirkend sollendes Lächeln im Gesicht gefriert. Ertappt verstaue ich die Kamera wieder im Gepäck und atme tief ein, um die Schamesröte zu unterdrücken, die heiß in meinen Backen pocht. Ja, ich wollte diese Menschen mit der Technik der Digitalkameras überlisten. Tat so, als hantierte ich bloß spielerisch mit den Tasten, während ich versuchte über das Display die Indianer einzufangen, ohne durch den Sucher zu blicken. Glaubte, dass diese moderne Haltung der Digitalfotografierer diesen *Primitiven* noch nicht bekannt sei. Sah die einmalige Chance, richtige Indianer, mit Lendenschurz und langen Haaren, in Pixeln abzuspeichern. Ohne ihre Würde zu verletzen. Heimlich. Nicht weil ich ihre Armut oder vermeintliche Rückständigkeit dokumentieren wollte, sondern weil mir ihre Gesichter so gefielen. Die hohen Backenknochen, die deutlich unter der bronzefarbenen Haut hervortraten, die leicht schräggestellten Augen, von der gleichen Schwärze wie das Haar. Vielleicht war es auch die kalte Reserviertheit ihrer unbeweglichen Miene, mit der sie eine unüberbrückbare Distanz zwischen unseren Kulturen aufrecht hielten, die mich reizte. Gerne hätte ich mich mit ihnen unterhalten, doch mein freundlicher Gruß ging an ihnen vorbei, als wären die Schallwellen an ihrer Aura zerbrochen. Vielleicht wussten sie, dass ich sie nach ein paar Höflichkeitsfloskeln ohnehin nur um die Erlaubnis für ein Foto gefragt hätte. Wir sind schließlich nicht die ersten Touristen hier.

Ich warte im Bus, bis der Fahrer seine Vorräte an Mais und Gemüse aufgestockt hat und die Fahrt fortsetzt. Nach 5 vollen Kassettenlängen (eine Stunde Pause war uns vergönnt) versperren uns Häuser die Fahrbahn. Zu beiden Seiten einer schmalen Gasse stehen die Gebäude in Zweierreihe Spalier. Batopilas. Endstation. Aber unser Busfahrer hält nichts vom Aussteigen, sondern versucht allen Ernstes sich mit seinem röhrenden Vehikel an den Wänden vorbei zu zwängen und unter Veranden durchzukriechen. Er arbeitet sich im Schnecken tempo ins Innere Batopilas vor.

Manchmal klafft eine Lücke in der Häuserzeile. Was zuerst wie ein kleiner Garten aussieht, entpuppt sich im Näherkommen als Stapel von Autowracks, die von Gestrüpp überwuchert sind. Es gibt in Batopilas entschieden mehr kaputte als fahrtüchtige Autos. Bei manchem Gefährt ist die Zuordnung fraglich. So eine Rostlaube steht nun vor unserem Bus. Da jemand hinter dem Lenkrad sitzt und aus der Auspuff dunkle Wolken hustet, ist anzunehmen, dass sich das Unding aus eigenem Antrieb bis hierher bewegt hat. Jetzt aber offenbar streikt, obwohl es noch qualmt. Mit Gestikulieren können sich die beiden Fahrer nicht einigen, sie steigen aus. Der Busfahrer ist seinem Kontrahenten unterlegen, er muss zurück. Die halbe Bevölkerung ist auf den Beinen und winkt, fuchtelte und schreit. Unser Bus quittiert das Einlegen des Rückwärtsganges mit Zahnradknirschen und setzt sich ruckartig in Bewegung. Hinten dirigieren unzählige Hände, vorne scheint das abgetakelte Auto über jeden gutgemachten Meter mit einer extra Abgaswolke zu triumphieren. Uns leuchtet der Sinn

dieses ungerechten Manövers nicht ein, schließlich hätte der PKW hundert Meter weiter hinten eine Ausweichmöglichkeit gehabt. »Sein Rückwärtsgang ist kaputt«, klärt uns der Busfahrer auf, als die beiden Fahrzeuge endlich aneinander vorbei sind.

Wir brauchen noch eine halbe Stunde, bis wir bei der Kirche Batopilas angekommen sind. Von einem Zentrum kann man in diesem 3 Kilometer langen Straßendorf ja nicht sprechen. Aber die Straßenkreuzung vor der Kirche bietet dem Bus die einzige Umkehrmöglichkeit und daher ist hier Endstation der Reise.

Die Auswahl der Unterkünfte ist nicht groß und wir entscheiden uns schnell. Ein Innenhof mit beruhigend plätscherndem Brunnen, Palmen und Orangenbäumen heißt uns nach dieser staubigen Fahrt wie eine Oase willkommen. Die Gastgeberin ist auch mit Dollars zufrieden, denn es gibt tatsächlich weder eine Bank, geschweige denn einen Bankomaten in diesem Kaff.

Dafür gibt es Arturo.

Das Reisehandbuch beschreibt die Tatsache seiner Existenz als überaus wertvoll, bereichernd – als einen echten Glücksfall für alle Touristen. Denn keiner kenne die Gegend und die geheimnisvollen Pfade durch die Canyons so wie er. In seinem Haus treffen wir bloß die Frau an, die der Welt mit ihrem Sohn ein so großes Geschenk gemacht hat. Auf unsere Frage nach Kartenmaterial oder Geländeskizzen reagiert sie unwirsch, wir sollen uns an Arturo halten, der wisse alles. Nun denn. Am Rande eines gepflasterten Platzes laden schwere gusseiserne Bänke zum Warten ein. Nicht auf Godot, sondern auf Arturo.

Die Atmosphäre ist angenehm entspannt, das Klima herrlich. Eine sanfte Brise rauscht durch Palmwedel und in der lauen Nachmittagssonne finden sich immer mehr Mexikaner auf der Plaza ein. Alle mit Hut, Cowboystiefel und dazwischen Jeans und kariertes Hemd. Zeit ist hier keine Mangelware, jeder hat genug davon. Es wird geplauscht, flaniert, herumgestanden. Die Menschen kennen sich, Batopilas ist die letzte Siedlung am Ende der Straße. Kein Durchzugsverkehr bringt neue Gesichter. »Was machen die Leute hier?«, ist man versucht zu fragen. Batopilas ist das Überbleibsel einer Bergbausiedlung, die einst sehr reich gewesen sein muss. Der Abglanz der alten Villen und Herrenhäuser der Minenbarone lassen das damalige Flair erahnen. Aber heute? Vier Pensionen, eine Handvoll Restaurants, zwei Lebensmittelgeschäfte und unzählige Autowracks. Das Bisschen Tourismus kann dieses Kaff unmöglich am Leben erhalten. Nur den Arturo vielleicht.

Da kommt er.

Markus und ich haben ihn gleichzeitig erkannt, obwohl Arturo noch gut fünfzig Meter von unserer Bank entfernt ist. Aber sein Auftreten hat ihn verraten. Wie ein Schillehrer, der die erwartungsvollen Augen seiner Schihäschen auf sich weiß, schreitet er über die Plaza. Sein wiegender Gang ist den aufgebogenen Spitzen der Cowboystiefel angepasst, sein Blick vom tief ins Gesicht gezogenen Cowboyhut fast verdeckt. Unwillkürlich denke ich an die Anfangsszene von *Spiel mir das Lied vom Tod*. Sein Instinkt sagt ihm, dass wir auf ihn warten. Arturo steuert auf uns zu. Ein siegessicheres Lächeln umspielt seine Lippen, wird breiter, offener und entblößt: eine Zahnpange! Das hätte Sergio Leone wagen sollen! Was wie eine

Metallregulierung in Arturos Mund funkelt könnte allerdings auch Zierde sein. Die Schneidezähne sind von dünnen Silberfassungen eingerahmt, die um die Zähne geschmiedet worden sind. Billige Kronen, modisches Accessoire oder Statussymbol – wir werden es nie herausfinden. Arturo reicht uns die Hand zum Gruß.

»Hello«. Mehr englische Wörter kennt er nicht.

Jetzt wird es schwierig, denn mein Spanisch gibt ebenfalls nicht viel her. Wir wollen »caminar« – wandern. Wissen aber nicht wohin.

Arturo auch nicht. Er deutet flussabwärts.

Dass es dort eine sehenswerte alte Missionsstation geben soll, haben wir bereits aus unserem Reisehandbuch erfahren. Und in die andere Richtung?

Arturo blickt zweifelnd.

Irgendwie verläuft das Gespräch unergiebig.

Eine alte Indianerin quert den Platz. Plötzlich wird Arturo lebhaft, gestikuliert und winkt die Alte zu uns. Nun sind ihm auch die zur Situation passenden englischen Sätze wieder eingefallen. Die Frau sei seine langjährige Freundin und Vertraute aus dem Volk der Tarahumara und mit ihrer Hilfe könne er uns in die verborgenen Indianerdörfer führen, wo wir den Menschen beim Wohnen, Kochen und Tanzen zusehen dürften. Der Service koste natürlich etwas – für uns Touristen jedoch bloß eine symbolische Summe.

Die Alte steht mit stumpfen ausdruckslosen Augen da wie eine Kuh. Arturo zieht sie energisch näher an uns heran, wiederholt seine einstudierten Sätze, weil von uns keine positive Rückmeldung kam. Ich erinnere mich an den stolzen Glanz in den Augen der Indianer beim letzten Busstopp und suche verzweifelt im Gesicht der Indianerin nach einem Rest Selbstachtung. Arturo herrscht sie an, uns die Hand zu geben und ich halte plötzlich weiche, schlaffe Finger umschlossen. Sie hat sie mir einfach widerstandslos auf meine Handfläche gelegt. Schnell lasse ich los und ihr Arm pendelt kraftlos zurück.

Es ist schwer, Arturo zu stoppen und ihm begreiflich zu machen, dass er mit uns kein Geschäft machen wird. Die ganze Szene ekelt uns an. Die Indianerin darf schließlich gehen und schlurft mit hängenden Schultern davon. Jetzt müssen wir bloß Arturo loswerden. Die Rettung naht in Person zweier Californierinnen, die den *legendären* Arturo suchen. Sie haben gehört, dass morgen Abend ein Tanzritual der Tarahumara stattfinden soll. Angeblich würden sich einmal im Jahr die Indianer zu dieser spirituellen Zeremonie zusammenfinden. Sie kämen aus den entlegensten Winkeln der Canyons zu diesem Fest herbei.

Nach kurzer Nachdenkpause gibt sich Arturo bestens informiert, obwohl er zuerst keine Ahnung von dem Spektakel zu haben schien. Er verabredet sich mit den zwei Touristinnen für den nächsten Abend um 22:00 Uhr an der Plaza. Selbe Stelle wie jetzt. Dann würde er sie in seinem Pickup zur Missionsstation bringen, wo die ganze Nacht hindurch rund ums Feuer getanzt werde.

Wir kehren in unsere Unterkunft zurück. Im Innenhof besetzt eine Gruppe amerikanischer Rentner sämtliche Stühle. Auch sie haben von der Zeremonie gehört, gleichzeitig geistern jedoch Gerüchte von einer Marienprozession durch Batopilas. Uns ist das alles vorerst egal, wir ziehen uns auf unser Zimmer zurück. Denn dort erwartet uns Arbeit.

Die beiden großen Doppelbetten sollen vereint werden. Deren massiven Holzgestelle sind jedoch kaum zu bewegen. Das Nachtkästchen muss zuerst abgebaut werden und ein Regal steht unserem Vorhaben ebenfalls im Weg. Nach einem schweißtreibenden Möbelrücken ist unser Zimmer kaum wieder zu erkennen. Mit dekorativen Petroleumlampen, die als Blickfang auf Mauersimse verteilt waren, umrahmen wir das Riesenlager. Richtig romantisch. Im matten Schein der Flammen zu ruhen, das Aufsteigen der schwarzen Rauchspiralen zu beobachten, den scharfen Geruch des Petroleums in der Nase.

»Ist Romantik in irgendeiner Form erstrebenswert?«, will Markus von mir wissen.

Ich ziehe es vor, zu schweigen.

»Ich verstehe den Sinn von Romantik nicht: Man sieht nichts, es qualmt und stinkt.«

Ich beschränke mich aufs Seufzen.

»Kann ich nicht das Licht aufdrehen und die Rußfunzeln ausmachen?«

Meine romantische Stimmung platzt wie eine Seifenblase. Markus dreht das Licht an und ich muss laut lachen. Es ist nun keine Spur heller, in den Glühbirnen glimmen die Drähte matt.

»Dann muss ich eben *romantisch* lesen«, sagt Markus resigniert und klemmt sich die Taschenlampe zwischen die Zähne. »Aber was daran so schön sein soll, verstehe ich beim besten Willen nicht.«

»Romantische Momente sind ja nicht fürs Lesen da«, versuche ich zu erklären.

»Sondern?«

Anstelle einer Antwort werfe ich ihm einen vielsagenden Blick zu.

Endlich versteht Markus, er grinst und kontert: »Dann erklär mir mal, warum du sogar eine tiefverschnittene Winterlandschaft romantisch finden kannst.«

6. Tag, Sonntag, 11.12.2005

Die Pension bietet kein Frühstück an, wir müssen außer Haus. Wolkenloser Himmel spannt sich über den Canyon, Batopilas liegt noch im kühlen Schatten. Um diese Jahreszeit wird es noch lange dauern, bis die Sonnenstrahlen die Talsohle erreicht haben.

Fröstelnd kehren wir nach dem Frühstück zu unserer Unterkunft zurück, um die Wanderrucksäcke zu packen. Zwei mexikanische Frauen halten sich im Innenhof auf und funkeln uns böse an. Widerwillig und mürrisch erwidern sie unseren Gruß. Ich sperre die Zimmertüre auf und fahre erschrocken zurück. Muss mich in der Tür geirrt haben. Markus drängelt ungeduldig während ich Schlüsselnummer und Türschild überprüfe. Sie stimmen überein.

Ich öffne erneut die Tür und sehe mich um: Es ist das Original von gestern. Einzig unser Gepäck dient als Beweis, dass es sich um unser Zimmer handelt. Alle Möbel stehen wieder auf ihrem angestammten Platz, die Petroleumlampen sind in den zugehörigen Nischen und Simsen verstaut. Die Nachttischlampen thronen auf den richtigen Kästchen, die Stromkabel sind entsprechend zurückverlegt worden.

Kein Wunder, dass die Mexikanerinnen böse auf uns sind! Sofort kehre ich in den Innenhof zurück und entschuldige mich in meinem besten Spanisch. Erkläre den Putzfrauen, dass wir

vor unserer Abreise selbstverständlich wieder alles in Ordnung gebracht hätten und allmählich hellen sich ihre Mienen auf. Wir hatten ja nicht damit gerechnet, dass bereits während unseres Frühstücks aufgeräumt wird. Deshalb lagen das Geld und unsere Wertgegenstände wie Kamera, Leatherman und Fernglas offen herum. Aber nichts fehlt. Fein säuberlich ist unser Hab und Gut sortiert und aufgereiht worden, selbst zu Boden gefallene Münzen stapeln sich nun auf dem Tischchen. Angst vor Diebstahl ist hier unbegründet.

Wir fragen uns Richtung Cerro Colorado durch. Diese Ortschaft liegt weiter flussaufwärts und soll laut Reisehandbuch einen Ausflug wert sein; vis-a-vis der dominanten Villenruine auf der anderen Talseite zweige der Fußweg ab. Mit dieser vagen Beschreibung verlaufen wir uns und werden in einem Hinterhof von bellenden Ungetümen gestoppt. Der Hundebesitzer kommt ebenso wütend heraus, entpuppt sich aber zum Glück als unser Buschauffeur und ist hilfsbereit. Er weist seine Kinder an, uns den Weg zu zeigen. Sie müssen uns ein Stück weit aus Batopilas hinaus geleiten, bis wir den Pfad auch als solchen erkennen können. Bislang wateten wir nur im Morast unterhalb eines Wasserkraftwerks herum.

Nun verläuft der Weg parallel zum Aquädukt, welches das Flusswasser in steinernen Mauern den Turbinen zuführt. Bald klettert der Pfad höher und die schattige Kühle der Wasserrinne weicht einer staubigen Felslandschaft. Die Sonne ist erbarmungslos und treibt mir den Schweiß aus den Poren. Anstelle von Bäumen wachsen hier Kakteen. Haushohe stachelbewehrte Säulen, die kaum einen Schatten bieten. Nicht einmal anlehnen kann man sich! Alle Pflanzen sind hochgerüstet und schwer bewaffnet. Die Büsche tragen Dornen, die Agaven recken grüne Lanzen in den Himmel, selbst unscheinbare Blumenstängel wappnen sich mit borstigen Widerhaken. Was hat die Vegetation hier zu befürchten? Der größte Feind ist sicherlich die Sonne. Vielleicht sollte ich mich auch vor dem Austrocknen schützen. Sehnsüchtig blicke ich die smaragdgrünen Becken im Flusslauf tief unter uns. Umrahmt von glitzernden Kiesbänken und blendend weißen Felsblöcken lädt das Wasser zum Baden ein.

Wir hatten geglaubt, dass unser Pfad zu einem Dorf hoch oben in der Canyonwand führen wird, doch Cerro Colorado liegt überraschenderweise im Tal. Zum Glück. Bei der Hitze – so sehr wir uns den Temperaturanstieg vorgestern noch gewünscht hatten – wäre ich nicht weit gekommen. Endlich gelangen wir ans Bachbett und folgen dem Ufer. Das Wasser hat sich ein großes Terrain erobert. Wie um sein Revier auszukosten, mäandriert der Fluss von einem Ufer zum anderen und zwingt uns manchmal zu einem Umweg in die steilen Schluchtenhänge. Die Ebene gehört ihm und seine Schätze leuchten in einem bunten Durcheinander. Flussperlen. Nicht im Verborgenen gewachsen, sondern rund geschliffen, mit Sand poliert. Zentnerschwere Gesteinskugeln in Zinnoberrot, Flaschengrün und Schwefelgelb. Als hätte ein Riese seine Murmeln nach dem Spiel vergessen.

Viel Zeit vergeht im Staunen und Betrachten, wir legen unsere Hände auf die kühlen Steinhäute, ertasten mit den Fingerkuppen kristalline Poren und überlegen, welches besonders schöne Exemplar wir mitnehmen sollen. Der Gedanke an unser Gepäck bringt uns zur Vernunft und wir beschränken uns aufs Fotografieren. Apropos Vernunft. Wir sind schon vier Stunden unterwegs, entfernen uns immer weiter von Batopilas und sollten den langen Rückweg nicht aus den Augen verlieren. Ich vermute am Berghang oberhalb des anderen

Flussufers die Straße. Markus hegt starke Zweifel. Vor allem möchte er wissen, wie man durch das Stachelgestrüpp dort hinauf gelangen soll.

Zuerst müssen wir jedoch über den Fluss, oder besser durch den Fluss. Die Strömung ist stark. Wir werfen unsere Schuhe auf die andere Seite, binden die Hosen auf die Rucksäcke und wagen einen Versuch. Die schönen runden Steine werden unter Wasser zu überdimensionalen Seifenstücken. Markus ist schon drüben, aber ich stehe hilflos, mit den Armen nach Gleichgewicht rudern, in der kalten Strömung. In meinem Rucksack ist die Kamera! Ich weiß weder vor noch zurück. Kein Fuß findet sicheren Halt, um allein das Gewicht eines weiteren Schrittes zu tragen. Markus zuckt mit den Schultern. Er hat die Schuhe bereits wieder angezogen und blickt vertrauensvoll zu mir. Mit ein paar schnellen Bewegungen, mehr ein Taumeln und Rutschen als ein Gehen, bin ich im Trockenen. Geschafft! Manchmal ist es vielleicht nicht so klug, wenn ich alle Wertsachen, von Kreditkarten bis zum Fotoapparat am Körper trage.

Markus hat eine schwarze Sandbank erblickt, eine kohlrabenschwarze.

»Sie bewegt sich!«

Ich muss erst meine Schuhe wiederfinden, bevor ich seine Entdeckung bestaunen kann. Tatsächlich. In ein paar hundert Meter Entfernung wogt eine schwarze Düne. Das müssen Vögel sein. Enorm große Vögel! Mit dem Fernglas kommen wir dem Geheimnis näher: Eine Kolonie Geier sonnt sich auf den heißen Flusssteinen. Sie haben die Flügel ausgebreitet und wenden uns den Rücken zu. Ganz langsam und vorsichtig, jeden Felsblock als Deckung ausnützend, pirschen wir uns näher. So kommen wir bis auf rund 50 Meter an sie heran. Der Schwarm umfasst über hundert Tiere, ein imposanter Anblick. Die Flügelspannweite schätzen wir auf zwei Meter. Offensichtlich genießen sie das Sonnenbad.

Obwohl wir uns beinahe kriechend anschleichen, werden wir entdeckt. Brausend erhebt sich ein Flattern und Schlagen und die dunkle Masse wechselt das Ufer. Die Distanz zu uns bleibt zum Glück unverändert, das Wasser des Flusses gibt der Kolonie das Gefühl der Sicherheit. Am anderen Ufer reicht der Platz nicht für alle Vögel. Ein Kampf um einen kleinen, dünnen Baum beginnt. Lediglich drei abgestorbene Äste ragen fotogen in den Himmel. Auf einem Ast drängeln sich bereits fünf Geier, da wollen noch zwei weitere auf ihm landen. Mit lautem Krach gibt das spröde Holz nach und die Vögel stürzen hinab. Trotz der geringen Fallhöhe gelingt es ihnen, rechtzeitig die Flügel zu öffnen und heil am Boden zu landen. Wir lachen laut auf und die Vögel drehen konsterniert die langen Hälse zu uns. Unsere Gegenwart scheint sie jedoch nicht weiter zu stören. Es wäre schön fürs Motiv, wenn sie ihre Flügel wieder ausbreiten würden, doch dazu haben sie keine Lust mehr. Markus wirft Steine, schreit, fuchtelt und versucht die Vögel irgendwie aus ihrer schläfrigen Lethargie zu reißen. Vergeblich.

Die Geier, die keinen Platz auf der lädierten Baumleiche gefunden haben, sind ins Hinterland geflogen. Dort vermute ich einen Zaun, eine Umfriedung mit hohen Pfählen, oder etwas Ähnliches, worauf sich die Vögel niedergelassen haben. Erst durch das Fernglas erkennen wir, dass es sich nicht um Menschenwerk handelt. Die hohen Säulen sind Arme mächtiger Kandelaberkakteen, deren oberes Drittel völlig zugeschissen ist. Unter der weißen Kotschicht verschwinden die spitzen Stacheln und die Vögel können gemütlich darauf hocken. Die

Kakteen sehen aus wie riesige Kronleuchter. Bestückt mit grünen Kerzen, an denen weißes Wachs herunter rinnt, während sie mit schwarzer Flamme brennen. Ein köstlicher Anblick.

Die Uhrzeit gemahnt an eine baldige Rückkehr nach Batopilas. Drei Stunden Gehzeit müssen wir kalkulieren und in der Dämmerung zu marschieren, haben wir eigentlich nicht vor. Dennoch würde ich gerne noch ein Stück weiter flussaufwärts gehen, denn hinter der nächsten großen Biegung vermute ich eine wunderschöne Flusslandschaft. Ich glaube mich zu erinnern, dass ich vom Bus aus Sandbänke, türkise Becken und elegant geschliffene Felsblöcke gesehen zu haben. Markus ist skeptisch: »Wo verläuft denn die Straße, von der aus man hier herunter sieht?« Leider kann ich auch keinen Hinweis auf eine Fahrbahn in dem dornigen Gestrüpp erkennen, das den Berghang bedeckt. Wir einigen uns auf eine weitere Stunde im Flussbett, dann müssen wir jedoch umkehren.

Die großen Bachsteine schrumpfen zu Kiesel und bald werden auch die von Sand abgelöst. Im losen, mehligem Pulver liegen Kuhfladen. Am gegenüberliegenden Ufer können wir im Schatten der Bäume einige Rinder sehen, die erstaunt zu uns herüber muhen. Sie setzen sich in Bewegung und versuchen mit uns Schritt zuhalten. Immer wieder wagen sie sich bis ans Wasser und brüllen sehnsüchtige Muuuhs zu uns. Würde der Fluss nicht eine natürliche Barriere bilden, wären wir sicherlich schon umringt und abgeschleckt. Nachdem wir die große Biegung des Flusses hinter uns gebracht haben, stehen wir tatsächlich vor den Wasserbecken meiner Erinnerung. Das Gefälle ist so gering, dass der Fluss in Tümpeln und Pools zwischen Felsbrocken verweilt. Die Kühe schauen blöd (sie können wahrscheinlich nicht anders), als ich mich nackt ausziehe und so tue, als ob ich zu ihnen rüber schwimmen würde. In der Hälfte der Distanz drehe ich jedoch um, das Wasser wird mir plötzlich unangenehm kalt.

Erfrischt beginnen wir den Rückweg. Die Idee, zu der vermuteten Straße den Büchel hinauf zu klettern, schlage ich mir schnell aus dem Kopf. Beim näheren Betrachten der feindlichen Vegetation ist mir klar, dass es in diesem Dornengestrüpp kein Durchkommen gibt. An der Stelle, wo wir den Fluss durchquert haben, führen kleine Pfade durchs Dickicht zu ein paar Häusern. Und als wir dort hinter einem Schuppen ein Auto entdecken, sind wir sicher, irgendwann auch auf die Straße zu treffen. Mit etwas Glück könnten wir Autostopp versuchen! Nach einer guten halben Stunde Gehzeit erreichen wir die erste Hügelkuppe und das Gelände wird etwas übersichtlicher. Unser Weg verläuft nun eben und wir kommen schnell voran. Da vernehmen wir plötzlich das Motorengeräusch eines LKW's! Eine Staubwolke quillt aus dem Grün des Bergrückens und bewegt sich langsam abwärts. Dort oben befindet sich also die Straße. Wenn wir gedanklich die Staubfahne nach unten verlängern und mit unserer Richtung schneiden, dann müssten sich die Wege in rund einem Kilometer Entfernung kreuzen. Das könnten wir vielleicht schaffen, glauben wir und beschleunigen unseren Schritt. Je näher der LKW kommt, desto schneller gehen wir. Das wird knapp werden! Mein Gefühl sagt mir, dass dieses Fahrzeug für uns bestimmt ist, während meine Vernunft die Distanz zur Kreuzung realistischer einschätzt. Ich beginne zu rennen, Markus gibt auf. Nun geht es auch noch bergauf! Dreihundert Meter vor mir fährt der LKW vorbei, der Staub verklebt sich mit meinem

Schweiß. Völlig erschöpft und außer Atem lasse ich mich am Wegrand nieder und warte auf Markus. Dabei war ich mir so sicher gewesen.

»Das warst du dir heute schon einmal«, erinnert mich Markus und deutet auf die Straße hoch oben am Berghang. »Maximal hundert Höhenmeter über dem Fluss sollte sie sein.«

»Aber die schöne Flusslandschaft war genau da, wo ich sie vermutet habe«, verteidige ich mich kleinlaut, immer noch nach Luft ringend.

Die Staubfahne hat sich gelegt und wir biegen auf die Straße ein. Kein Motorengeräusch ist zu hören. Still und einsam wandern wir Richtung Batopilas. Die steilen Wände des Canyons flammen im späten Nachmittagslicht rot auf, Geier kreisen in der Thermik der aufgewärmten Felsen. Eine friedliche Stimmung herrscht, obwohl mir diesmal Verkehrslärm sympathischer wäre; meine Beine schmerzen.

Hinter einer engen Kurve, die um einen Felsvorsprung führt, steht der LKW von vorn in einer Ausweiche. Wir sind noch zu weit entfernt, um genau erkennen zu können, was los ist. Ein Mensch macht sich an einem Hinterrad zu schaffen. Unwillkürlich beschleunige ich meine Schritte, doch Markus hält mich sanft zu zurück.

»Nicht so schnell, sonst müssen wir noch helfen«, meint er verschmitzt. Auf meinen verwunderten Blick hin erklärt Markus: »Hätte er an der Kreuzung auf uns gewartet, wäre ihm die Panne erspart geblieben. Aber da er nicht auf sein Gefühl hören wollte, musste das Schicksal ihn stoppen. Du hast ja gewusst, dass er uns mitnehmen wird – er offensichtlich noch nicht.«

Mittlerweile sind wir fast beim LKW angelangt. Der Fahrer zieht soeben die letzten Schrauben an. Höflich frage ich ihn, ob er unsere Hilfe brauche. Dankend lehnt er ab, mit der Begründung er sei schon fertig. Markus lässt es sich jedoch nicht nehmen, und packt mit an, um das schwere Rad in das Gestell des Reservereifens zu hieven. Als Dank dafür wollen wir bis Batopilas mitfahren. Wir können uns ein Grinsen nicht verkneifen, als wir in die Fahrerkabine klettern und anschließend gemütlich die paar Kilometer bis Batopilas rumpeln.

Im Dorf drücken sich die Fußgänger ängstlich an die Mauern, um vom Lastwagen nicht gestreift zu werden. Ein Tourist reißt seine Begleiterin gerade noch rechtzeitig zu sich in einen Hauseingang. Die Engländer! Sie trauen ihren Augen kaum, als sie uns im Führerhaus erkennen, wir winken ihnen amüsiert zu. Den Mund machen sie wahrscheinlich erst wieder zu, wenn wir außer Sichtweite sind. Ihre herabhängenden Kinnladen sind noch im Rückspiegel zu erkennen.

Nach der Dusche auf dem Weg zum Abendessen begegnen wir den Californierinnen, die sich mit Arturo verabredet haben. Sie wollen uns unbedingt überreden, mitzukommen. Auch für die Rentnergruppe stellt die Tarahumara-Zeremonie den Höhepunkt ihrer Reise dar. Wir sind unerschöpflich, legen uns mit vollem Bauch mitsamt der Kleidung aufs Bett. Zwei Stunden bis Arturo-Rendezvous um 22:00 Uhr bleiben uns noch. Um Mitternacht wachen wir auf. Aber nur, um entkleidet unter die Decke zu schlüpfen und weiter zu pennen.

7. Tag, Montag, 12.12.2005

Heute wandern wir flussabwärts zur alten Missionsstation Satevo. Aus dem im Reiseführer beworbenen Fußpfad ist mittlerweile eine staubige Fahrbahn geworden, die acht Kilometer weit dem Fluss folgt. Gesäumt von Kakteen, deren höchsten Stachelfinger sieben Meter weit in den Himmel ragen, durchschneidet der Weg den Berghang hoch über dem Wasser. So komme ich gar nicht erst in Versuchung, in einem der natürlichen Bassins zu baden, die der Fluss zwischen glitzernden Sandbänken formt. Einzelne Schaumkrönchen deuten darauf hin, dass die Wasserqualität unterhalb von Batopilas zu Wünschen übrig lässt. Da beobachten wir, wie am anderen, wesentlichen flacheren Ufer, eine Frau mit einem Krug Wasser aus dem Fluss schöpft und ihn in ihre Holzhütte trägt. Hoffentlich verwendet sie die Brühe bloß zum Waschen!

Die Steilwände des Canyons neigen sich langsam nach außen und das Tal gewinnt an Weite. Anstelle senkrechter Felsen wölben sich flache Hügel, über und über mit Kakteen bewachsen: Grüne Bartstoppeln im rosigen Gesicht der Landschaft. Das Rouge ist von der Natur ein wenig unregelmäßig verteilt worden. Neben dunkelroten Strichen liegen rosa- und ockerfarbene Partien, deren Kontrast die Oberfläche faltig wirken lässt. Je weiter wir Richtung Satevo kommen, desto dunkler wird der Teint der Hügel. Unnatürlich karminrot leuchtet der Boden unter der Vegetation hervor. Auf der Fahrbahn pulverisiert er sich zu rosa Staub und klebt auf unserer Haut. Bald sehen wir wie Indianer aus.

Nach einigen Stunden treffen wir in Satevo ein. Zuvor haben wir auf einer Felsklippe gerastet, die sowohl einen spektakulären Tiefblick zum Fluss bot, als auch ein Postkartenmotiv von Satevo. Jetzt stehen wir vor dem Bauwerk, das aus den roten Steinen der Umgebung errichtet worden ist. Die schwere Holzpforte ist mit einem Schloss gesichert. Obwohl wir bis dahin keiner Menschenseele begegnet sind, steht plötzlich ein alter Mann mit einem Schlüssel vor uns. Stumm sperrt er die Kirchentüre auf und setzt sich wortlos davor auf den Boden. Wir treten in einen fast schmucklosen Raum. Zwei Bankreihen bieten etwa fünfzig Gläubigen Platz. Der Altarraum ist vor kurzem hellblau angestrichen worden, trotzdem macht das Ambiente einen recht verahrlosten Eindruck. Wir wollen die Kirche schon wieder verlassen, als wir einen schmalen Seitengang entdecken, der in den Glockenturm führt. Darf man da hinauf? Der Mexikaner vor der Türe zuckt mit den Schultern. Wir wagen eine Besteigung. Die Leitern sind desolat, Sprossen sind gebrochen oder fehlen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob das Gemäuer hält! Schließlich können wir unter der Glocke, der ein großes Stück Metall fehlt, hindurch klettern und stehen am Kirchendach. Obwohl der Ausblick einmalig ist, verschwinden wir schnell wieder im Glockenturm. Wer weiß, welch ein Sakrileg wir hier unwissend begehen! Der Mexikaner sitzt noch immer vor der Türe und steckt die Pesos ein, die wir ihm als Dank fürs Aufsperrn geben.

Durst treibt uns zwischen die paar Hütten, die sich hinter der Kirche ducken. Als wir einem Einheimischen verständlich machen können, dass wir gerne etwas trinken würden, führt er uns zu einem verbeulten Kühlschranks und bietet uns eiskalte Cola an. Hinter dem

Kühlschrank stapeln sich die leeren Dosen zu einem beachtlichen Berg. Coca Cola gibt es wirklich im allerletzten Kaff der Welt. Wir sind dankbar dafür.

Jetzt fehlt uns nur mehr eine Fahrgelegenheit für den Rückweg. Unsere Lust, die staubige Straße nach Batopilas nochmals zu gehen, hält sich in Grenzen. Wir positionieren uns daher vor den ersten Hütten, wo alle Fahrzeuge, die aus Satevo hinaus wollen, vorbeifahren müssen. Die Chancen stehen schlecht. Mehr als zwei Autos haben wir nicht zwischen den Hütten gesehen. Und bei denen waren wir nicht einmal sicher, ob es sich um Wracks handelte oder um fahrtüchtige Exemplare.

Gemächlich schlendern wir nach der unergiebigsten Wartezeit zu Fuß los. Einen halben Kilometer später rumpelt es hinter uns, ein Pickup donnert über die Bodenwellen. Der Fahrer muss anhalten, denn wir stoppen ihn mitten in der Fahrbahn; so eine Chance lassen wir uns nicht entgehen. Vorne haben wir keinen Platz mehr, aber auf der offenen Ladefläche zwischen Zementsäcken, Kübeln und Werkzeugkisten können wir es uns bequem machen.

Bequem wird es nicht. Es fühlt sich eher so an, als würden wir auf einem wild gewordenen Gaul durch die Pampa galoppieren. Krampfhaft halten wir uns an der Bordwand fest, hauen uns bei jedem Schlagloch blaue Flecken und der Zementsack protestiert mit einer grauen Staubwolke, wenn ich nach unfreiwilligem Abheben auf ihn zurückplumpse. Der Fahrer scheint uns völlig vergessen zu haben; wir kämpfen tapfer, um nicht von der Ladefläche geschleudert zu werden. Die Anstrengung lohnt sich. Denn in den Staub-, Zement- und Dieselgestank mischt sich eine Brise Abenteuer. Per Autostopp auf einem Pickup durch Mexikos Canyons zu rumpeln hat schon was. Vor ein paar Tagen wäre das noch unvorstellbar für mich gewesen. Und wenn ich jetzt zu Markus hinüberblicke, sehe, wie ihm die staubgestärkten Haare im Fahrtwind verwegen zu Berge stehen, muss ich unwillkürlich an einen mexikanischen Cowboy denken.

Das Auto braust an den ersten Häusern Batopilas vorbei. Wir klopfen aufs Führerhaus, doch der Fahrer hört uns nicht. An unserer Pension sind wir vorüber, biegen schon zur Plaza ein, wo wie bestellt das englische Paar auf einer Bank sitzt. Das Pickup hält knapp davor, unser Auftritt ist perfekt. Die steifen und schmerzenden Glieder ignorierend springen wir behände von der Ladefläche, klopfen den Staub lässig von der Kleidung, bedanken uns beim Fahrer und steuern auf die baffen Engländer zu. Sie zeigen sich ehrlich *impressed* von so viel Wagemut. Allerdings machen sie uns das Angeben so leicht, dass es einen schalen Beigeschmack bekommt und der Spaßfaktor schwindet. Die Engländer sind überängstlich, wittern überall Gefahren. Wenn eine Stechmücke vorbeisurrt, fürchten sie sich vor Malaria und schlucken Prophylaxe. Im Norden von Mexiko! Das ist ein Wahnsinn, wenn man bedenkt, welche Nebenwirkungen die starken Medikamente haben! Davor würden wir uns viel mehr ängstigen. Als wir ihnen erklären, dass wir nicht einmal für den tropischen Süden Mexikos und Guatemala an Prophylaxe denken, rücken sie entsetzt ein Stückchen von uns ab. Die Konversation ist gestorben, wir können duschen gehen. In ihren Augen sind wir nicht mehr die bewundernswerten Abenteurer sondern die gedankenlosen Irren, mit denen es wohl eines Tages ein schlimmes Ende nehmen wird.

Nachdem wir uns geduscht und umgezogen haben, eilen wir zur Kirche. Dort soll angeblich eine farbenprächtige Prozession stattfinden, die ihresgleichen sucht. Die Rentnertruppe hat schon Stellung bezogen und die Kameras gezückt. Auf der Ladefläche eines verbeulten Pickups hebt die Statue der Jungfrau von Guadeloupe flehend die Hände zum Himmel, festlich geschmückt mit Bändern und Blumen. Zu ihren Füßen das stachelige Grünzeug, welches wir auf unserer Busreise eingesammelt haben. Von den Ecken der Ladefläche sind Lautsprecher auf die Menschenmenge gerichtet, die sich vor dem Kirchportal versammelt haben. Hauptsächlich Frauen drängen um das Pickup. Zupfen an Gewand und Haaren der Mädchenschar, die sich zu einem Tanz bereit halten. Die ersten Takte einer krächzenden Musik erschallen und die Mädchen beginnen eine seltsame Schrittfolge, zwei vor, einer zurück, Verneigung fast bis zum Boden, eine Drehung um die eigene Achse, dann wieder zwei Schritte vor und einer zurück, ... Langsam setzt sich das Pickup in Bewegung, die Frauen singen Gebete zur Musik, die Mädchen tanzen im Nebel der Auspuffgase. Uns glücklich und bedeutungsvoll zunickend ziehen die Rentner mit den Kameras dem Tross nach. Wir bleiben in der Nähe eines Indianers stehen, der dem Treiben mit unbewegter Miene zugesehen hat. Ob er ein Christ ist? Ich getraue mich nicht zu fragen. Als die Musik mit zunehmender Entfernung immer leiser wird, wendet er sich ab und steuert auf eine Bar zu, wo sich der Rest der Bevölkerung aufhält: Die Männer.

Auf der Plaza begegnen wir den Californierinnen, die der Prozession nacheilen wollen. Nach unserer Beschreibung der Zeremonie sehen sie von ihrem Vorhaben ab und sinken erschöpft auf eine Bank. Wir wollen von ihnen wissen, wie die Nacht der Indianertänze verlaufen ist, die wir verschlafen haben.

Sofort springt eine der Frauen wieder auf die Beine und berichtet empört gestikulierend, wie sie hier an der Plaza geschlagene zwei Stunden auf Arturo gewartet hätten. Vergeblich. Dann hätten sie ihn in Batopilas suchen lassen. Mit einer Alkoholfahne habe man ihn herbei geschleppt, aber Arturo, der sagenumwobene Arturo, habe so getan, als wüsste er nichts von irgendwelchen Tänzen. Schließlich hatten sie ihn so bearbeitet, dass er sich bereit erklärt hatte, für das schon kassierte Honorar die Frauen heute zu den Indianern zu bringen. Aber er sei wieder nicht erschienen. Also seien sie den langen Weg zu Fuß nach Satevo und zurück gegangen, ohne auch nur einen einzigen Tarahumara zu Gesicht zu bekommen. Und am Schluss seien sie gerannt, um wenigstens die Prozession nicht zu versäumen.

Arturo sollte sich jetzt nicht am Plaza blicken lassen. Die beiden sind wie Furien, die nicht zu beruhigen sind. Nachdem sie ein wenig zu Atem gekommen sind, hetzen sie der Prozession hinten nach.

Wir genießen den letzten lauen Abend auf der Plaza, können mit dem Schatten der Palmen von Bank zu Bank mitwandern. Niemand ist hier. Die Frauen beten, die Männer trinken, uns geht es gut.

8. Tag, Dienstag, 13.12.2005

Gestern Abend konnten wir in Erfahrung bringen, dass der Bus zurück nach Creel bereits um 5:00 Uhr Früh vor der Kirche abfährt. Deshalb holt uns jetzt der Wecker in stockdunkler Nacht aus dem Bett. Gepackt ist schnell, die 90 Dollar in bar für beide Nächte schon bezahlt. Wir hasten über die Plaza zur Kirche. Heute fährt nur ein Kleinbus mit 12 Sitzplätzen, wer zu spät kommt, hat Pech gehabt. Die Engländer haben die besten Plätze schon reserviert. Bei der kurvenreichen Strecke ist es günstiger, vorne zu sitzen. Ein Paar Mexikaner steigt noch zu, aber die Californierinnen, die auch unbedingt mit wollten, fehlen. Zehn Minuten vor fünf startet der Fahrer den Wagen, ich bitte ihn, zu warten. Vielleicht haben sie verschlafen? Sie wollten sich gestern Abend einen Wecker bei uns ausleihen. Punkt fünf fahren wir ab. Ohne die Californierinnen. Vielleicht haben sie Arturo endlich getroffen und tanzen mit den Tarahumaras um ein Lagerfeuer.

Die Fahrt geht diesmal rasant. Bei Sonnenaufgang haben wir bereits den Canyonrand erreicht, wo der Fahrer von der Marienstatue einen Segen erbeten hatte, um neun Uhr treffen wir in Creel ein. Hungrig stürmen wir unsere Pension in der Hoffnung auf das Frühstück mit dem warmen Vanillepudding. Leider stoßen wir auf Ablehnung und Unverständnis, denn Frühstück gibt es nur bis 8:30 Uhr. So steht es an der Anschlagstafel, so wird es eingehalten.

Vielleicht haben wir bei der Bank mehr Glück. Das Geldproblem brennt uns mehr unter den Nägeln als der Hunger im Bauch. Die Zweigstelle Santander im Gebäude hinter dem Bankomatenschwein ist geöffnet, aber die Tür lässt sich nicht bewegen. Zu viele Menschen drängen sich im kleinen Raum vor den Schaltern. Nach dem langen Wochenende mit dem Montag-Feiertag müssen alle Einwohner Creels offensichtlich Geldgeschäfte erledigen. Ich quetsche mich durch die Menge und steuere auf eine Art Informationsschalter zu. Die freundliche Frau begrüßt mich auf Spanisch und schüttelt verneinend den Kopf, als ich sie in Englisch anspreche. Das wird schwierig werden, ohne ich und setze mich erstmal hin. Dann versuche ich zu erklären, dass Freitagabends der Bankomat unsere Karten mit der Meldung *Wrong PIN* verweigert habe. Sie betrachtet meine Bankomatkarte und weiß sofort Bescheid. Kein Automat in dieser Gegend akzeptiere maestro – nur master-cards. Das hätten wir an den Aufklebern am Bankomaten erkennen können.

»Aber warum *wrong PIN*?«, will ich wissen, denn es geht darum, ob die zwei Fehlversuche auf der Karte nun gespeichert sind, oder nicht.

Dazu kann sie nichts sagen. Ich krame meine VISA-Karte hervor. Diese wird von der Bank akzeptiert, ich könne mir Pesos ausbezahlen lassen. »Wenigstens das«, denke ich erleichtert und übersetze Markus das OK. Dadurch habe ich die nächste Frage der Schalterbeamtin nicht ganz verstanden, sie wiederholt irgendwas von Code und Bankomat. Auf dieses Reizwort reagiere ich sofort negativ und schüttle den Kopf. Gemächlich zieht die Frau ein Formular heraus und beginnt den Computer zu bearbeiten. Dann drückt sie die Eingaben auf das Formular, gibt es mir in die Hand und zeigt wortlos auf die Menschenschlange vor den Schaltern. Ich stelle mich am Ende an, werde jedoch sofort an einen anderen Platz verwiesen. Auf meinen Protest hin zeichnet eine Wartende mit der Hand eine Spirale in die Luft. Erst jetzt erkenne ich die Form der Warteschlange. Es sind nicht drei Menschenketten vor drei Schaltern, sondern eine einzige, in sich verwundene Reihe!

Eine stundenlange Wartezeit zeichnet sich ab. Die Luft ist stickig, es gibt kein Fenster, immer mehr Menschen drängen in die Bank. Das System der in sich eingekringelten Warteschlange ist frustrierend, zweimal komme ich knapp am Schalter vorbei, nur um mich erneut zu entfernen. Markus springt einmal für mich ein, als ich drohe umzukippen. Plötzlich war mir schwarz vor den Augen geworden. Kaum an der frischen Luft, habe ich eine wagemutige Idee. Ich gehe zum Bankomaten, die Schalterbeamtin hat ja irgendwas von Code und Automat gesagt. Soll ich es wagen? Ich denke an die endlose Warteschlange und schiebe die VISA-Karte in den Schlitz: *Code Eingabe*. Mein Herz klopft. *Karte gesperrt – Transaktion derzeit verweigert* heißt es am Display. Der Schreck fährt mir in die Glieder. Habe ich jetzt alles verbockt? Oder ist die Auszahlung nur blockiert, weil die Bank bereits etwas in den Computer eingegeben hat? Nervös kehre ich zu Markus zurück. Kreislaufkollaps droht mir nun keiner mehr, zu schnell pocht das Herz vor Aufregung. Nur die Menschenschlange bewegt sich unendlich langsam.

Es gibt kein Drängeln. Die Mexikaner sind bemerkenswert diszipliniert. An einer Wand stehen drei Stühle und alte Frauen haben sich darauf niedergelassen. Aber ihr imaginärer Platz in der Warteschlange wandert weiter. Sie dürfen sich kurz vor dem Schalter wieder einreihen, werden von den Personen, die hinter ihnen warten, sogar dazu aufgefordert, wenn die Frauen im Tratsch ihre Reihung übersehen hatten.

Während ich warte, geht Markus zurück in die Pension und holt den kleinen Rucksack. Anschließend kauft er etwas Proviant ein, denn wir wollen – sofern wir Geld bekommen – um 11:30 Uhr mit der berühmten Eisenbahn *el chepe* in den nächsten Ort fahren. Als er zurückkommt zeigt er mir am Display des Fotoapparats sein soeben gemachtes Selbstporträt mit verzweifelter Mimik vor dem verhängnisvollen Bankomaten.

Ich bin dran, jetzt wird es spannend. Der Mann nimmt den Zettel, meinen Pass, die VISA Karte, tippt etwas in den Computer und zählt dann 3000 Pesos ab. Geschafft! Die nächsten Tage sind gesichert. Die Bargeldbehebung mit VISA ist zwar teurer als mit maestro, scheint aber in jedem Kaff gesichert zu sein. Die Reise kostet ohnehin mehr als geplant, da kommt es auf die zusätzlichen Spesen auch nicht mehr an.

Markus drückt mir vor der Bank einen farbenprächtig gewebten Schal in die Hand. Mit den letzten Pesos gekauft, als ich in der Bank wartete. Als Belohnung und Zeichen der Zuversicht, dass ich das Problem auch auf Spanisch lösen werde. Lieb. Und schön ist der Schal außerdem.

Eine Stunde Zeit bleibt uns noch bis zur Abfahrt des Zuges. Gleich neben den Geleisen betreten wir eine Art Schnellimbiss oder Bahnhofrestaurant mit verschiedenen Menüs. Hungrig wie wir sind, geben wir eine große Bestellung auf. Gemächlich macht sich die Köchin ans Zusammenstellen, gekocht ist ja schon. Ein Teller wird uns gereicht und ich beginne zu essen. Markus reklamiert, als er sieht, dass sich die Köchin anderen Gästen zuwendet. Er will schließlich auch was zum Beißen. Die Köchin reagiert nicht, Markus muss energischer werden. Da erzittert plötzlich die Theke, ein Hupsignal ist zu hören und der Zug donnert in den Bahnhof hinein. Hektik bricht los. *El chepe* ist eine halbe Stunde zu früh. Der Köchin geht eine

junge Gehilfin zur Hand, mein Essen wird in ein Styroporbehältnis gekratzt, Markus bekommt sein Menü in Windeseile ebenfalls in Styropor verpackt noch bevor ich bezahlt habe. Wir stürmen zum Bahngleis, der Schaffner winkt zur Eile, schiebt uns die Treppe hinauf in den erste-Klasse Waggon hinein.

Da ich weiß, dass der Zug sehr teuer ist, frage ich nach der zweiten Klasse. Erstaunt weist mich der Zugbetreuer darauf hin, dass *el chepe* Luxus sei und nur erste Klasse mit sich führe. Nun denn. Wir kommen ja direkt von der Bank.

Das sieht man uns jedoch nicht an. Der Blick des Zugbegleiters wird misstrauisch, erfasst abschätzig unsere Kleidung und bleibt an den Styroporpäckchen hängen. Essen mitbringen in den legendären Nobelzug, das darf einfach nicht sein! Bevor seine hochgezogenen Augenbrauen den Haaransatz erreicht haben, wendet sich der Zugbegleiter abrupt ab. Wir huschen über grünen Teppichboden ins Waggoninnere, schieben die Thermoboxen unter die Sitze und versinken in den weichen Polstermöbeln. Über uns prangt unmissverständlich ein Rauch- und Essverbotssymbol. Wie um das noch zu unterstreichen fuhrwerk ein Uniformierter mit einem Staubsauger zwischen den Sitzen herum. Zum Glück arbeitet er sich von uns weg und wir können schnell ein paar Bissen in uns hineinstopfen, bevor der Schaffner erscheint.

»Billete?«, fragt er und als ich bloß nicke, hakt er nach: »Divisadero?«

Wieder reicht Nicken als Antwort aus. Ich habe den Mund zu voll. Höflich entschuldigt sich der Schaffner und eilt von dannen, um den Ticketblock zu holen. Endlich kann ich fertig kauen und schlucken. Ab sofort wechseln Markus und ich uns beim Wacheschieben und Essen ab.

Als wir unser Mahl beendet haben, taucht der Zugbegleiter auf und streift uns kurz mit seinem Blick. Als er keine Anzeichen von Essen erkennen kann, entspannt er sich augenblicklich und lächelt freundlich. Die Erleichterung, uns nicht verwarnen zu müssen, ist ihm anzusehen. Aus Dankbarkeit, dass wir die Regeln nur heimlich gebrochen haben, verrät er uns ein Geheimnis. Links und rechts schauend vergewissert er sich, dass die Luft rein ist, beugt sich über uns und wispert, dass wir für die Rückfahrt doch den Bus nehmen sollen. Der sei um ein Vielfaches günstiger und gleich schnell!

Wir danken ihm überschwänglich für den Tipp, obwohl wir die Busfahrt ohnehin vorgehabt haben. Aber seine plötzliche, kumpelhaft verschwörerische Art musste goutiert werden. Von da an ist er unser persönlicher Zugbegleiter, erzählt uns Geschichten und Anekdoten, erklärt jedes Bauwerk der Bahntrasse, welches wir überqueren, denn schließlich ist *el chepe* weltberühmt. 1961 konnte die Zugverbindung zwischen dem Pazifik und dem Hochland Nordmexikos erstmals freigegeben werden. Die Bahntrasse führt über 36 Brücken und durch 87 Tunnels und überwindet dabei 2300 Höhenmeter. Sie ist die einzige Verkehrsader, die sich durch das Schluchtensystem des Kupfercanyons windet. Aber nicht dieser Umstand macht *el chepe* zum touristischen Höhepunkt dieser Gegend, sondern es sind die atemberaubenden Ausblicke auf bizarre Felswände, tosende Wasserfälle und Hochlandwüsten, die es dem Reisenden angetan haben. Wo kann man sonst vom Fenster aus so eine Vielfalt der Landschaft, solche Gegensätze erleben und das kribbelnde Gefühl im Bauch genießen, wenn der Zug über eine gähnende Schlucht stampft, dass die Brücke schwankt? Dieser Luxus hat nicht nur seinen Preis, sondern erfordert auch seine Zeit. Vierzehn Stunden, um genau zu sein. Leider ist es um diese Jahreszeit nicht möglich, vom Hochland kommend die

spektakulären Passagen weiter im Westen bei Tageslicht zu erleben. Wir müssten zuerst zum Pazifik fahren und dann denselben Weg wieder retour. Für dieses Unternehmen reicht uns weder die Zeit noch das Geld.

Bei der nächsten Station Divisadero steigen wir aus. Divisadero ist so berühmt für seinen Ausblick in die Tiefen des Barranca del cobre, dass der Zug planmäßig fünfzehn Minuten Aufenthalt hat, um allen Passagieren den Besuch der Aussichtsplattform zu ermöglichen.

Wir verabschieden uns vom netten Zugbegleiter und ich frage ihn, ob ich ein Foto von ihm machen dürfe. Er sieht mich verschmitzt an: »Fürs National Geographic oder für den Playboy?«

Markus treffe ich am Geländer der Aussichtsplattform wieder, in Gesellschaft des englischen Paares. Die beiden wollen wissen, was wir denn in Divisadero vorhaben? Anstelle einer Antwort deuten wir auf die Klippen am Schluchtrand des Canyons.

»Ein bisschen spazieren gehen«, erläutert Markus.

Die Engländer sehen sich in ihrem Urteil über uns bestätigt, lächeln sonderbar und etwas verlegen. Die Zugsirene beendet die peinliche Situation und gemahnt die Weiterreisenden zum Aufbruch. Wir verabschieden uns per Handschlag und den üblichen Floskeln. Als sie weg sind, fällt mir auf, dass wir uns zwar oft begegnet sind, uns dabei gut unterhalten haben, aber nicht einmal die Namen voneinander kennen. Sogar auf das obligate Adressenaustauschen wurde verzichtet.

Bis zur Abfahrt des Busses bleiben uns drei Stunden Zeit. Trampelpfade leiten uns durch einen lichten Pinienwald auf das Hochplateau, welches nach drei Seiten hin senkrecht mehrere Hundert Meter in den Canyon abbricht. Das Gestein ist massiv und der Klippenrand so abrupt, dass man sich gemütlich hinsetzen und die Beine in den Abgrund baumeln lassen kann. Da und dort reckt ein Felssporn seine Nase ein Stückchen über die Schlucht hinaus. So ein Überhang ist ein ideales Motiv für verwegene Fotos. Wenn man sich traut, dort aufrecht zu stehen. Das ist natürlich Voraussetzung. Als ich endlich meine Angst vor der schwindelerregenden Ausgesetztheit überwunden habe und wie eine mutige Heldin in die Kamera blicke, verschwindet die Sonne hinter einer Wolke. Der Himmel ist mit wunderbaren Cumuli übersät, die der Wind ungestüm vor sich hertreibt. Sonne und Schatten wechseln in so kurzen Abständen, dass unsere Digitalkamera gar nicht mehr mit kommt. Auf die Art verbringen wir viel Zeit mit dem Warten auf das richtige Licht und ich kann mich langsam an den Abgrund gewöhnen.

Divisadero wird zu Recht als beeindruckender Aussichtspunkt gerühmt. Zu unseren Füßen öffnet sich ein Labyrinth aus Schluchten, Felscanyons und grünen Flusstälern. Die Wolkenschatten stürzen sich über die Klippen hinab, rasen über Schotterkare, fegen über karge Vegetation und vereinigen sich mit dem lichtlosen Dunkel am uneinsehbaren Grund der Täler. Ab und zu hebt ein Sonnenstrahl wie ein Spot Details der spektakulären Landschaft hervor, da eine erodierte Zinne aus gelbem Gestein, dort ein Trümmerfeld geborstener Lava. Die Farben gewinnen im späten Nachmittagslicht an Intensität; rote Felsbänder beginnen zu

glühen, das Grün der Pinienwälder wird satter. Die Canyons füllen sich langsam mit Schatten und nur mehr die senkrechten Wände werden beschienen. Weil das Dunkel die Tiefe verschluckt, dehnt sich die Landschaft in die Weite. Ein Bergrücken erhebt sich hinter dem anderen, auf jede gezackte Silhouette folgt eine nächste, immer heller werdend bis zum weißen Horizont, an dem sich die Wolken stauen.

Die Größe dieser Canyons ist immens. Laut Reiseführer bedecken sie viermal mehr Fläche als Arizonas Grand Canyon. Der Großteil der Schluchten ist unzugänglich, außer für die Tarahumara. Dieses letzte Rückzugsgebiet ist zu ihrer neuen Heimat geworden. An den steilen Abhängen sind Terrassenfelder angelegt, die über schwindelerregende Pfade miteinander verbunden sind. Unter manchen Felsüberhängen ducken sich Steinmauern. Sind dort Behausungen zu erkennen?

Wir versuchen ein Stückchen in den Canyon abzustiegen. Aber die stachelige Vegetation verleidet uns dieses Vorhaben und eine Felsbarriere setzt ihm ein Ende. Also klettern wir wieder aufs Plateau zurück und machen, was man an solchen Orten tut, wenn man viel Zeit hat: ein Foto mit Selbstauslöser. Das Plateau ist, wie der Name schon sagt, eben. Da unser Stativ nur zwölf Zentimeter hoch ist und wir uns fürs Foto nicht auf den Boden legen wollen, müssen wir einen Steinturm aufschlichten. Das wacklige Gebilde schwankt im Wind, die Kamera auf den drei kurzen Füßchen droht abzustürzen. Markus hängt ein aus Sonnenbrillenbündel und Stein gebasteltes Gegengewicht zum Winddruck an das Stativ, die Konstruktion sieht trotzdem nicht sehr vertrauenerweckend aus. In einer halbwegs windstillen Phase sausen wir zum markierten Standort los, den wir natürlich prompt verfehlen. Nur ein paar Körperteile von uns schaffen es aufs Bild. Bis wir endlich das gewünschte Foto abgespeichert haben, ist es höchste Zeit für den Bus.

Als wir in der Dämmerung in Creel eintreffen, müssen wir noch Arbeiten für die Weiterreise erledigen. Wir brauchen eine Hotelreservierung in Mexiko-City und für übermorgen einen Inlandsflug von Chihuahua dorthin. Auch wenn Telefon und Internet die Organisation im Vergleich zu früher wesentlich erleichtern, Zeit und Nerven gehen trotzdem dafür auf.

Müde und abgeschlagen können wir im Zimmer endlich die Schuhe ausziehen. Nach dreizehn anstrengenden Stunden. Die heiße Dusche wirkt wie ein Balsam auf Körper und Geist. Danach genießen wir den Segen der Halbpension: Nicht aus-dem-Haus-müssen, nicht Speisekarte-studieren-müssen, nicht lange-Warten-müssen. Nur essen und anschließend sofort ins Bett fallen.

9. Tag, Mittwoch, 14.12.2005

In der Nacht hat heftiger Wind eine Regenfront nach der anderen an unsere Scheiben gepeitscht. Am Morgen hängen schwarze Wolken tief über dem Land. Nach dem Frühstück zeigen sich blaue Risse im dunklen Himmel. Wenn sich diese Entwicklung fortsetzt, könnte es gegen Mittag sonnig werden.

Am Vormittag steht ohnehin Organisation am Programm. Gestern konnten wir bloß die ersten Schritte unternehmen, jetzt müssen wir im Internetcafe die Emails checken. Hat ein Hotel auf unsere Anfrage geantwortet, akzeptiert die winzige Insel vor Belize VISA, ist der Inlandsflug bestätigt? Wie sieht unser Kontostand aus, gibt es Nachrichten von daheim? Zu guter Letzt starten wir die Homepage von der Flugschule in Schnifis und schauen uns das Bild der Webcam vom Startplatz an: Ein schwarzes Viereck mit flackernden, hellen Tupfen. Walgau bei Nacht.

In Creel sind die schwarzen Wolken zu kleinen, weißen Kugeln geschrumpft. Sonnenlicht blendet, als wir das abgedunkelte Internetcafe verlassen. Was machen wir nun? Ich möchte noch einmal zu dem malerischen See in der Tarahumara-Prärie, jedoch ohne eine Fahrrad auszuleihen. Der Mexikaner von der Touristeninformation hatte von der Möglichkeit des Autostoppens gesprochen. Also probieren wir es aus.

Der erste Wagen hält an, obwohl wir ihn lachend weiterwinken. Ein Blick ins vollgepackte Auto hatte gezeigt, dass zwischen Paketen und Schachteln absolut kein Platz für zwei Personen ist. Doch der Fahrer besteht darauf, uns mitzunehmen. Einen Teil der schweren Kartons kann er auf den Rücksitz verlagern, Markus und ich quetschen uns zu zweit auf den Beifahrerplatz. Auf unserem Schoß und dem Armaturenbrett stapeln sich die kleineren Schachteln. Der Fahrer grinst uns an und gräbt unter den Paketen nach dem Schalthebel. »Geht doch«, triumphiert sein Gesichtsausdruck, als sich das Auto zögernd wieder in Bewegung setzt. Mir kommen die Engländer in den Sinn. Schade, dass sie uns jetzt nicht sehen können. Die ungemütliche Fahrt endet zum Glück nach ein paar Kilometern. Wir sind am See Arareko angekommen.

Außer uns befindet sich kein Mensch in dieser Gegend. Am Ufer liegen Ruderboote vertäut, das dazugehörige Häuschen ist verwaist. Schade. Ich war Markus mit der Idee einer romantischen Bootsfahrt schon seit Tagen in den Ohren gelegen. Plötzlich springt hinter der Holzbude ein junger Bursch hervor und erschrickt mindestens so wie wir. Mit Kundschaft hat er offenbar nicht gerechnet. Aber er fängt sich schnell und spult seine Tonbandleier ab: »50 Pesos eine Stunde, 100 Pesos zwei Stunden«. Wir zögern etwas, weil wir nicht wissen, wie lange man für den See braucht, von dem wir ja nur einen kleinen Teil erblicken.

»50 Pesos eine Stunde, 100 Pesos«, wiederholt der Typ ungeduldig.

Wir bezahlen 50 Pesos, erhalten ein Ticket, zwei Ruder, zwei Schwimmwesten und dürfen ein Boot wählen. Sie sehen alle gleich aus. Mit einem dieser himmelblauen Klons rudern wir schließlich aus der kleinen Bucht.

Der Arareko-See liegt inmitten eines lichten Pinienwaldes und besitzt, würde man ihn von oben betrachten, eine halbmondförmige Gestalt. An seinem Ufer türmen sich bizarre Felsgruppen, und so tun sich dem Ruderer ständig neue Wasserarme, Buchten und Lagunen auf. Fjorde im Kleinformat.

Bei einer Inselgruppe legen wir eine Pause ein, bevor uns der Wind in den hinteren Teil des Sees bläst. Apropos Wind. Der nimmt ständig an Stärke zu und erzeugt auf der einst glatten Seeoberfläche krause Wellen. Sorgenfalten bilden sich auch auf meiner Stirn. Nach einer halben Stunde rudern schmerzen meine Muskeln von der ungewohnten Belastung und wir müssen gegen den Wind zurück. Sobald ich das Rudern nur Markus überlasse, drehen wir uns sinnlos im Kreis. Ich muss also ebenso kräftig anpacken wie er. Alle Buchten und geschützten Uferbereiche ausnützend arbeiten wir uns vor, um an der nächsten, dem Wind ausgesetzten Stelle die halbe Strecke wieder zu verlieren. Das sieht nach Sisyphusarbeit aus. Wir überlegen schon, das Boot an Land zu setzen und uns heimlich aus dem Staub zu machen. Aber dem Jungen vom Bootsverleih wollen wir das nicht antun. Also kämpfen wir weiter. Nach eineinhalb Stunden sehen wir den Burschen am Ufer auf und ab rennen und nach uns Ausschau halten. Endlich haben wir die Biegung des Sees erreicht und der Gegenwind wird zum Seitenwind. Dennoch ist von der romantischen Bootsfahrt, so wie ich sie mir vorgestellt hatte, nicht viel übrig geblieben. Völlig verschwitzt und mit Muskelkrämpfen in den Oberarmen kletterte ich nach zwei Stunden auf den Steg. Der Junge freut sich über weitere 50 Pesos und Markus meint lakonisch: „Ich versteh nicht, was du immer an der Romantik findest, ich halte Romantik für anstrengend.“

Der Wind hatte aber auch sein Gutes. Der Himmel ist frei von Wolken und strahlt in frischem Blau. Wir schlagen uns zu Fuß querfeldein durch den Pinienwald bis in die Pampa durch. Auf der offenen Prärie fällt uns die Orientierung leichter und wir wandern die rund acht Kilometer nach Creel zurück. Die schräge Nachmittagssonne vergoldet das Grasland und überzieht die runden Felsformationen mit dunklem Samt. In der Idylle weiden Pferde und Tarahumara bringen ihre Schmutzwäsche in Schubkarren zum Bach. Wildwest-Romantik pur. Zumindest für den Betrachter. Wäsche von Hand zu waschen ist harte Arbeit. »Sage ich ja, Romantik ist anstrengend«, bekräftigt Markus daraufhin seine Ansicht.

Am späten Nachmittag kommen wir in Creel an und möchten in unserer Pension einen Tee trinken. Das Restaurant hat geschlossen, man verweist uns auf die Bar im oberen Stock.

»Tee?« Unsere Bestellung löst ungläubiges Kopfschütteln aus. »Hier gibt es nur Alkohol!«, werden wir belehrt.

Also probieren wir unser Glück auswärts in einem anderen Gasthaus. Dasselbe Kopfschütteln, aber Tee gibt es trotzdem. Ausnahmsweise. Wir belegen einen Tisch direkt vor dem prasselnden Kaminfeuer. Weitere Touristen kommen, sehen unsere dampfenden Tassen und möchten auch eine Ausnahme. Der Wirt hat keine Freude mit uns. Trotz unserer sechs konsumierten Tassen Tee.

Im Barranca del Cobre





Der Kupfercanyon



Abenteuer statt Romantik

10. Tag, Donnerstag, 15.12.2005

Unser letzter Tag in Creel. Im Reiseführer steht unter dem Titel *lohnender Ausflug*:

Recohuata (ca 25km südlich von Creel).

Eine Tour zu diesen heißen Quellen gehört zum Standard-Programm der Unterkünfte (organisierte Touren). Man kann sich aber auch nur hinführen lassen und dann flussaufwärts in wenigen Stunden zu Fuß nach Creel zurücklaufen (Pfad, tolle Schlucht, feste Schuhe erforderlich!).

Klingt interessant. Vor allem der Hinweis auf die Entfernung von 25 Kilometern. Eine kleine Skizze zeigt zudem einen Höhenunterschied von rund 800 Höhenmetern. Und das in wenigen Stunden zu Fuß? Vielleicht handelt es sich um einen Druckfehler.

Wir fragen zur Sicherheit den Mexikaner vom Tourist-Office. Der blickt uns skeptisch an und sagt dann: »Es ist grundsätzlich möglich durch den Canyon nach Creel zu wandern. Aber man braucht ein Gespür für den richtigen Weg. Abenteuerlust und Intuition.« Als er unsere Zuversicht bemerkt, fügt er warnend hinzu, dass sich viele schon verlaufen hätten, ein paar allerdings hätten es auch schon geschafft. Lohnend sei es allemal. Weil man dort alleine sei.

Wir sind fest entschlossen. Der Mexikaner blickt auf die Uhr.

»Ihr müsst allerdings sofort starten, sonst kommt ihr in die Dunkelheit!«

Als wir sein Büro verlassen, ruft er uns nach: »Meldet euch, wenn ihr wieder in Creel seid. Sonst muss ich euch morgen suchen lassen! Es wäre nicht das erste Mal.«

Nachdem wir etwas Proviant erstanden haben, heuern wir einen Taxifahrer an, der uns an den Canyonrand oberhalb der heißen Quellen bringen soll. Nach 8 Kilometern zweigen wir vom Highway in den Wald ab. Auf einem Holzschild zeigt ein Pfeil mit der Aufschrift *Reconhuata – 20 km* auf einen Schotterweg. Während wir langsam über die Bodenwellen rumpeln will der Taxifahrer wissen, wie lange er am Zielpunkt auf uns warten soll. Er glaubt noch immer nicht, dass wir bloß abgesetzt werden wollen. Zu Fuß zurück! Diese Vorstellung weist er mit einem empörten »imposible!« Ausruf zurück und deutet mit beiden Händen auf den Tachometer. Wir führen bereits jetzt schon 20 Kilometer!

Ein Schlagloch bringt seine in der Luft ringenden Hände auf das Lenkrad zurück. Trotzig murmelt er, dass er auf uns warten würde, selbst gegen unsere Absicht. Dann schweigt er. Mit welchen Worten soll er auch gegen die Dummheit und besserwissende Arroganz der Ausländer ankämpfen? Es tut uns leid, dass wir den Taxler, der es gut mit uns meint, gekränkt haben, *aber Pfad, tolle Schlucht klingt* einfach zu verlockend.

Wir holpern eine weitere halbe Stunde durch dichten Pinienwald. Eine Orientierung ist unmöglich. Ingeheim hoffen wir, dass wir mit dem Auto einen großen Umweg gefahren sind und der Fußweg durch den Canyon eine Abkürzung darstellt.

Schließlich hält das Taxi auf einem Parkplatz, in dem der Fahrweg endet. Als wir dem Fahrer das Geld übergeben, versucht er uns noch einmal in fast flehentlichen Ton von unserem Vorhaben abzubringen. Drei Stunden könne er warten, der Aufpreis wäre nur gering. Einen Moment lang zögern wir, allein die Fahrzeit bis hierher betrug fast eine Stunde! Kann man so eine Strecke wirklich zu Fuß in ein paar Stunden bewältigen? Ich weiß nicht mehr, wer sich zuerst beim Fahrer verabschiedet hat, Markus oder ich. Egal, die Entscheidung ist getroffen, und wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Vom Canyonrand aus führt ein breiter, gepflasterter Weg in steilen Serpentin in die Schlucht. Bevor wir hinabsteigen, versuchen wir, uns einen Überblick über den Verlauf des Canyons zu machen, damit wir uns beim Rückweg nicht in ein Seitental verirren und in einer Sackgasse enden.

Eine halbe Stunde später sind wir unten am Bach angelangt. Die heißen Quellen liegen jedoch weiter talauswärts. Zügig folgen wir dem Weg, im Bewusstsein, dass sich diese Strecke zu unserem unbekanntem Heimweg addiert. Je länger wir in diese falsche Richtung marschieren, desto unruhiger werde ich. Ständig sehe ich auf die Uhr. Die Zeiger stehen schon auf zehn und es geht immer noch bergab! Endlich sind hellblaue Becken in Sicht. Reconhuata, die heißen Quellen!

Da kein Mensch zu sehen ist, verzichten wir auf das Umkleidekabäuschen und schlüpfen am Poolrand ins Badezeug. Das Wasser ist herrlich warm, 37° steht im Führer. Wir treiben wie in einer riesigen Badewanne und betrachten entspannt die Umgebung. Das Quellwasser tritt an mehreren Stellen aus einem grasbewachsenen Steilhang, der sich durch keinerlei Besonderheiten von den anderen Schluchtenwänden unterscheidet. Kein Schwefelgelb, kein Gestank, nichts Auffälliges ist zu entdecken. Nur der Dampf, der vom heißen Wasser aufsteigt, verrät das nicht Alltägliche. Die Menschen mussten nichts weiter tun, als direkt unterhalb des Quellaustrittes Auffangbecken zu bauen. Die Pools, vier an der Zahl, sind mit hellblauer Farbe ausgemalt und so tief, dass man nicht überall stehen kann. Sie verfügen über unterschiedliche Wassertemperaturen, abhängig davon, wie weit sie von der heißen Hauptquelle entfernt sind. Mittlerweile dampfen wir im wärmsten Becken und beobachten wie sich der starke Abfluss aus unserem Pool zehn Meter tiefer in den kalten Canyonfluss mischt. Aus und vorbei, das Naturwunder.

Wir lösen aus, wer den Fotoapparat holen muss, oder besser gesagt, wer derweil im herrlichen Wasser verweilen darf. Die Lufttemperatur ist nämlich ziemlich frisch und kein Sonnenstrahl durchdringt die dicke Wolkendecke. Hoffentlich beginnt es nicht zu regnen!

Um 11 Uhr müssen wir aus der Badewanne raus, sonst wird unser Zeitfenster zu eng. Gerade als wir uns angezogen haben, erscheint ein Mexikaner und kassiert die Eintrittsgebühr, weitere Touristen tauchen auf. Wir hatten das Glück die ersten und einzigen im Wasser zu sein.

Eine halbe Stunde später sind wir wieder an der Stelle, wo der gepflasterte Fußweg den Talgrund erreicht. Noch könnten wir zum Parkplatz hinauf gehen und versuchen mit dem Touristenstrom nach Creel zurückzukehren. Aber wir ducken uns unter den Ästen einer kolossalen Pinie hindurch und halten nach dem *Pfad* Ausschau. Es gibt jede Menge Spuren; Eselkot und Hirschlosungen deuten jedoch eher auf tierische Pfade hin, denn auf menschliche. Das Gestrüpp am Ufer wird uns zu dicht und wir wechseln direkt ins Bachbett. Die Steine sind glitschig, Markus rutscht aus und steht mit dem rechten Bein bis zur Wade im Wasser. »Mist.« Der Turnschuh samt Socken und Hosenrohr ist nass. Umkehren? Noch lockt diese Möglichkeit. Aber Markus will nicht aufgeben, bevor das Abenteuer überhaupt begonnen hat. Und wenn es ein schlechtes Omen war? Dann hätte es ihn am linken Bein erwischen müssen, schiebt Markus meine Bedenken beiseite.

Eine Weile können wir dem Bachbett folgen, doch dann zwingt uns eine Abfolge von tiefen Becken ans Ufer. *Pfad* können wir noch immer keinen ausmachen, aber *tolle Schlucht* stimmt auf jeden Fall. In kleinen Kaskaden fällt der Bach von einem Pool zum nächsten, vom Wasser rund polierte Felsen glänzen in hellen Farben. Nur die Schaumkrönchen, die sich unterhalb der Wasserfälle bilden, trüben die Idylle. Von Trinkwasserqualität zeugen sie nicht, sondern erklären vielmehr, warum die Bachsteine so glitschig sind.

Wir befinden uns noch im weiten Teil des Canyons. Auf unsere Skizze halten die Canyonwände hier relativ großen Abstand vom Bach, weiter flussaufwärts dagegen rücken sie eng zum Wasser. Sternchen markieren dort vier sehenswerte Wasserfälle. Das wird die Schlüsselstelle unsere Wanderung sein, vermuten wir.

Bis dahin fehlen uns aber noch einige Kilometer. Bei dem Tempo, das wir bislang im Bachbett vorgelegt haben, könnte uns die Zeit des Tageslichtes tatsächlich knapp werden. Am Ufer kommen wir nun bedeutend schneller voran. Das Gestrüpp ist einem lichten Wald gewichen, hauptsächlich Pinien unter die sich ein paar Laubbäume gemischt haben. Die herbstlich gelb gefärbten Blätter leuchten wie Goldmünzen auf dem dunklen Boden. Moose und Flechten haben ihren feuchten Teppich über alles gelegt, was nicht mehr als zwei Meter in die Höhe ragt. Steine, umgefallene Baumstämme und abgestorbene Kakteen sind in grünen Plüsch gehüllt. Das Bezaubernde an diesem Märchenwald sind die für das europäische Auge ungewohnten Kontraste. Zwischen Nadelbäumen sprießen kugelrunde Agaven aus dem Waldboden, von bemoosten Felsen hängen Kakteen herab. Manche Sukkulente kleben wie pflanzliche Seeigel am Rand von Wasserfällen. Eines ist allen Pflanzen gemein: Sie stacheln. Selbst die Laubbäume sind mit Dornen bewaffnet und zwingen uns zu einem respektablen Abstand.

Plötzlich entdecken wir einen *Pfad*. Zuversichtlich folgen wir den sich immer deutlicher abzeichnenden Spuren. Der Canyon wird enger und unser Weg klettert in den Steilhängen über das Bachbett empor. Ein Felsriegel zwingt das Wasser etliche Meter frei hinab in die Tiefe zu stürzen. Wir müssen dem Wasserfall großräumig ausweichen. Der *Pfad* senkt sich wieder dem Bachbett zu und – verschwindet. Wir suchen beide Ufer nach irgendwelchen Spuren ab. Vergeblich. Sollen wir auf die andere Seite wechseln?

Die Wände der Schlucht haben sich der meisten Bäume entledigt, nackter Fels ersetzt die Vegetation.

Wir versuchen unser Glück auf der anderen Seite des Baches. Es war die richtige Entscheidung, denn hundert Meter weiter können wir erkennen, dass das andere Ufer in eine senkrechte Felswand übergegangen ist, an deren Fuß das Wasser nagt. Und dann taucht auch der *Pfad* wieder auf! Ja, Intuition braucht man, hatte der Mexikaner gesagt. Frohen Mutes folgen wir dem Weg, der im Zickzack eine Geröllhalde erklimmt. Unsere Zuversicht schwindet mit jedem Meter, den wir höher steigen. Ist das der richtige *Pfad*? Er zeigt keinerlei Tendenz weiter in den Canyon vorzudringen sondern windet sich auf eine Felsbarriere hoch über unseren Köpfen zu. Wenn es der falsche Weg ist, dann machen wir hier einen zeitraubenden, sinnlosen Abstecher. Gibt es überhaupt einen richtigen Weg? Oder sind wir erneut Tierspuren aufgesessen? Aber Tiere legen doch keine Serpentina an!

Die Intuition schweigt, die Zuversicht hat sich blitzschnell ins Gegenteil verwandelt. Wir steigen wieder zum Bach ab. Der Wasserlauf ist die einzige verlässliche Orientierung, die wir haben. Schließlich hieß es im Führer: *flussaufwärts in wenigen Stunden nach Creel zurück gehen.*

Die Schlucht wird immer beeindruckender. Die Felswände sind bis auf hundert Meter zueinander gerückt, das Bachbett ist mit Felsblöcken übersät, die Zimmergröße erreichen. Das Weiterkommen ist extrem beschwerlich. Wir klettern über Trümmerfelder, zwängen uns durch Felsspalten, kriechen unter Schwemmholzbrücken hindurch, nur um festzustellen, dass tiefes Wasser den eingeschlagenen Weg abschneidet. Das bedeutet Umkehr, einen neuen Weg suchen. Oftmals sind diese Klettertouren gefährlich, die glitschigen Steine könnten schnell zum Verhängnis werden. Nicht auszudenken, was hier eine ernsthafte Verletzung für Konsequenzen haben würde!

Die Spannung steigt, je enger der Canyon wird. Offenbar nähern wir uns der Schlüsselstelle. Ein Verlassen des Bachbettes ist nicht mehr möglich, die Felswände erheben sich gleich neben dem Ufer einige hundert Meter senkrecht in die Höhe. Um 14:00 Uhr erklimmen wir eine Steilstufe und die Spannung entlädt sich in Gewissheit: Endstation. Ein mickriger Wasserfall ergießt sich von einem zwei Meter hohen Vorsprung in ein tiefes Bassin. Das Wasser hat die Felswände unterspült. Die glitschigen Überhänge sind unüberwindbar.

Das war's.

Der Reiseführer und der Mexikaner vom Tourist-Office haben also gelogen. Nur der Taxifahrer hatte es gewusst: »Imposible.« Von wegen *Pfad, tolle Schlucht!* In Gedanken formuliere ich erboste Briefe an die Redaktion des Reisehandbuches. *Fahrlässig, grob fahrlässig* käme oft darin vor.

Lange gebe ich mich nicht meiner Empörung hin, die Realität zwingt uns zu handeln. In gut drei Stunden wird es dunkel, bis dahin sollten wir hier raus sein. Aber wie? Wir räumen uns eine Viertelstunde als Nachdenkpause ein. Es gibt eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Die erste heißt Umkehr. Für den Rückweg bräuchten wir in etwa zweieinhalb Stunden, wir kämen also noch bei Tageslicht auf den Weg und mit Einsetzen der Dämmerung würden wir

die Schotterstraße erreichen. Dann müssten wir 20 Kilometer in der Nacht nach Creel zurückgehen, denn Fahrzeug käme sicherlich keines mehr vorbei.

Die zweite Option besteht aus dem Versuch, den Canyonrand zu erreichen. Von einer Stelle aus weiter flussabwärts haben wir am rechten Hang ein steiles grasbewachsenes Kar entdeckt, welches bis zu einer Felsstufe hinaufreicht. Über diesem ersten Absatz verläuft ein schmales Wiesenband. Darüber erhebt sich die nächste Felsstufe. Wenn wir uns nicht getäuscht haben, dann könnte diese zweite Barriere den Canyonrand bilden. Vielleicht gäbe es eine Möglichkeit, dem waagrechten Wiesenband zu folgen und irgendwo den letzten Felsabsatz zu überwinden. Könnten wir das Hochland erreichen, wären wir nicht mehr allzu weit von Creel entfernt und gerettet.

Eigentlich tendieren wir beide zu der letzteren Variante. Aber das Risiko zu scheitern ist groß. Wir haben weder gesehen, wohin das Wiesenband führt, noch ob der Felsriegel tatsächlich der letzte ist. Falls wir umkehren müssten, hätte uns der Fehlversuch mindestens eine Stunde gekostet, was bedeuten würde, dass uns beim Rückweg flussabwärts die Nacht im Canyon überrascht.

Die Viertelstunde Nachdenkpause ist um.

»Was sagt dein Bauch?«, fragt mich Markus und meint damit meine Intuition. Wider jede Vernunft fühle ich mich sehr zuversichtlich und empfinde keine Angst.

»OK. Dann rauf auf den Berg«, gibt Markus das Signal zum Aufbruch.

Wie besessen kämpfen wir uns das Geröllfeld hinauf. Unter normalen Umständen wären wir vorsichtiger. Aber die Spannung treibt uns bergan, ohne Rücksicht auf Dornen, Gestrüpp oder schmerzende Beine. Die Anstrengung verdrängt die Gedanken an Schlangen oder Vogelspinnen ehe sie zu konkreten Bildern gerinnen können. Nur weiter hinauf, höher, bald wissen wir mehr!

In einer unvorstellbaren Viertelstunde sind wir beim Wiesenband angelangt. Es ist breiter als wir vermutet haben und liegt flach über der rund hundert Meter hohen Felswand, unter der wir den Wasserfall vermuten.

Ich brauche eine kleine Verschnaufpause und sehe mich um. Da entdecke ich eine rostige Konservendose! Niemals zuvor habe ich mich so über Müll gefreut. Menschliche Spuren! An dieser Stelle! Das bedeutet, dass man von oben her in den Canyon einsteigen kann.

Auf dem Wiesenband umrunden wir eine Felsnase und gelangen zu einem kleinen, kaminartigen Durchstieg. Ein Schuhabdruck im weichen Erdreich! Automatisch beschleunigen wir unseren Schritt und nach einer weiteren Viertelstunde stehen wir oben, am Rand des Canyons!

Völlig erschöpft lasse ich mich auf einem Felsplateau nieder und strahle Markus an. Das Gefühl ist unbeschreiblich. Uns bietet sich ein grandioser Blick auf die Hochebene, die von einer messerscharfen Schlucht durchschnitten ist. Eine halbe Stunde bloß haben wir gebraucht, anstelle von zig Stunden, wenn wir uns für die Vernunft-Variante entschieden hätten.

Markus holt die Kamera hervor und dokumentiert unseren Triumph. Ich widme mich unterdessen meiner dicken Baumwollstrumpfhose, die über und über von stacheligen Samen bedeckt ist. Manchmal ist ein Rock doch nicht das ideale Kleidungsstück...

Die erste Herausforderung ist gemeistert, aber wie gelangen wir jetzt nach Creel? Markus studiert seinen Kompass, der die Größe einer Ein-Euromünze hat. Am einfachsten wäre es dem Canyonrand zu folgen, denn der Bach kommt schließlich von Creel. Aber das Hochplateau ist mit dichtem Gestrüpp bedeckt, dessen Stacheln sogar die Turnschuhe durchstechen. Am besten kommen wir im Pinienwald voran, wo der Boden nur spärlich bewachsen ist. Dafür verlieren wir den Schluchtenrand aus den Augen. Immer wieder entdecken wir Wegspuren, aber sobald sie nicht mehr mit unserer Kompassrichtung übereinstimmen, verlassen wir sie wieder. Erst als wir auf einen breiten Weg treffen, auf dem sich sogar Reifenprofile erkennen lassen, packen wir den Kompass ein. Jetzt sind wir wirklich aus dem Schneider.

Der Waldweg schlägt einen Haken und durchquert einen neongrünen Wasserlauf. Die giftige Farbe wird teilweise von einem bunten Ölfilm verdeckt, was die Brühe nicht sympathischer macht. Sehr vorsichtig überqueren wir den Bach, bemüht, nicht in Kontakt mit der Kloake zu kommen. Ungläubig starren wir auf die Schweinerei. Mitten in einem lieblichen Tal, mit sanften Wiesenmatten, einem mäandrierenden Bächlein und idyllischen Baumgruppen stinkt das Unrecht zum Himmel. Wie kann man der Natur so etwas antun? Flussweiden hängen ihre Äste in das Bachbett und halten Plastikflaschen, Lumpen und Nylonsäcke in ihren verdorrten Fingern. Ab und zu scheint das Rinnsal Hochwasser zu führen. Der Müll klebt einen halben Meter hoch in den Astgabeln und an den Felsen im Uferbereich. Der Anblick ist so entsetzlich, es schnürt einem die Kehle zu. Erschütternd auch die Tatsache, dass hier das Land von den Tarahumara genutzt wird. Man kann deutlich die Hufabdrücke der Weidetiere, Kühe und Pferde im Bachbett erkennen. Die das Wasser offenbar trinken! Unberührte Natur, ab und zu ein paar Holzhütten der Indianer und mittendrin diese Kloake. Es muss sich um das Abwasser aus Creel handeln, anders können wir uns das Desaster nicht erklären. Dieses kleine Bächlein hat den gewaltigen Canyon gegraben, dem wir gerade entronnen sind und nun erstickt es im Müll.

Traurig und schweigend wandern wir dem Wasserlauf entlang. Die Sonne lässt sich zum ersten Mal heute blicken und das Bächlein leuchtet in den erschreckendsten Farben auf. Der Widerspruch zwischen Schönheit und Hässlichkeit könnte nicht größer sein. Nach eineinhalb Stunden erreichen wir den Highway. Diesmal funktioniert Autostopp nicht, kein Fahrzeug bleibt stehen. Dafür bekommen wir die Kläranlage Creels zu Gesicht. Am Ende der Ortschaft strömt das Abwasser in drei große Becken, die zum Teil verlandet oder mit Algen verwachsen sind. Die Anlage ist seit Jahren nicht mehr in Betrieb. Nach dem letzten Becken schäumt die giftige Brühe ungeklärt in eine illegale Mülldeponie, nimmt ein paar Plastikflaschen mit sich und schlängelt sich Richtung Canyon davon.

Als wir das Ortsschild passieren, versinkt die Sonne hinterm Horizont. Meine Füße, die sich bis jetzt fast automatisch bewegt hatten, wollen die Stiege zum Zimmer hinauf verweigern. Die Muskeln haben sich verkrampft und reagieren schmerzhaft.

Nach der Dusche entspanne ich mich auf dem Bett liegend und schreibe eine Notiz an den Mexikaner des Tourist-Office. Dass wir zwar heil zurück seien, er aber zukünftig bitte jedem Depp davon abraten soll, diesen Trip zu probieren: »¡Es imposible!«

Vor dem Abendmahl müssen sich meine Beine nochmals bewegen. Im Internetcafe warten gute und schlechte Nachrichten auf uns. Die schlechten sind: Das Hotel in Mexiko City ist belegt und unser gebuchtes Flugzeug ist ebenfalls voll. Die gute Nachricht: In einem anderen Flug sind noch zwei Plätze frei, etwas teurer, etwas später, aber immerhin ein Flug von Chihuahua nach Mexiko City. Und weil heute nichts mehr wirklich schief gehen kann, suche ich den Bankomaten auf und schiebe meine VISA-Karte hinein. Mit dem PIN bekomme ich problemlos Geld.

So einfach.

Ohne nervende Spannung.

Aus der Einsamkeit in die Megacity

11. Tag, Freitag, 16.12.2005

In der Nacht quälen mich Muskelschmerzen und Alpträume gleichermaßen. Wobei die Traumbilder nicht unmittelbar mit unserer Canyon-tour in Zusammenhang stehen. Vielmehr sehe ich mich in stockdunkler Nacht in den Häuserschluchten von Mexikos Metropole umherirren, von jedem Hotel abgewiesen, den verfolgenden Verbrechern hilflos ausgeliefert. Braune Schneeflocken fallen aus dem Smog und lassen mich qualvoll erfrieren.

Der Wecker piepst mich gnädig in die Realität zurück. Die Schneelast ruht in Form der kalten Bettdecke auf mir, im Zimmer kondensiert mein Atem. Zumindest die Kälte ist echt. Und mein Muskelkater auch. Ich krieche unter die heiße Dusche, dann wage ich einen Blick nach draußen. Es schneit tatsächlich!

Als wir nach dem Frühstück unser Gepäck zur Bushaltestelle schleppen, glitzern die letzten Flocken in der Sonne. Die dunklen Wolken, aus denen sie herab fielen, sind weitergezogen. Im Schatten der Hausmauern bedeckt eine Graupelschicht den gefrorenen Boden. Touristen sind auch schon unterwegs, manche in kurzen Hosen und Sandalen, andere in dicken Anoraks und Schal. Die Indianer vereinen beide Trends: Haben eine Wollmütze tief ins Gesicht gezogen und gehen barfuß.

Mit dem Bus der Linie *estrella blanca* jagen wir ein letztes Mal durch diese herrliche Prärie, die uns nun vertraut ist: Wir sind kilometerweit durch das goldene Grasland gestreift, haben die bizarren Felsen erklommen und Pferde gestreichelt. Mussten das Harz der Piniennadeln mit Sand von den Händen reiben und mit der Pinzette die Kaktusstacheln aus der Haut ziehen. Konnten rudern, Rad fahren, baden und ins Labyrinth der schroffen Canyons hinab- und zum Glück auch wieder hinaufsteigen. An den grünen Giftfluss, die Autowracks, die Isolation und Verarmung der Tarahumara will ich jetzt nicht denken. Sonst ist die Romantik dahin. Mit diesem Problem kämpft Markus sicher nicht. Vielleicht hat er ja recht, wenn er Romantik als anstrengend empfindet. Stets muss ein Teil der Wahrnehmung ausgeblendet und unterdrückt werden, um ein unreales Idealbild aufrecht zu erhalten. Damit man sich darin suhlen kann.

»Ist Romantik Selbstbetrug?«

»Was denn sonst?«, antwortet Markus erstaunt über meine naive Frage.

OK. Also weg mit der rosa Brille und rein ins echte Leben.

Rein ins Reisebüro in Chihuahua, um unsere Flugtickets abzuholen. Obwohl ich unsere Ankunft per Email angekündigt habe, scheint niemand etwas von gebuchten Flügen zu wissen. Die zuständige Sachbearbeiterin hat frei, oder ist gerade nicht da, die anderen können kaum Englisch. Keine Spur mehr von Romantik.

Endlich bemüht jemand den Computer und unsere Reservation taucht in den Daten auf. Leider spinnt der Drucker, wir dürfen für eine Weile Platz nehmen. Der Abflug hat sich

ohnehin auf den Abend verschoben. Dafür kostet dieser Flug mehr. Selbst durch eine rosarote Brille hätte ich nun ziemlich schwarz gesehen.

Eine halbe Stunde später hat sich der Wirrwarr gelöst und wir schlendern mit den Flugtickets in der Tasche gemütlich in die Stadt. Das Gepäck konnten wir im Reisebüro deponieren.

Obwohl wir Chihuahua erst vor neun Tagen kennengelernt haben, kommt uns die Stadt wie eine alte Bekannte vor. Die Cowboystiefelgeschäfte, die Auslagen voller Hüte und Zaumzeug, die Tauben vor der Kirche und die Wärme der sonnendurchtränkten Mauern. Nach dem Mittagessen rasten wir auf *unserer* Bank, bevor wir zurückkehren.

Mich treibt die Sorge um eine Unterkunft früher als nötig zum Reisebüro. Aus dem Lonely Planet habe ich einige Adressen mit Telefonnummer herausgesucht. Die Dame im Reisebüro überlässt mir das Telefon. Mein Spanisch reicht gerade aus, um zu verstehen, dass alle Hotels bereits belegt sind. Sollte mein Albtraum eine Vorahnung gewesen sein? Wir werden erst gegen Mitternacht in der Metropole ankommen, welche Adresse soll ich dem Taxifahrer angeben? Die Angestellte des Reisebüros sieht mir meine Verzweiflung an und zieht das Telefon zu sich. Unseren Reiseführer ignoriert sie, blättert stattdessen in einem Branchenverzeichnis und beginnt zu wählen. Nach ein paar Sätzen legt sie auf und schüttelt den Kopf. Nächste Nummer. Dasselbe. Ein weiterer Versuch. Sie kann es selbst kaum glauben. Endlich hellt sich ihre Miene auf. »Zimmer mit Bad?«, will sie von uns bestätigt haben. »30 Dollar?«, fragt sie in unsere Richtung, während sie etwas auf einen Zettel notiert. Wir zögern keinen Augenblick und reservieren. Das Hotel befindet sich etwas außerhalb der Altstadt, aber für die erste Nacht ist uns das völlig egal. Hauptsache ein Zimmer! Den Zettel mit der Hotelanschrift überreicht sie mir und ruft uns ein Taxi zum Flughafen. Es ist Zeit zum Aufbruch.

Vor dem Flughafen wird eine Baugrube ausgehoben. Vermesser stehen herum und blicken einigermmaßen verwundert, als ich über die Absperrbänder klettere und direkt auf sie zu steuere. Ich will wissen, wie ihre Berufsbezeichnung auf Spanisch heißt, denn mein Mini-Wörterbuch kennt weder Geodäten noch Vermessungsingenieure. Mit dem Wort *Topografo* kehre ich zu Markus ins Flughafengebäude zurück. Meine mexikanischen Berufskollegen winken mir nach.

Bald darauf stechen wir in den blutroten Abendhimmel und die Lichterinsel Chihuahuas unter uns wird langsam von einer kolossalen, einsamen Schwärze an den Horizont gedrängt. Wir überfliegen das Hochplateau Zentralmexikos, die größte Wüste Nordamerikas. Sehnsüchtig starre ich auf das unergründliche Land hinab. Bilder von schneeweißen Gipsdünen und geborstenen Lavafelsen tauchen vor meinem inneren Auge auf, endlose Grassteppen und mitten drin Cuatrociénegas. Ein kleines Nest mit ein paar wenigen Häusern zwischen Chihuahua und Monterrey. Die einzige Attraktion dort sind glasklare Thermalquellen, die durch das Altiplano mäandrieren. Seltene Fische bewohnen die Wasserlandschaft aus Bächlein, Tümpeln und Seen. Im Magazin *Geo* war ein Foto abgedruckt, das einen

Schnorchler in der Wüste zeigte. Das hat mich dermaßen fasziniert, dass ich sämtliche Informationen über diese einmalige Landschaft gesammelt hatte, aber leider feststellen musste, dass unser Zeitbudget für einen Abstecher nach Cuatrocienegas nicht ausreichen würde. Schade.

Das Flugzeug verliert allmählich an Höhe, die Uhren haben wir um eine Stunde vorgestellt. Die Zeitzonengrenze lag irgendwo im Dunkeln unter uns. Vor uns beginnen sich einzelne, versprengte Lichtlein zu Linien aufzufädeln, sich in Zweier-, Dreier- und Viererreihen zu gruppieren um schließlich als dicke Leuchtfasern in strahlende Knotenpunkte zu münden. Eine flimmernde Masse aus gelben, roten und neonblauen Linien überzieht die Erde, wie ein seltsamer phosphoreszierender Organismus breitet sich die Stadt unter uns aus. Mexiko City oder D.F. für *District Federal* (Bezirkshauptstadt), wie der Moloch von den Einheimischen genannt wird. Mit geschätzten 23 bis 26 Millionen Einwohner derzeit die größte Stadt der Welt. Seit einer halben Stunde sinken wir in dieses pulsierende Leuchten hinab. Nun verliert das Flugzeug dramatisch an Höhe und die Lichter stieben auseinander, nehmen Gestalt von Autoscheinwerfern, Straßenlaternen und Neonreklamen an. Die Maschine zieht über Hausdächer und achtspurige Einbahnen hinweg und noch immer ist keine Landebahn in Sicht. Im Zwielflicht vor den Häuserfronten Menschen, die nicht einmal nach oben blicken. Offenbar ist unser Anflug nichts Ungewöhnliches. Dann endlich ein Zaun, die Begrenzungslichter und Markierungen des Flughafens! Obwohl ich gewusst hatte, dass der Flughafen mitten im Zentrum der Großstadt liegt, waren mir angesichts der endlosen Häuserflut langsam Zweifel gekommen.

Jetzt warten wir am Gepäcksrundell. Rund um uns kreist ein unaufhörlicher Menschenwirbel und ich empfinde Dankbarkeit, als sich das Förderband in Bewegung setzt und ohne weiter zu beschleunigen im Schneckentempo Koffer ringsum führt. So bleibt uns etwas Zeit zur Orientierung. Den Taxischalter habe ich bereits entdeckt. Eine lange Reihe Wartender windet sich davor. Im Reiseführer ist eine ausdrückliche Warnung abgedruckt: Niemals ein Taxi bloß heranwinken, schon gar nicht ein Käfertaxi. Die Wahrscheinlichkeit entführt oder ausgeraubt zu werden, sei sehr hoch! Also unbedingt ein staatlich autorisiertes Taxi nehmen und den Fahrpreis mit einem im Voraus bezahlten Gutschein begleichen.

Mit den Rucksäcken beladen reihen wir uns in die lange Warteschlange ein. Am Schalter bedienen drei Frauen gleichzeitig und bereits ein paar Minuten später halten wir den Gutschein in der Hand. Uns bleibt gar keine Zeit um zu staunen, denn schon schieben uns Uniformierte aus dem Flughafengebäude hinaus und deuten auf eine kofferdurchsetzte Menschenmasse. Wenn die alle auf ein Taxi warten, dann kann das Stunden dauern, denken wir entsetzt! Die kompakte Menge versucht sich am Fahrbahnrand aufzufächern, um möglichst viele Haltestellen zu erreichen. Doch es kommt nicht so weit. Auf der vierspurigen Zufahrt brausen im Sekundentakt gelb-schwarze Taxis heran, nehmen Personen und Gepäck auf und sind schon wieder verschwunden. Es vergehen keine fünf Minuten und wir sitzen ebenfalls in einem solchen Auto und beschleunigen auf 90 Stundenkilometer. Es ist kurz vor Mitternacht, doch der Verkehr ist dicht wie zu Stoßzeiten. Das Taxi rast durch die Stadt, nützt

jeden Vorteil einer Lücke aus, auch wenn es dabei ständig die Spur auf dem Highway wechseln muss. Egal. Rote Ampeln dürften mehr der Straßenbeleuchtung dienen, denn kein Schwein hält sich an das Signal. Es zählen offenbar bloß Schnelligkeit und Gewandtheit. Anstelle von Blinker gestikulieren die Fahrer und geben einander Handzeichen. Eine eigene Gebärdensprache dürfte sich hierzulande entwickelt haben, die einem Ausländer gänzlich unverständlich ist. Aber es funktioniert. In Windeseile haben wir die paar Kilometer zu unserem Hotel zurückgelegt und trotz des wahnwitzigen Verkehrs keinen einzigen Unfall beobachtet.

Der Fahrer parkt vor dem Eingang zum Hotel Sevilla. »Wir sind sicher falsch«, bin ich überzeugt und krame nach den Zettel mit der Adresse. Der Straßenname stimmt. Aber diese hell erleuchtete Glasfassade, die monumentale Lobby, der Marmorfußboden? Kann das für 30 Dollar zu buchen sein? Der Taxifahrer will nicht abwarten, ob wir ein Zimmer bekommen, denn er ist überzeugt, dass er uns beim richtigen Sevilla abgesetzt hat.

Etwas schüchtern betreten wir das Foyer und wehren die Butler ab, die sich auf unsere Rucksäcke stürzen wollen. Gleich drei Frauen drängen hinter der Rezeption, obwohl die Uhr hinter ihnen bereits 0:30 Uhr zeigt. Sie suchen unsere Reservierung hervor und wollen, dass ich sogleich bezahle. »Halt! Zuerst möchten wir das Zimmer sehen«, reklamiere ich und mein Gegenüber zieht erstaunt die Augenbrauen hoch. Offenbar ist das nicht üblich. Aber es wird ein Butler gerufen, der uns in den ersten Stock bringt. Das Hotel ist riesig und die Zimmer ebenfalls. Mit zwei großen Doppelbetten, einem geräumigen Kasten und komfortablen Bad sind wir mehr als zufrieden.

Markus bleibt im Zimmer, während ich zur Rezeption eile, um zu bezahlen und den Schlüssel zu holen. Anschließend verlaufe ich mich in den Gängen des labyrinthischen Hotels. Ich hab mir die Zimmernummer nicht gemerkt. Ein Blick auf den Schlüssel bringt gar nichts. Darauf sind bloß unlesbare Hieroglyphen zu sehen, jedoch keine Nummer. Seltsam. Ich muss zur Rezeption zurück und nach der Nummer fragen. Die Damen erklären mir, dass die Schlüssel absichtlich codiert seien, damit kein Dieb mit einem gestohlenen Schlüssel in das Zimmer eindringen könne. Im Flüsterton fügt eine der Frauen hinzu: »Mexiko-City ist sehr gefährlich.« Na dann, *buenos noches*.

Mexico City – die unerwartete Stadt

12. Tag, Samstag, 17.12.2005

Wir ließen uns von schweren Vorhängen und den verdunkelten Fenstern täuschen und schlafen weit in den Vormittag hinein. In vermeintlicher Morgendämmerung zwingt mich meine volle Blase ins Bad, wo mir greller Sonnenschein ins Gesicht sticht. Die Putzkolonne wartet schon im Korridor, Staubsauger und Kübel sind neben unserer Zimmertür geparkt. Wir schaffen es gerade noch rechtzeitig zum Frühstück. Im großen Speisesaal ist ein gigantisches Buffet aufgebaut. Die Mexikaner lieben ein deftiges *desayuno* mit Fleisch, Speckeiern und Bohnen. Der all-inclusive-Einheitspreis verteuert unser Joghurt-Cornflakes-Müsli dramatisch, aber es gibt keine sinnvolle Alternative dazu. Nicht einmal mit viel Tee kann ich das für Vegetarier ungerechte System besser ausnutzen. Es gibt bloß Kamillentee. Nach zwei Tassen fühle ich mich in die grippefiebrigen Tage meiner Kindheit zurückversetzt. Der Geruch von Kamille ist in meinem Gehirn untrennbar mit Krankheit verbunden.

Der Gedanke an einen Geldautomaten hingegen hat seit Creel eine neue Dimension bekommen. Dieser Erinnerung an Ohnmacht, Wut und Verzweiflung werden wir uns jetzt stellen. In der Nähe unseres Hotels glitzert die Glasfassade einer UBS-Filiale, die sogar samstags geöffnet hat. Falls der Automat unsere Karten behalten sollte, bräuchten wir sofort verfügbare Ansprechpartner. Mit ein bisschen Herzklopfen klemmen wir uns in die enge Plexiglabkabe des Bankomaten. Markus probiert als erster. Sorgfältig gibt er den PIN-Code ein, Vertippen wäre fatal! Es raschelt und rumort, bevor sich ein Bündel Pesos durch den Schlitz schiebt. Ein großer Stein fällt uns vom Herzen! Zuversichtlich wiederhole ich denselben Vorgang mit meiner Karte und ein weiteres Bündel Banknoten erscheint. Die Finanzierung unseres Urlaubs ist gerettet, die zwei Fehlversuche von den Karten getilgt. Wir stopfen das viele Geld in unsere Taschen und eilen ins Hotel zurück. In der ersten Euphorie habe ich gar nicht bemerkt, dass vor dem Bankgebäude finstere Gestalten warteten. Wir wären lohnende Opfer gewesen.

Unsere Wertsachen deponieren wir daraufhin im Hoteltresor, rüsten uns mit einem Stadtplan aus und begeben uns in Richtung historisches Zentrum. Zu Fuß. Vom Hotel bis zum *Zócalo* ist es nicht weit. Dieser große Platz heißt eigentlich *Plaza de la Constitución*, aber kein Mensch verwendet diesen Namen.

Nach ein paar Hundert Metern biegen wir von unserer Nebenstraße auf die Hauptstraße ein. Ich bin beeindruckt. In Zweierreihen rasen die Autos wie auf einer Autobahn dahin, eine Straßenbahn und öffentliche Busse quetschen sich am Straßenrand vorbei, Taxis drängen sich um die Parkplätze vor einem großen Hotel. Wir wähen uns am *Paseo de la Reforma*, der Hauptverkehrsader der Stadt. Bis wir die nächste Kreuzung erreichen, wo unsere Straße in einem gigantischen Doppelkreisverkehr in den tatsächlichen *Paseo* einmündet. Sechs Spuren umfasst die Fahrbahn nun, alle für nur eine Richtung! Das ist die breiteste Einbahn, die mir je untergekommen ist. Der Kreisverkehr bietet die einzige Möglichkeit, die Autobahn zu

Fuß zu überwinden. Im grünen Zentrum des Rondells beim *Denkmal der Unabhängigkeit* ist es ruhig, wie im Auge eines Sturms, des Verkehrsturms. Nachdem wir auch die Gegenfahrbahn sicher überquert haben, vertiefe ich mich nochmals in den Stadtplan. Irgendetwas stimmt mit den Proportionen nicht. Ein Übersichtsblatt zeigt das Siedlungsgebiet von Mexiko-City mit einem kleinen Viereck in der Mitte, dem Detailausschnitt unseres Stadtplanes. Endlich entdecke ich den Maßstab und meine Verwirrung klärt sich auf. Allein der Umfang unseres etwas mehr als A4 großen Planes misst 30 Kilometer! Die Luftlinie zwischen unserem Hotel und der nahen Altstadt beträgt 4 Kilometer. Hätten wir doch die U-Bahn nehmen sollen? Aber im Untergrund soll die Kriminalität am bedrohlichsten sein. Hier war es »bloß« der Verkehr.

Nach der Überquerung des *Paseo* sind wir in Sicherheit. Ein breiter Bürgersteig liegt den Hochhäusern zu Füßen, deren Skyline das Profil einer modernen Großstadt in den Himmel zeichnet. Banken, Versicherungen und Handelsfirmen stellen ihre Finanzmacht durch gewagte Architektur zur Schau. Verspiegelte Glasfassaden, schiefwinklige Geometrie oder plumper Protz sollen den Fußgänger beeindrucken. Die Höhe der Gebäude steht im richtigen Verhältnis zur Breite der Stadtautobahn, aber von meiner menschlichen Perspektive aus betrachtet, fühle ich mich ameisenklein. Unser Marsch durch die Metropole erinnert mich an die endlose Wanderung durch den Canyon von vorgestern. Der Vergleich hinkt stark – ich weiß – aber eine diesbezügliche Feststellung muss ich treffen: In den Häuserschluchten der Millionenstadt liegt deutlich weniger Müll als im einsamen Canyon südlich von Creel. Das haben wir nicht erwartet. Auch vom berüchtigten Smog, der wie eine erstickende Glocke permanent über der Stadt hängen soll, ist nichts zu sehen. Der Himmel ist so blau wie in der Sierra Tarahumara. Vielleicht ist Mexiko City anders.

Markus deutet mit einer Kopfbewegung auf eine Gestalt, deren dunkle Uniform sich perfekt mit dem Schatten einer Säule tarnt, die das Eingangsportal eines Gebäudes trägt. Nur der metallene Lauf des Maschinengewehrs sticht aus dem Schwarz und verrät die Person.

Mein Schritt verlangsamt sich in dem Maße, wie mein Herzschlag beschleunigt. Die Gestalt scheint ebenfalls nervös zu sein, der Gewehrlauf zittert und beschreibt merkwürdige Kreise. Sollen wir die Straßenseite wechseln? Außer uns und dem Bewaffneten ist kein Mensch auf dem Gehsteig. Wir beschließen einfach weiterzugehen, als ob wir unsere Sache ganz sicher wären. Beim Näherkommen zeichnen sich langsam die Konturen des Schattenmenschen ab und ich muss lachen. Ein gelangweilter Polizist lehnt lässig an der Säule und dreht sich eine Zigarette. Die Waffe schaukelt im Rhythmus seiner zwirbelnden Finger und richtet den Lauf auf uns, als er die Hände zum Mund hebt, um das Papier anzufeuchten. Klick, das Feuerzeug erhellt ein jugendliches Gesicht. Der Polizist nimmt einen tiefen Zug und blickt dann dem Rauch nach. Er sieht uns gar nicht an.

Markus zupft mich am Arm und deutet Richtung Fahrbahn. Im Grünstreifen, der den Gehsteig von der Stadtautobahn trennt, knien Hirten mit gesenktem Kopf vor einem kleinen Holzhäuschen, das von bunten Glühbirnen hell erleuchtet ist. Maria beugt sich über das Baby in der strohgefüllten Schachtel, während Joseph sichtlich stolz in die Runde blickt. Die lebensgroßen Figuren sind aus Pappmachee, die kleinen Christbäumchen aus Plastik. Fast hätte ich vergessen, dass in einer Woche Weihnachten ist!

Ich drehe mich zum Polizisten, der gerade die abgerauchte Kippe zertritt. Er ist offensichtlich zur Bewachung der Krippe hier postiert worden. Ein moderner Engel mit Maschinengewehr. Mexiko City dürfte wirklich anders sein.

Auf unserem Weg zur *Plaza de la República* werden die Krippen und weihnachtlichen Schaustücke immer häufiger, schließlich erreichen sie so eine Dichte, dass ein Polizist über zwei oder drei Kunstwerke wacht. Gleichzeitig nehmen die Darstellungen der Geburt Jesu immer abstraktere Formen an. Hätten wir nicht mit den kitschigen Pappmacheefiguren begonnen, so hätten wir mit der Interpretation von manchen Installationen Schwierigkeiten. Rostige Rohre biegen sich über eine glänzende Metallkugel, Steinblöcke gruppieren sich um eine Schale, ein Jesukind weckt in Markus sogar Assoziationen an einen kaputten Auspuff. Die Künstler haben äußerst interessante Ideen zum Thema Weihnachten umgesetzt. Aber das reale Bild des Widerspruchs bleibt unübertroffen: Schwerebewaffnete Männer sichern die friedvollste Szene der christlichen Religion.

Von der Weite haben wir den Triumphbogen, das *Monumento a la Revolucion*, kurz zu Gesicht bekommen, jetzt verdecken Zirkuszelte, Hochschaubahnen, Riesenräder und meterhohe Weihnachtsbäume die Sicht. Die *Plaza de la República* wird für einen Vergnügungspark aufgerüstet. Es zischen die Druckluftpumpen für Luftballone, aus den mannshohen Boxen zu beiden Seiten der Bretterbühne schwingen sich überlagernde Frequenzen zur schmerzvollen Höhen auf, Knallfrösche und zerplatzende Luftballons schlagen dröhnend ans Trommelfell. Ein dumpfes Dröhnen rollt unter dem Klangteppich heran, vibriert unter den Fußsohlen, steigt langsam in die Beine wie ein leichtes Erdbeben. Was ist das? Der Lärm schwillt an, umkreist den Rummelplatz, kreischt auf und ebbt allmählich ab. Als wir uns durch die Jahrmarktbuden durchgearbeitet haben stehen wir vor dem glitzernden Chromband, das sich so lautstark um die Plaza gelegt hatte: Motorräder. Hunderte, wahrscheinlich sogar über Tausend Maschinen! Ich wähne mich mitten im Easy Rider Film. Es gibt Harleys im Leopardenlook, mit kleinen Fellpölsterchen auf den weit vorverlegten Fußrastern und Lederbändeln am hohen Lenker, Harleys im Cowboykostüm, mit Sporen an der Schaltung und Fransen am Sattel. Von der Rücklehne grinst ein tierischer Totenschädel. Daneben stehen PS-starke Ungetüme mit riesigen Auspuffrohren und breiten Hinterrädern. In den Tankbildern geben sich nackte Frauen dem Tod hin, steigen blasse Mondscheiben hinter Grabkreuzen auf und blicken Indianerhäuptlinge verwegen in die Ferne. Die Fahrer könnte man wie in einem Memoryspiel ihren jeweiligen Maschinen zuordnen. Der nietenbesetzte und gepiercte Typ gehört sicher zum Chromstahlmonster, der Langhaarige in der Wildlederjacke zur Indianerharley. Alles in allem ein ganz normales Rockertreffen. Wäre da nicht ein krasser Widerspruch: Die harten Jungs halten Teddybären im Arm, haben Plüschelofanten auf ihre Rücksitze gebunden und Barbiepuppen auf die Gabelverlängerung drapiert!

Am Kopf der Chromstahlschlange heulen bereits wieder die Motoren auf, die Fahrer kehren mit Kinderspielzeug bepackt zu ihren Maschinen zurück und reihen sich in die dröhnende Kolonne ein. Ich frage den Indianerhäuptling, was dieser Aufzug zu bedeuten habe und er erklärt mir lachend, dass sich jedes Jahr, am letzten Samstag vor Weihnachten, die

Motorradfahrer von Mexiko hier treffen würden. Bei der *Plaza de la República* können sie sich dann mit Spielzeug eindecken, welches sie nun in einer Sternfahrt an die armen Kinder der Stadt verschenken. Rocker als Weihnachtsmänner. Mexiko ist anders.

Wir überqueren noch einmal den *Paseo de la Reforma* und wenden uns der historischen Altstadt zu. Man merkt, dass es bald Mittagszeit ist. Aus engen Seitengassen und Hinterhöfen rollen Kochstationen auf den Gehsteig, schieben sich dampfende Töpfe auf hohen Rädern in die Kreuzungen und fauchen Gasflammen unter Pfannen inmitten der Fußgänger auf. Das Gedränge scheint sich durch die schweren Gerüche weiter zu verdichten. Geschmortes und Gekochtes mischt sich mit Parfums und Achselschweiß. Daneben hüllt sich die Stadtautobahn in Abgasnebel und der Verkehrspolizist trägt eine Gasmaske. Keine schlechte Idee.

Wir flüchten in ein klimatisiertes Fotofachgeschäft. Die Speicherkarte unserer Digitalkamera ist voll und wir möchten die Daten auf CD brennen lassen. Das ist kein Problem, aber es dauert. Währenddessen können wir uns im Geschäft umsehen, was den Securitymann am Eingang ganz nervös macht. Ständig spielt er mit dem Schlagstock und beobachtet uns. Ich schneide Grimassen und versuche ihm ein Lächeln zu entlocken. Doch er behält seine versteinerte Rambomiene. Sein Job ist unendlich öd. Wenn kein Dieb kommt, ist sein Dasein extrem langweilig und sinnlos. Wenn jedoch einer kommt, wird es wahrscheinlich schnell gefährlich – das kann er sich auch nicht wünschen. Also muss er auf die Langeweile hoffen. Und für dieses erhoffte Nichtstun trainiert er im Fitnessstudio seine Bizeps? In jedem Geschäft steht mindestens einer dieser potentiell gewaltbereiten Männer. Wo reagieren die ihre künstlich hoch gehaltene Aggression ab, wenn nie ein Verbrecher vorbei kommt? Oder gibt es doch genügend dreiste Räuber, um die Auslastung dieser Securities zu garantieren?

Nach den Warnhinweisen im Reiseführer haben wir natürlich Vorsicht walten lassen. Keine Handtasche hängt lose über unserer Schulter, keine verlockenden Schmuckstücke zieren uns, keine Geldtasche steckt griffbereit in einem Hosensack. Die Einheimischen wirken hingegen arglos (die kennen unseren Reiseführer nicht!). Alle Frauen haben Handtaschen, in denen ihre Wertsachen dargeboten werden. Mobiltelefone lugen neben Geldbörsen aufreizend aus Gesäßtaschen hervor. Damen und Herren tragen demonstrativ Schmuck und Uhren zur Schau. Ein Paradies für Taschendiebe, die sich (wenn es sie überhaupt in solch rauen Mengen gibt) wohl kaum an uns vergreifen würden.

Mit den noch warmen CD's im Rucksack treten wir aus der klimatisierten Ruhe wieder in die Mittagshitze hinaus. In der *Avenue Juárez* beginnt sich das moderne mit dem traditionellen Mexiko zu vermischen. Die futuristisch anmutenden Hochhäuser weichen den moderateren Geschäftshäusern, anstelle verspiegelter Glasfassaden geht man zu dezenteren Betonstrukturen über. Sie bilden die unaufdringliche Fassung um vereinzelte, historische Juwelen.

Am Ende der vierspurigen Einbahnstraße beginnt die Altstadt und an der Kreuzung bäumt sich die Moderne ein letztes Mal auf. Rund 150 Meter hoch ragt der Finger des Fortschritts in den Himmel. Der Turm der Versicherungsgesellschaft *Latinoamericana* droht die mittlerweile

prall gefüllte Smogblase zu zerstechen. Ein Lift katapultiert Besucher gegen Bezahlung zur Aussichtsplattform an der Spitze des Turmes unterhalb der Funkantennen. Wir begnügen uns einstweilen mit der Froschperspektive und mühen uns, das gigantische Bauwerk in seiner vollen Größe auf ein Foto zu bannen.

Als wir uns dem Fuß des Turmes nähern, bekommen wir einen Vorgeschmack auf die Enge der Altstadt. Obwohl hier die Stadtautobahn und der Gehsteig noch breit sind, wird das Gedränge immer ärger. Zwei Drittel des Bürgersteiges sind zu Verkaufsflächen umgewandelt. Händler breiten Zeitungen und Magazine aus, Verkäuferinnen hocken inmitten eines Kranzes aus Kindersocken, bunte Plastikkübel stapeln sich in verwegenen Türmen, Rosenkränze liegen neben elektrischen Zahnbürsten, Gummispinnen und Plastikmonster reihen sich an Videospiele und Konsolen. Doch als wäre das Warenangebot nicht schon bizarr genug, finden sich inmitten von Musikvideos der Schlagerstars auch Hardcorepornos, liegen neben den Kindersocken Zeitschriften mit nackten Frauen, die sich im Spagat auf dem Titelblatt präsentieren. Unters Spielzeug mischen sich Gummistrapse und Lederpeitschen. Und niemand scheint sich etwas dabei zu denken. Was sich zu Geld machen lässt, wird verkauft. Es zählt der Markt, nicht die Moral. Mexiko ist doch nicht anders, nur ungeschminkt und dadurch ehrlicher.

Wie die Autos neben uns stauen sich die Fußgänger Massen am Bollwerk der Altstadt. Die Fahrzeuge bekommen grünes Ampellicht und können sich in zwei Richtungen aufteilen. Eine der Zweierreihen drängt sich in die *Francisco I. Madero*. Die Menschentraube hat dasselbe Ziel. Nun wird es richtig eng. Bevor ich Markus aus den Augen verliere, verabreden wir, beim *Casa de los Azulejos* einzukehren. Dieses berühmte Haus, dessen Fassade aus einem Mosaik kleiner blauer Kacheln besteht, beherbergt die Restaurantkette *Sanborn's*. Dort hätten wir gerne zu Mittag gespeist. Leider haben hunderte Menschen dieselbe Idee. Der Stau im Eingangsbereich ist so groß, dass wir nicht einmal einen Blick ins Innere werfen können. Genervte Bedienstete versuchen Gäste, die im Besitz einer Tischreservierung sind, durch die Menge Gaffender zu lotsen. Wir setzen einen Fuß auf den Gehsteig und schon zieht uns die Strömung der Menschen weiter. Vor einem Schaufenster stehenzubleiben ist fast unmöglich, gleich wird der Staudruck der Menge enorm. Wir haben so etwas noch nie erlebt.

Eine tote Katze liegt auf der Fahrbahn, das Unglück muss gerade erst passiert sein. Noch ist der Körper zu erkennen. Bis es einem Mann gelingt, die Straße zu überqueren ist die Katze unzählige Male überfahren worden, das Fell ist zu einem blutigen, haarigen Brei platt gewalzt. Mir wird bei dem Anblick übel. In dieser Stadt sind alle Extreme so nah beieinander. Die Schönheit der Architektur und die Hässlichkeit des Sterbens. Die Babysocken neben Pornos; die Luxusgeschäfte mit Mode von *Prada*, *Gucci* und wie sie alle heißen; Gold und Juwelen, Pelzmäntel und Delikatessengeschäfte. Davor bückt sich eine alte Indianerin und greift mit suchender Hand tief in die Mülltonne. Findet einen vergammelten, halb verspeisten Hamburger und steckt ihn behutsam in den Plastiksack zu den übrigen Essenresten, die sie schon gefunden hat. Niemand scheint diese Szene zu beachten. Die Menge öffnet sich vor der Frau und schließt sich wieder hinter ihr. Die Arme nimmt an diesem Lebensstrom nicht mehr direkt teil, sie wird aber auch nicht an den Rand gedrängt oder ausgestoßen. Wir sind es

gewohnt auf solche Außenseiter entweder hin- oder wegzuschauen. Beides isoliert diesen Menschen zu einem Fremdkörper und beraubt ihn seiner Würde. Fremdkörper werden zudem automatisch bekämpft, abgestoßen oder herausgezogen. Diese Frau ist kein Fremdkörper aus der Perspektive der Mexikaner, offensichtlich repräsentiert sie einen akzeptierten Teil der mexikanischen Identität. Seltsam.

Mittlerweile stehen wir an eben diesem Mullkübel vor der *McDonald* Filiale. Wir haben Hunger, aber da hinein treibt er uns nicht. Am Abfalleimer pickt eine Werbung für ein vegetarisches Restaurant, welch ein Zufall! So hat dieser Kübel selbst für uns etwas bereit! Leider können wir der in Spanisch gehaltenen Wegbeschreibung nicht folgen und verursachen durch unser Herumstehen einen gewaltigen Stau im Menschenstrom. Ein Mexikaner nimmt sich unser an und bringt uns zwei Seitenstraße weiter bis vor die Türe des gesuchten Restaurants. Wir sind ganz überrascht von so viel Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit. In dieser anonymen Masse hatten wir uns ziemlich verloren gefühlt.

Das vegetarische Restaurant entpuppt sich als Bio-Hardcore-Version. Ein riesiges Salat- und Gemüsebuffet verführt zu Gaumenfreuden, die man sich laut Reiseführer aus gesundheitlichen Gründen nicht gönnen dürfte. Die *Rache Moctezumas* schwebt wie ein Damoklesschwert darüber. Auf den Tischen stehen hohe Glaskrüge mit rotem oder giftgrünem Wasser: Randig- und Kräuterdrinks, angeblich mit unbedenklichem Wasser gemischt. Am Teller bekommen wir Sojabällchen und Tofuschnitzel neben *Nopales*, das sind entstachelte Kakteenblätter. Als Markus eine Cola bestellt, wandern die Augenbrauen des Kellners bedenklich weit nach oben und er muss sich erst erkundigen, ob so etwas Verwerfliches überhaupt im Geschäft gelagert ist.

Vollgestopft mit hoffentlich gesunder Nahrung tauchen wir wieder in den Menschenstrom ein und lassen uns Richtung *Zócalo* treiben. Vor einer wunderschönen Fassade reißt die gleichförmige Bewegung der schlendernden Schritte ab, ein Teil der Leute drängt ins Innere des Gebäudes. Neugierig schließen wir uns an. Tag der offenen Tür im Museum der indigenen Volksgruppen, kündigt ein Plakat an. Sonderausstellung zum Thema Weihnachten. Das interessiert uns eigentlich nicht, doch ein Umkehren gegen den Strom der Hereindrängenden ist kaum möglich. Das Gebäude öffnet sich zu einem Innenhof, den drei Stockwerke säulengestützter Gänge umkreisen. In dem etwas zurückgesetzten Treppenhaus hat ein Chor Aufstellung genommen und beginnt Weihnachtslieder vorzutragen. Begleitet vom Chorgesang schreiten wir die Glasvitrinen der Ausstellung ab. Was hier an Kunstschätzen geboten wird, lässt sich kaum beschreiben. Aus den verschiedensten Werkstoffen, von Ton über Stroh bis hin zu Plastikperlen haben geduldige Hände winzige Meisterwerke geschaffen. Die Heiligenfiguren sind gerade mal ein paar Zentimeter hoch und so fein geschnitzt, dass man Wimpern erkennen kann. Ganze Krippenlandschaften entstanden mit solch beeindruckender Detailgenauigkeit. Jede Indianergruppe hat ihre eigene Tradition im Handwerk; die Vielfalt ist überwältigend. Trotz Gesang und der uns verhassten Weihnachtsatmosphäre verbringen wir über eine Stunde in dem Museum. Vielleicht verändert diese wahnsinnige Stadt auch uns?

Am Nachmittag erreichen wir endlich den *Zócalo*, das Herz der Megacity. Früher einmal lag hier der Zeremonienplatz der Azteken, auf einer kleinen Insel inmitten eines riesigen Sees. Vom Wasser ist heute nichts mehr direkt zu sehen, nur indirekt lassen abgesunkene Gebäude und schief stehende Türme auf den weichen Untergrund schließen. Cortez ließ den Platz im Jahr 1520 mit den Steinen der zerstörten Aztekenpyramiden pflastern, auf dem Fundament der heiligsten Pyramide wurde eine Kathedrale errichtet, die seitdem unaufhaltsam in den Seegrund absinkt. Zum einstmals ebenerdigen Eingang führen nun Stufen hinab.

Der *Zócalo* ist eine Freifläche mit gewaltigem Ausmaß. Mit über 40.000 Quadratmetern zählt er zu den größten Stadtplätzen der Welt. In der Mitte erhebt sich ein gigantischer Fahnenmast, die Staatsflagge wird täglich in einem zeremoniellen Ritual um 18:00 Uhr von der Armee eingeholt, aufgerollt und in den Nationalpalast getragen.

In der Vorweihnachtszeit ist der *Zócalo* leider keine Freifläche. Zigtausende Menschen bevölkern den Platz. Schließlich wird hier was geboten. Als Indianer kostümierte Tänzer springen in ekstatischen Verrenkungen über Lagerfeuer oder stampfen im Trommelrhythmus drum herum. Gaukler bringen Zuschauer zum Lachen, eine Rockband zieht wie ein Magnet die Jugendlichen aus der Menschenmasse zu ihrer Holzbühne hin. Daneben spezialisieren sich Handlanger auf die Zukunft ihrer Klienten und Süßwarenverkäufer kleben Kindermäuler mit Zuckerwatte zu. Schamanen bieten Markus eine heilende Räucherzeremonie an, als Talismane dürfen wir uns Schmucksteine aussuchen.

Wir beobachten den rituellen Tanz der gefiederten Riesenschlange, der von aztekischen Nachfahren aufgeführt wird. Mitten unter den Zusehern eine Gruppe Punks. Sie ahnen nicht, wie gerne ich sie heimlich fotografieren würde. Ihre bunt gestylte Haartracht schlägt eine sicherlich ungewollte Brücke zu dem traditionellen Outfit ihrer Vorfahren.

Der Trubel auf dem *Zócalo* wird mir langsam zuviel. Ursprünglich wollten wir einen Rundgang um die historischen Sehenswürdigkeiten nördlich der Kathedrale machen. Aber am Eingang zur Fußgängerzone stauen sich solche Menschenmassen, dass wir von diesem Vorhaben absehen und ein Cafe aufsuchen. Der Kontrast könnte nicht größer sein. Im schmalen Gang, über den man zum Treppenhaus in einem kleinen Innenhof gelangt, stehen filigrane Stühle aus Schmiedeeisen zwischen blühenden Oleanderbüschen. Aus einer offenen Tür dringt Klaviermusik, der Pianist scheint Beethoven nur für sich zu spielen. Über eine Wendeltreppe erreicht man wunderschöne Räume mit Holztäfelung und Parkettböden. Die Fenster in den Innenhof leuchten in farbenfrohem Butzensglas. Kellner in nobler Livree bitten uns zu einem Tisch auf der Veranda, ein kleines Ensemble aus Gitarren- und Zitherspieler nimmt Aufstellung und beginnt dezent zu musizieren. Als wir bloß Coca Cola und Tee bestellen, fragt der Kellner zweimal nach, ob das wirklich alles sei. Wenn er das vorher geahnt hätte, wären wir wohl kaum an einen der besten Aussichtsplätze auf der Terrasse geführt worden. Wir thronen hoch über der geschäftigen Straße am Rande des *Zócalo* und zögern das Leeren der sündteuren Getränke so lange es geht hinaus. Von unserer Warte aus können wir beobachten, wie die Flugzeuge über die Altstadt niedersinken. Der Flughafen liegt ganz in der Nähe des historischen Zentrums. Ein grotesker Anblick, wenn die riesigen Jets beinahe die antiken Kirchtürme streifen. Wir würden es hier lange aushalten, doch der Kellner kommt in

immer kürzer werdenden Abständen an unserem Tisch vorbei. Mein Tee ist kalt geworden und wir brechen auf.

Nach Sehenswürdigkeiten ist uns nicht mehr zumute, wir nehmen eine ruhigere Seitenstraße zum blauen Haus zurück. Dort hat sich der Besucherandrang etwas gelegt und wir können ins Innere des Gebäudes. Meinem Vermesserauge entgeht natürlich nicht, dass an den tragenden Säulen überall Messinstrumente angebracht sind, um Setzungen beobachten zu können. Der Rundgang im ersten Stock ist in einer Ecke auf mindestens einen halben Meter unter das ursprüngliche Niveau abgesunken. Das wunderschön gekachelte Gewölbe ist von Rissen durchzogen. Wie lange hält die Statik der Konstruktion das noch aus?

Vor dem Gebäude spielt ein Mann der Heilsarmee eine Drehorgel, von der überfahrenen Katze zeugt nur mehr ein dunkler Fleck. Eine lebensgroße Figur, die wohl den Tod darstellen soll, behindert die Fußgänger, die sich immer noch in Massen über den Gehsteig drängen. Plötzlich reißt der Tod den Mund auf und packt eine Passantin am Kragen. Zahlreiche Schreckensschreie ertönen wie aus einer Kehle. Die Figur ist ein verkleideter Mensch, ein Pantomime, der minutenlang völlig unbeweglich verharren kann, bis die vorbeiströmende Masse ihn für eine Statue hält. Dann schlägt er unerwartet zu. Rollt die Augen oder macht eine schnelle Bewegung. Angst und Entsetzen fährt in die erschrockene Menge. Das Schauspiel ist genial, wir amüsieren uns lange an seinem hinterhältigen Treiben. Den Geldschein, den ich anschließend in seinen Hut werfe, lässt er schnell in einer Jackentasche verschwinden, im Zylinder bleiben nur Münzen liegen.

Mexiko City ist eine große Bühne.

Jedes Talent wird irgendwie genutzt, um Geld zu verdienen. So viele Artisten, Schausteller, Gaukler, Sänger und Tänzer wie beim heutigen Rundgang, haben wir noch nie in einer Stadt gesehen.

Als wir die Altstadt verlassen, kommen wir an einer Gruppe Menschen vorbei, die gebannt nach oben starren. Von Dach eines modernen Hochhauses geht ein Mann waagrecht die Fassade hinunter. Ein Seil um den Bauch ermöglicht es ihm, auf den Fensterscheiben zu spazieren, als wären sie ebener Untergrund. Dabei winkt er mit beiden Armen und ruft etwas in die Menge. Die Zuseher winken begeistert zurück.

Ich hab das Gefühl, die Stadt wächst mir langsam über den Kopf. Wo ich auch hinschaue, worauf mein Blick auch fällt, es ist immer etwas Unerwartetes. Nicht etwas gänzlich Neues oder völlig Unbekanntes. Nein, es ist der Kontext und der Widerspruch, das unmittelbare Nebeneinander von Gegensätzen, die diese faszinierende Stadt so extrem machen. Markus formuliert es für mich: »Too much.« Ja, Mexiko-City ist nicht anders, sie ist einfach zu viel von Allem.

13. Tag, Sonntag, 18.12.2005

Eine schrille Alarmglocke reißt mich aus einem traumlosen Nichts, das mehr einer Betäubung, denn einem Schlaf gleich. Ohne zu wissen, wo ich bin, springe ich aus dem Bett. Der Warnton, der irgendwo im Dunkeln ertönt, mobilisiert meinen gesamten Vorrat an Adrenalin. Gedanken blitzen auf: Mexiko, Erdbeben, Brand! Hellwach finde ich endlich den Lichtschalter und kann die Lärmquelle nun auch sehen: Das Telefon. Es läutet einfach das Telefon. Falsch verbunden, die Rezeption wollte das Ehepaar Gonzales.

Es ist erst sechs Uhr morgens, Markus schläft gleich wieder ein. Ich liege wach und bin ein leichtes Opfer für all die Bilder, die die verrückte Stadt mir vor Augen gehalten hat. Aus den unbewussten Winkeln meines Seins quellen sie hervor, rollen und breiten sich aus. Wollen nicht nur gesehen werden, sondern wollen erkannt werden. Botschaften drängen aus dem Hintergrund, lösen sich von den Bildern ab, legen sich über mich, Schicht um Schicht, bis ich glaube ersticken zu müssen. Ein heller Blitz scheucht die namenlose Flut wieder ins Dunkel zurück. Markus hat das Licht eingeschaltet.

Heute wollen wir zum *Sonora* Markt. Auf einer Art Messegelände im Osten der Stadt finden sich einmal wöchentlich Händler aus dem Bundesstaat *Sonora* zusammen, um ihre Waren feil zu bieten. *Sonora* ist berühmt für seine Schamanen und Hexen, die ein unglaubliches Wissen in der Anwendung von Naturheilmitteln besitzen. Entsprechend interessant soll das Angebot an Kräutern, Ritualen und Zauberern sein.

Unsere Erkundigungen an der Rezeption bleiben erfolglos. Markt in Kombination mit Untergrundbahn, mit der wir dorthin gelangen möchten, verursacht sprachloses Entsetzen. Alles viel zu gefährlich! Wir sollen doch mit einem Taxi in irgendein Museum fahren, wird uns dringend geraten.

Eine Viertelstunde später stehen wir vor dem Eingang zur Unterwelt. Im Reiseführer wurde der Bau der Metro als eine technische Meisterleistung Mexikos beschrieben. Kein ausländisches Unternehmen wollte sich an den Arbeiten beteiligen, da die Stadt auf einem extrem instabilen Grund steht. Zur Zeit der Azteken war dieser Ort ein gigantischer See mit ein paar Inseln, worauf die Pyramiden standen. Zudem liegt Mexiko City in einer geologisch labilen Zone, ringsum gibt es aktive Vulkane und Erdbeben sind keine Seltenheit. In jedem Hotel liegt ein Folder auf, wie man sich im Falle eines Bebens zu verhalten habe.

Zur U-Bahn vermerkt der Reiseführer weiter, dass sie nicht nur die billigste der Welt sei, sondern auch die am stärksten frequentierte. Wahrscheinlich besteht da ein Zusammenhang. An einem durchschnittlichen Werktag nehmen rund 6 Millionen Menschen den Weg in den Untergrund. So wie wir jetzt.

Schon beim Hinabsteigen in das erste Untergeschoß fällt uns auf, wie gut alles beschriftet ist. Eigentlich müsste man sagen, bebildert. Jede Station besitzt neben ihrem Namen ein quadratisches Symbol, das an die Hieroglyphen der Mayas erinnert. Unser Ziel ist *la merced* (ein schematisiertes Bild einer vollen Obstkiste) der Linie 1. Die ist pink. Momentan befinden wir uns an der dunkelblauen Linie 2. Knotenpunkte sind zwei- oder dreifärbig gehalten. Somit kann sich auch ein Analphabet in diesem öffentlichen Verkehrsmittel orientieren. Oder ein

Tourist. Die Frau am Ticketschalter versucht nicht einmal, mein dürftiges Spanisch zu verstehen, sondern schiebt zwei Fahrkarten unter dem Glas hindurch. 4 Pesos kassiert sie dafür, obwohl sie nicht wissen kann, wohin unsere Reise geht.

Der Zugang zum Bahnsteig ist vollkommen durch Drehkreuze abgeriegelt. Ein kleiner Schlitz nimmt die Fahrkarten auf und verschlingt sie. Wir warten vergeblich, dass die Tickets wieder irgendwo entwertet erscheinen. Ein Mexikaner beobachtet uns amüsiert und klärt uns über das System auf. Es ist einfach genial. Einfach und daher genial, müsste man sagen. Zutritt zur Metro erhält man nur über ein Ticket, das zwei Pesos wert ist. Ist man erst einmal im Inneren der 200 Kilometer umfassenden Untergrundbahn, so kann man überall hin fahren, umsteigen wo und wann man will. Es gibt keine Tarif-Zonen, die sich durch Distanzen unterscheiden. Die Metro kostet 2 Pesos. Das sind umgerechnet 1,6 Eurocent, also praktisch nichts. Auch nicht für Einheimische. Die Einfachheit der Fahrpreisgestaltung und Ticketkontrolle ist dadurch extrem günstig. Lediglich ein paar Sicherheitswachen sind neben den Drehkreuzen abgestellt, um ein darüber Klettern zu verhindern. Aber wegen 2 Pesos tut sich das ohnehin niemand an.

Im nächsten Untergeschoß fährt soeben ein Zug ein, aber niemand auf der Treppe beschleunigt seinen Schritt. In den europäischen Metropolen bricht in solchen Situationen gleich Hektik aus. Die Mexikaner schreiten in gleichem Tempo die Stufen hinab, der Zug ist natürlich weg, bis wir den Bahnsteig erreichen. Zwei Minuten später schießt die nächste Garnitur heran. Die Intervalle sind unglaublich kurz. Deshalb hat es niemand nötig zu rennen! Die Waggons sind voll, aber wir finden noch Platz zum Stehen. Kaum sind die Türen geschlossen, plärrt Whitney Houston ihren Liebesschmerz aus scheppernden Boxen. Nach ein paar Sätzen wird sie von Madonna abgelöst. Sobald ihr Refrain ertönt, brüllt Mick Jagger aus dem Lautsprecher. Seltsamer Verschnitt. Die Musik wird immer lauter, ich würde mir gern die Ohren zu halten, aber das hätte den Verzicht auf den Haltegriff zur Folge. Bei den ruckartigen Beschleunigungen der Metro wäre das fatal. Also drehe ich mich nach der Lärmquelle um. Eine junge Frau hat eine Art CD-Bauchladen umgehängt und zwingt sich durch die Menge. Während sie mit monotoner Stimme den Preis der Raubkopien anpreist, lässt sie den CD-Player von einem Song zum nächsten springen. »Solo diez pesos«, wiederholt sie unermüdlich und hat endlich den Waggon durchquert. Schon steigt der nächste Verkäufer dieser Art zu. Er vertreibt mexikanische Volkslieder, ebenfalls um 10 Pesos pro CD. Um den Preis kleiner erscheinen zu lassen, bemüht er die Form der Verniedlichung: »Solo diez pesitos«. Goldig. In unserer Währung wäre das ein halbes Euröchen.

Bei der nächsten Station müssen wir in die Zentrumslinie umsteigen. Wir befinden uns unterhalb der Altstadt und das Fahrgastaufkommen ist deutlich höher als zuvor. Die Füße von Abermillionen Menschen haben die Steinplatten in den Gängen und an den Bahnsteigen spiegelglatt poliert. Die Treppen wurden in den 35 Jahren seit Bestehen der U-Bahn so ausgetreten, wie man das sonst nur von Schwellen uralter Kathedralen kennt. Erstaunlicherweise liegt kein Müll herum. Vielleicht gibt es einfach keinen freien Platz für Abfälle. Jetzt wird es nämlich richtig eng. Wir warten am Bahnsteig in der vierten Reihe. Der Zug braust herein und obwohl er gerammelt voll ist, quetschen sich hunderte Personen dazu,

bis die Türen klemmen. Ein paar müssen wieder raus, die warten nun mit uns an der vordersten Front. Hinter uns haben sich schon wieder neue Reihen gebildet. Schulter an Schulter über die gesamte Bahnsteiglänge stehen mindestens fünf Menschen hintereinander. Wenn nur einer etwas drängeln würde, wäre es für die vordersten fatal. Wir stehen direkt an der Kante, unter uns der Schacht. Mir ist nicht wohl. Ein starker Sog kündigt den nächsten Zug an. Die Menge rückt auf, ich habe große Angst vor einem kleinen Schubs. Aber die Mexikaner sind diszipliniert.

Die Türen der Waggons öffnen sich, aber es ist kein Platz. Wir lehnen uns gegen die Menschenwand im Inneren, der Mann, der neben Markus gewartet hat, quetscht sich zur Hälfte herein, aber die Tür schließt nicht mehr. Markus ist drinnen, aber der Mexikaner muss wieder raus. Obwohl er der Verlierer ist, drückt er grinsend mit erhobenen Daumen Markus seine Anerkennung aus.

Jetzt ist mir auch klar, warum die Metro ein Eldorado für Taschendiebe sein soll. Das Gedränge ist so enorm, dass ich nicht merken würde, wenn jemand an meinem Rucksack hantieren würde. Ich stecke so fest, dass ich eine Zeitlang nur mehr mit einem Bein den Boden berühre. Was ist, wenn bei der nächsten Station jemand aus dem hinteren Teil des Waggons aussteigen möchte?, überlege ich und erhalte eine demonstrative Antwort. Eine CD-Verkäuferin schiebt sich durch die Verbindungstüre vom hinteren Wagen zu uns herein. Irgendwie gelingt es ihr, durch den zähen Brei des Gedränges zu pflügen. Jeder dreht und biegt sich ein wenig und schafft eine Möglichkeit – Platz machen wäre die falsche Wortwahl. Zum Glück bremst die Metro soeben bei *La merced* und wir können raus.

Wir kommen zehn Meter weit. Danach staut sich eine Menschenmasse vor dem Ausgang. Die Drehkreuze markieren zwar das Verlassen der U-Bahn sind aber gleichzeitig das Eingangsportal der Markthalle. Und da geht nichts mehr durch. Zwischen den Warentürmen sind die Gehwege zu Schluchten verengt und obwohl sich eine Art natürliches Einbahnsystem herausgebildet hat, reicht es nur für ein Geschiebe und Gedränge im Gänsemarsch.

Da uns die Einheimischen mitgeteilt haben, dass sich der Sonora Markt noch ein gutes Stück weiter hinten befindet, versuchen wir den Stau zu umgehen. Aber genau das haben die Händler zu verhindern gewusst. So wie bei uns in den Supermärkten kein gerader Weg zu den Kassen führt, so sind hier durch die Anordnung der Waren labyrinthische Gänge geschaffen worden, die keinen Ausweg zulassen. Wir müssen da durch. Selbst der Rückzug in die U-Bahn ist gesperrt – Einbahn. Die Drehkreuze kennen nur eine Richtung.

Wir klemmen durch Gemüsestapel und quetschen uns an Obstpyramiden vorbei. Die Esswaren sind wunderschön angerichtet, aber das Gedränge ist so groß, dass sich nicht einmal ein Augenschmaus ausgeht. Vom Ausprobieren und Kosten ganz zu schweigen.

Markus möchte ein paar Fotos machen, doch er wird von der Masse einfach weitergeschoben. Wir wundern uns, wie hier überhaupt jemand stehenbleiben kann, um etwas zu kaufen! Vielleicht ist das der Grund, weshalb sich die Händler fast die Seele aus dem Leib schreien. Als ginge es darum, die Kundschaft durch Lautstärke zu lähmen.

Bei der Fleischabteilung verschlägt es uns den Atem. Die stickige Luft ist geschwängert von Blutgeruch und grün schillernden Fliegen, die die ausgeweideten Tierkadaver umschwirren.

Der absolute Horror für uns Vegetarier. Aber die daran anschließenden Stände mit schlappen Tintenfischen, Muscheln und Fische aller Art sind mindestens so schlimm. Der Boden ist mit Schuppen übersät, die in verwässerten Blutlachen treiben. Markus hat wenigstens Turnschuhe an, ich hingegen versuche mich mit meinen Sandalen buchstäblich über Wasser zu halten. Mein Ekel könnte nicht größer sein. Endlich erreichen wir trockenen Boden.

In Jutesäcken werden Getreide, Hülsenfrüchte und verschiedenste Trockenfrüchte angeboten. Gewürze sind zu bunten Kegeln aufgeschüttet, Kräuter hängen von der Decke herab. Ein feiner Staub liegt in der Luft, der bei mir einen Niesanfall nach dem anderen auslöst. Markus meint zu Recht: »Du hast wohl die Nase voll vom Markt«.

Bis wir aus der Markthalle draußen sind, habe ich sämtliche Taschentücher verrotzt und meine Nase kitzelt noch immer. Frische Luft erreichen wir ohnehin nicht. Denn das Ende der Markthalle bildet die 6-spurige Stadtautobahn, die eine Fußgängerbrücke überspannt. Auch hier gibt es eine Einbahnregelung für die Menschen um den Fluss aufrecht zu erhalten. In einer Ecke können wir aus dem Strom ausbrechen und kurz ausrasten. Die Überführung liegt rund fünf Meter über dem Geländeniveau. Soweit wir sehen können, blicken wir auf Markttreiben. Das hatten wir uns anders vorgestellt. Ein Mexikaner, dem es wohl ebenso ergeht, gesellt sich auf eine Verschnaufpause zu uns, bis sich seine Frau von den Plüschtieren unter der Brücke losgerissen hat. Derweil erklärt er uns, dass normalerweise nur die Markthallen in Betrieb seien. Aber jetzt, in der Vorweihnachtszeit, seien die fahrenden Händler aus der Umgebung in die Stadt gekommen und haben regelrechte Belagerungsringe um U-Bahnstationen und reguläre Märkte aufgezogen. Da müsse man halt durch, meint er seufzend und tritt seiner Frau hinterdrein.

Uns bleibt auch nichts anderes übrig, ewig können wir nicht auf der Brücke stehen bleiben. Am Ende der Treppe tauchen wir in eine Kitschwelt aus Plastik und Plüsch ein: Die Geschenkecke für Kinder. Ein Stand hat es mir besonders angetan. Fast alles, was wir in der letzten Markthalle zu Gesicht bekommen haben, gibt es hier in Miniaturform. Aus gebranntem Ton oder Plastik werden winzige Melonenschnitten, Bananen, Maiskolben, aber auch Fische und Rinderhaxen angeboten. Liebevoll bemalt und äußerst detailreich. Hunderte verschiedene Dinge des täglichen Bedarfs im Kleinformat. Das hätte ich mir als Kind für meinen Kaufladen gewünscht! Eilige gehe ich in Gedanken die mir bekannten Kinder durch, denen ich damit eine Freude machen könnte. Doch dann kommen mir Zweifel, ob die Farben nicht vielleicht gesundheitsschädlich sein könnten, oder das Spielzeug wegen der Gefahr des Verschluckens zu gefährlich ist. Ich lasse es bleiben und lege die herzigen Kleinode wieder zurück.

Markus hat inzwischen die Krippenabteilung entdeckt. Diesmal handelt es sich nicht um moderne Kunstwerke, sondern um die traditionelle Darstellung der Geburt Jesu. Oft muss ich an Mama denken, wenn ich die Basteleien aus Stroh und Moos, das Schnitzwerk und die Trockengestecke sehe. Ein Eldorado für Weihnachtsbegeisterte.

Weiter geht's in Richtung *Sonora* Markt. Jetzt sind wir bei den Gartenaccessoires gelandet. Brunnen mit Fröschen haben es den Mexikanern angetan. Sechs neongrüne Kröten hocken übereinander auf einer himmelblauen Plastischale. Mit Hilfe einer elektrischen Pumpe fließt Wasser aus ihren roten Mäulern und der Stromanschluss ermöglicht sogar eine Augenbeleuchtung! Unfassbar.

Wir arbeiten uns weiter und durchqueren grellbunte Meere von Süßigkeiten, deren Farben für einen Europäer abschreckend giftig wirken. Hierzulande sind Bio, Wellness oder zurück zur Natur noch keine Begriffe, die das Konsumverhalten prägen.

Anschließend erreichen wir den Teil der Halle, der den *Sonora* Markt beherbergen soll. Auf uns macht er eher den Eindruck eines esoterisch angehauchten Tantraladens. Die Regale sind angefüllt mit Flaschen und Elixieren, auf denen ineinander verschlungene Körper abgebildet sind. Die Verkäuferinnen grinsen uns wissend an und empfehlen uns augenzwinkernd die wirkungsvollsten Potenzmittel. Vom Liebestrunke und Massageöl ist es nicht weit zum Hexenzauber. Seltsame aufgeputzte Frauen hocken inmitten von Kaninchenpfoten, Skeletten und Totenschädeln. Von der Decke hängen weitere Utensilien herab. Schlangenhäute, getrockneten Eidechsen und Kolibris werden für Riten und Beschwörungen benötigt.

Die Schamanen beobachten uns misstrauisch und geben keine Auskunft über Verwendung oder Zubereitung der seltsamen Ingredienzien. Ein Heiler hat eine Ordination eingerichtet und behandelt Hilfesuchende hinter einem Vorhang. Der kleine Raum ist mit Tüchern dekoriert, Mandalas leuchten und neben Totenköpfen findet sich auch eine Buddhastatue und die indische Silbe *om*. Multikulti. Die Sitzung ist gerade beendet und der Meister tritt nach dem Patienten hinter dem Vorhang hervor. Adlerfedern stecken in seinem langen Haar und außer einem Lendenschurz trägt er keine Kleidung. Offensichtlich soll sein Outfit ihn als echten Indianer deklarieren. Wir werden den Eindruck nicht los, dass die wirklichen Heiler, die keinen solchen Aufputz nötig haben, nicht mehr im *Sonora* Markt zu finden sind. Schade. Wahrscheinlich sind wir rund 50 Jahre zu spät dran.

Am Rückweg zur U-Bahn kommen wir wesentlich schneller voran als zuvor. Vielleicht haben wir uns an das Rempeln und Durchschlängeln schon gewöhnt, oder der Andrang ist etwas geringer. Unser Tagesplan sähe vor, den Kunstmarkt in der Nähe der *Plaza Garibaldi* und den *Langunilla Markt* zu besichtigen, doch das Wort Markt löst bei uns mittlerweile klaustrophobische Zustände aus. Deshalb fahren wir in den Süden der Metropole, in den Stadtteil *Coyoacán*. Dort sollen die Uhren etwas langsamer gehen; die überschaubare Altstadt im kolonialistischen Stil gilt als Zentrum der Künstler und Musiker. Straßencafes und kleine Restaurants würden zum Verweilen einladen.

Die U-Bahnstation liegt an der Ecke eines Parks, der fast einen Quadratkilometer groß ist. Genau danach haben wir uns gesehnt. Am Eingang werden erstaunlich viele Erdnüsse verkauft, offenbar gibt es Tiere zu füttern. Ein paar Meter hinter der Mauer, die den Park zur Straße hin abgrenzt, warten putzige Eichhörnchen auf Besucher. In eleganten Sprüngen eilen sie herbei und richten sich auf den Hinterbeinen auf. Der buschige Schwanz liegt als Stütze flach am Boden. Kaum haben sie eine Nuss erbettelt, hocken sie sich etwas im Abseits gemütlich hin, halten die Nuss mit beiden Pfoten und nagen sie ab. Ihr langer Schweif passt sich in einer S-Kurve ihrem Rücken an und zuckt nervös, wenn man sich nähert. Wir haben uns mit zwei Säcken Erdnüssen eingedeckt und erkunden den Park. Die grüne Oase tut unseren geschundenen Sinnen gut. Meine Nase beruhigt sich wieder.

Auf einer Wiese zwischen hohen Bäumen lassen wir uns nieder und locken die Eichhörnchen zum Fotografieren näher. Mit einer ausgelegten Reihe von Nüssen lotsen wir sie soweit heran, bis sie uns aus der Hand fressen. Wenn man im richtigen Moment die begehrte Nuss ein bisschen nach oben hält, dann richten sie sich auf, machen Männchen und versuchen die Hand mit ihren Pfoten festzuhalten. Ich bin ganz hin und weg, als sich ein Eichhörnchen meinen kleinen Finger angelt und sich daran hochzieht. Die winzigen Pfoten mit den harten Fingerchen halten sich an mir fest. Ein berührender Augenblick im wahrsten Sinn des Wortes.

Wenn auch wir endlich was zum Essen wollen, müssen wir die grüne Insel im Häusermeer verlassen und uns wieder ins Getümmel stürzen. Denn auch in *Coyoacán* ist heute Markt. Die *Plaza* ist zum Rummelplatz umfunktioniert worden, der Lärm und die Menschenmassen werden langsam unerträglich. Wir drücken uns an den Verkaufsbuden vorbei und finden einen freien Tisch im Gastgarten eines Restaurants. Von einer gemütlichen und entspannten Atmosphäre kann jedoch keine Rede sein. Hinter uns plärren die Verkäufer, zwischen den Tischen klimpert ein Student auf einer Gitarre und seine Freundin singt dazu. Sie muss sich ordentlich ins Zeug legen, damit man sie im allgemeinen Lärmpegel überhaupt vernimmt. Die Qualität leidet entsprechend. Als sie ringsum gehen und um eine kleine Spende bitten, gibt jeder erleichtert ein paar Pesos, wenn damit Ruhe erkaufte werden kann. Doch die währt keine fünf Minuten, schon nehmen die nächsten »Musiker« Aufstellung. Entnervt verlassen sogar Mexikaner das Lokal. Wir warten noch aufs Essen. Oder besser gesagt auf eine Portion Pommes Frites, denn etwas anderes Vegetarisches gibt es leider nicht.

Ein Maler sitzt auf der Treppe zur Toilette und zeichnet ungestüm mit Kohlestiften auf einem Bogen Papier. Zwei Minuten später steht er auf und nähert sich unterwürfig einem Tisch mit einem jungen mexikanischen Paar. Er sei von ihrer Schönheit angetan gewesen, sie hätte ihn zu einem Portrait inspiriert. Zum Mann hin gewandt nennt er den Preis, den er sich fürs Kunstwerk als Geschenk an die junge Dame vorgestellt hätte. Ich sehe den beiden an, dass sie nicht kaufen wollen, aber der Trick des Malers mit der Eitelkeit und dem Liebesbeweis funktioniert. Als die Frau das Portrait sorgsam in ihre Handtasche schiebt, kann ich einen Blick darauf werfen. Viel schlechter hätte ich nicht gemalt.

Der Maler kehrt auf seine Treppe zurück und beginnt sich nach einem weiteren Opfer umzusehen. Bevor er seine Zeichnung beenden kann und bevor die Musiker zu spielen aufhören, haben wir die Pommes hinuntergeschlungen und verlassen fluchtartig das Restaurant. Die Hochburg der Künstler hatten wir uns anders vorgestellt. Irgendwie scheint Mexiko-City nie unseren Erwartungen zu entsprechen.

Wir erkunden noch ein paar Kirchen, bis wir auch vom Sightseeing Programm genug haben und kehren zur U-Bahn zurück. Ich sehne mich nach dem ruhigen Hotelzimmer. Um dem ärgsten Trubel zu entgehen, steigen wir nicht in die Zentrumslinie der Metro um, sondern fahren bis zur Station *Garribaldi*. Von dort aus gehen wir zu Fuß dem *Paseo de la Reforma* entlang zum Hotel. Wir haben allerdings zuwenig auf die Uhr geachtet und so müssen wir bei der einsetzenden Dämmerung eine schnellere Gangart einschlagen. Die Gegend ist recht einsam und die wenigen Gestalten, die wir antreffen, wirken sehr beängstigend. Zum ersten

Mal fühlen wir uns unsicher. Vor Hauseingängen und auf Treppen lungern Besoffene herum, oder Jugendliche, die sich mit Drogen zugehöhnt haben. Manchmal schreien sie sich gegenseitig an oder übergeben sich an einer Hauswand. Zum Glück interessiert sich niemand für uns. Wir gehen immer schneller, bis wir ganz außer Atem endlich wieder in belebtere Straßen kommen. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass ich mich heute noch nach Menschenmassen sehnen würde!

Teotihuacán – die antike Hauptstadt

14. Tag, Montag, 19.12.2005

Fünzig Kilometer nordöstlich von Mexiko City ragt die Sonnenpyramide der Azteken siebenzig Meter hoch in den Himmel. Umgeben von kleineren Pyramiden und Tempelanlagen bildete sie das Zentrum der größten antiken Stadt namens *Teotihuacán*. Die Bauarbeiten an den Pyramiden dürften im ersten Jahrhundert nach Christus begonnen haben und zogen sich über fünfhundert Jahre hin. *Teotihuacán* war Hauptstadt des größten mexikanischen Reiches vor der spanischen Invasion. Heute ist sie Hauptattraktion der Mexikotouristen aus der ganzen Welt. Wir sind da nicht ausgenommen.

Mit der Metro sausen wir zum *Terminal norte*, von wo aus die Busse zu den nördlichen Destinationen starten. Die Schalterhalle ist organisiert wie in einem Flughafen. Anders wären die Menschenmassen wahrscheinlich gar nicht abzufertigen. Die verschiedenen Busbetreiber verkaufen Tickets über Onlinebuchungssysteme, wo sich der Kunde am Bildschirm aussuchen kann, welchen Sitzplatz im Bus er haben will. Auf einer Anzeigetafel blinken mindestens zehn Buslinien gleichzeitig auf, die innerhalb der nächsten fünf Minuten abfahren. Wer mit Gepäck reist, sollte mindestens eine halbe Stunde vorher hier sein, denn Koffer und Taschen müssen wie am Flughafen eingchecked werden. Nach dem Durchleuchten verschwinden sie auf kleinen Transportwägelchen und werden in die Busse verladen. Die Fahrgäste warten geduldig, bis ihr Bus aufgerufen wird und das *gate* bekannt gegeben wird. Wir sind fasziniert von dem Management und der Disziplin. In Indien waren Busterminal immer das allergrößte und dreckigste Chaos, das man sich nur vorstellen kann. Hier ist der Boden so blitzblank, dass man sich ohne Bedenken einfach hinsetzen kann.

Zuerst aber kaufen wir etwas Proviant in der Bäckerei innerhalb der Schalterhalle. Auch hier geht es zu wie am Fließband. Es gibt ein Selbstbedienungssystem, das ich anfangs nicht ganz durchschaue. Kleine Körbe stehen am Eingang bereit und der Kunde wird in Schlangenlinien durch alle Regale geführt, wo er sich bedienen kann. Erst als ich mein Körbchen schon voll habe und an der Kasse stehe, bemerke ich mein Fehlverhalten: Die Kassiererin sucht nach der Greifzange, mit der ich das Gebäck eingeladen habe. Vergeblich, denn ich habe einfach meine Hand verwendet. Der Mexikaner, der hinter mir wartet, reicht seine Greifzange grinsend nach vorne. Jetzt kann die Bedienung meine Brötchen hygienisch an- und einpacken. So wie es sich gehört. Man fasst nicht fremder Leute Essen mit bloßen

Händen an! »Die Ausländer sind doch immer etwas primitiv«, scheint sich die Kassiererin zu denken.

Ich bleibe noch eine Weile vor der Bäckerei stehen und sehe dem Treiben zu. Tatsächlich nimmt jeder Kunde nicht nur den leeren Korb, sondern auch die danebenliegende Greifzange mit zu seinem Rundgang. Niemand probiert mit den Fingern, ob ein Brötchen weich oder fest ist. Niemand ist so ein Schwein wie ich und legt es nach eingehender Betrachtung und Beschnupperung wieder zurück.

Die einstündige Busfahrt hat uns aus dem gelbbraunen Dunst der Großstadt aufs Land hinaus und unter blauen Himmel gebracht. Auf einem großen Parkplatz vor dem Besuchereingang ist Endstation. Mit dem Ticket in der Hand gelangen wir ins Innere der Umfriedung. Sonnenverbrannte Rasen und Kieswege füllen die leeren Flächen zwischen den Ruinen. Mauerreste, niedrige Gebäude und Tempelfundamente bedecken den Großteil der Anlage, die sich über fast drei Quadratkilometer erstreckt. Im Reiseführer wurde vor den langen Fußmärschen unter glühender Sonne gewarnt. Wir folgen dem Besucherstrom in Richtung des Tempels des *Quetzalcóatl*, der gefiederten Riesenschlange und betrachten die Gemäuer. Uns fehlen das historische Wissen und die archäologischen Kenntnisse, um die alten Steine gebührend bewundern zu können. Wir machen die obligatorischen »ich war auch da«-Fotos und steuern auf den Sonnentempel zu, der in der Ferne schon die Nackenhaare sträubt.

»Was sind denn diese dünnen Striche an der Außenhaut der Pyramide?«, will ich von Markus wissen.

»Keine Ahnung. Sie bewegen sich ein wenig, oder ist es das Flimmern der Luft in der Hitze?«

Erst als wir näherkommen wird klar, welchen Pelz der Sonnentempel trägt: Touristenscharen. Ein nicht abreißender Strom von Besuchern erklimmt die steilen Stufen des ehemaligen Heiligtums.

Wir stehen am Fuß des beeindruckenden Bauwerkes. Die quadratische Basis der Pyramide misst exakt 222 mal 222 Meter. Darauf türmen sich drei Millionen Tonnen Steine und Ziegel zu einer etwas abgeflachten Spitze in siebzig Meter Höhe. Und das alles sollen die Azteken von Hand gebaut haben, ohne Metall, ohne Rad und ohne Lasttiere? Das zumindest behauptet der Reiseführer. Die Pyramide, übrigens die drittgrößte der Welt, war ursprünglich zinnoberrot gestrichen, wie die meisten sakralen Bauten der Azteken. Leider hat die Farbe die vergangenen 2000 Jahre nicht überdauert, wäre schön fürs Foto gewesen.

Die Pyramidenspitze hat mittlerweile wieder eine Glatze bekommen, die Besucher stauen sich beim Hinuntergehen. Wobei von »gehen« keine Rede sein kann. Viele hocken sich am Hintern von Treppe zu Treppe hinab oder klammern sich Halt suchend an die Drahtseile des Geländers. Aufrecht, so wie man üblicherweise über Stufen steigt, sieht man kaum jemanden. Unglaublich. Manche bleiben einfach verzweifelt sitzen, können nicht mehr weiter oder den Tiefblick nicht mehr ertragen, brechen in Tränen aus, müssen von Ehemännern hochgezogen werden. Tragödien spielen sich ab! Wir kommen aus dem Staunen nicht heraus, wie sehr manche Menschen der Bewegung entfremdet sind, dass 248 Stufen zu einem solch gewaltigen Problem werden können. Ein unwürdiges Schauspiel auf diesem Tempel.

Als wir oben an der Pyramidenspitze ankommen und den Ausblick über die gesamte Anlage bewundern, vernehmen wir hinter uns eine weibliche Stimme.

»Alfred, spürst du es auch schon?«

»Hmmm«, brummt es männlich zurück.

»Ich spüre sie deutlich, wie sie aus der Pyramide aufsteigt, die Energie. Aaaaah. Und mich durchdringt.«

Markus und ich blicken uns an und drehen uns um. Direkt am Scheitelpunkt der Pyramide hocken fünf oder sechs Menschen im Schneidersitz und halten die Hände seitlich wie Kandelaberkakteen gen Himmel. Wir haben sie im allgemeinen Andrang gar nicht bemerkt. Die Sprecherin hat die Augen geschlossen und ein verzückter Gesichtsausdruck umspielt ihre Lippen. Alfred bemüht sich redlich noch ein Weilchen, dann gibt er auf, klappt die Knie zusammen und betrachtet die Gegend. Da seine Partnerin scheinbar ins Nirvana entrückt ist, holt er die Brötchen aus dem Rucksack und beginnt zu kauen.

»Alfred!«

Er zuckt ertappt zusammen, doch sie hat die Augen noch immer geschlossen.

»Alfred, du musst die Energie mit jedem Atemzug durch dein unterstes Chakra einatmen. Regelrecht einsaugen!«, befiehlt sie ihm und produziert übertrieben laute Atemgeräusche.

Alfred legt sachte die Semmel beiseite und folgt ihren Anweisungen. Alle Teilnehmer der seltsamen Meditation schnauben nun hörbar, während ringsum der Touristenandrang zunimmt. Kinder sausen im Kreis, eine Gruppe Japaner kreischt entzückt, jeder Fotoapparat summt und surrt, Coladosen zischen und Chipspackungen rascheln. Beinahe stolpert einer der Fotografen rückwärts über die Meditierenden. Eine groteske Szene, die sehr aufschlussreich die Wirkungen der menschlichen Einbildungskraft demonstriert.

Uns beschert sie ein hübsches Erinnerungsfoto von uns beiden. Denn als der Selbstauslöser zu blinken beginnt, frage ich Markus, ob er die aufsteigende Energie bemerke, und wir müssen herzhaft lachen.

Von der Sonnenpyramide aus konnten wir die gesamte Anlage überblicken. Die Besteigung des Mondtempels schenken wir uns. Soviel Energie auf einmal würde uns vielleicht schaden. Beim Rückweg zur Bushaltestelle schnappen wir Gesprächsfetzen einer Schweizer Reisegruppe auf. Zur Tag und Nachtgleiche im Frühling und Herbst müssten die Pyramiden gesperrt werden, denn der Ansturm der New-Age-Druiden, Hexen und Esoterikern sei viel zu groß, als dass alle Platz auf den Tempeln finden würden, erklärt der Dolmetscher. Die Polizei müsse das Gelände großräumig absperren, da sich immer einige Energiesuchende Zutritt verschaffen wollten. Sie würden in der Umgebung campieren und den Tempelkomplex regelrecht belagern. Den Einheimischen, die an diesen Tagen zu Tausenden die Sonnenpyramide besuchen kämen, sei der Zugang nicht verwehrt. Schließlich handle es sich ja um ihr kulturelles Erbe.

Aztekenrevival.

So etwas erleben wir kurz vor dem Ausgang selbst. In weiße Tücher gehüllte Verkäufer preisen Souvenirs an. Von Opferschalen und Herzdolchen bis hin zu wunderschönen Teppichen und Kultgegenständen. Da wir unser Gepäck noch weitere vier Wochen mit uns



Zócalo



Torre Latino

Mexiko City
Moderne und Antike



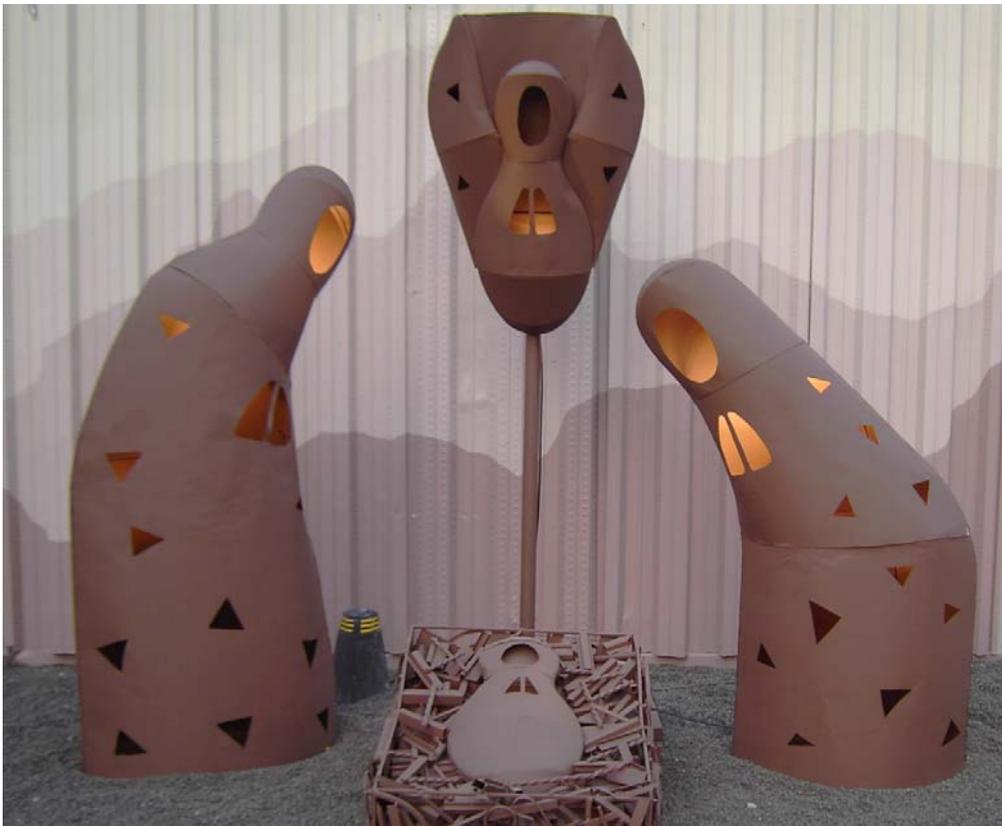
Chac Mol



Sonnenpyramide in Teotihuacan



Alte Religion im neuen Gewand



tragen werden, können wir nur schauen statt kaufen. Schade, denn es gäbe selten schöne Dinge, die man zuhause verstauben lassen könnte.

Die früh gewählte Rückreise in die Stadt brachte uns gar nichts. Wir steckten eine Stunde lang im Stau der Rushhour und haben jetzt dasselbe Problem bei der U-Bahn Richtung Zentrum. Zwei Züge bleiben stehen und als sich die Türen öffnen, fallen die Menschen fast heraus. Selbst die mit uns wartenden Mexikaner schütteln verneinend den Kopf. Hier kann man nicht mitfahren, man käme einfach nicht in den Waggon hinein. Irgendwann tut sich eine Luke auf und wir rattern ins Zentrum.

Nach der Besichtigung der antiken Hochbauten wollen wir nun auf die moderne Spitze des *Torre Latinoamericana*. Gegen eine Eintrittsgebühr bringt uns ein Liftboy in ein paar Sekunden mit dem Aufzug zur Aussichtsplattform 140 Meter über der Stadt. Von hier oben lässt sich das Ausmaß dieser Metropole erahnen. Wirklich erkennen kann man ihre Größe nicht. Das Häusermeer erstreckt sich bis an den Horizont und verblasst im gelblichen Smog. Mit Markus Fernglas, das er stets mit sich trägt, erschließt sich uns die Altstadt aus neuer Perspektive. Fast jedes dritte Gebäude wölbt sich zu einer Kuppel, die meisten davon sind sakrale Bauten. Besonders hübsch anzusehen ist das Museum der schönen Künste. Aus seinem roten Dach erhebt sich eine gelborange, elliptische Kuppel, die im Abendlicht schimmert. Wenn ein Haus nur ein gewöhnliches Flachdach besitzt, wird es als Parkplatz benutzt. Mir ist jedoch nicht klar, wie die Fahrzeuge dort hinauf kommen.

Wir bleiben auf dem Turm, bis sich die Sonne im Smog auflöst und die ersten Lichter angehen. Jetzt kommt der Verkehr auf den breiten Stadtautobahnen viel besser zur Geltung. Die Ampeln an den Kreuzungen pumpen tausende Lichter durch die Adern der Metropole und die Verkehrsdichte pulsiert in ihrem Rhythmus. Bald wird der Puls schwächer, die Dichte größer und schließlich steht alles in einem gigantischen Stau. Von allen Seiten dringen Hupsignale zu uns herauf. Ein Hubschrauber umkreist den Turm und schwebt dann über die Autokolonnen hinweg.

Uns knurrt der Magen und wir fahren im Lift wieder hinab. Da wir wissen, was uns unten erwartet, schockiert uns weder der Lärm noch der Gestank der Abgase. Eiligst flüchten wir in das Vegi-Restaurant. Danach versuchen wir telefonisch Zimmer in *Oaxaca* für übermorgen zu reservieren, aber dort ist alles belegt. Unser Versuch die Flugtickets bei der *Mexicana* Airline zu bestätigen (reconfirmation) bleibt ebenfalls erfolglos. Wir schieben uns durch Menschenmassen in Richtung Hotel. Es ist stockdunkel und ich fühle mich elend und ausgelaugt.

Mexico City – zu viel von Allem

15. Tag, Dienstag, 20.12.2005

Die Nacht bringt keine Erholung für mich. Früh morgens sitze ich mit Durchfall am Klo. Meine Füße sind zittrig und mein Bauch ist krank. Anstelle eines Frühstücks verabreiche ich mir Kohletabletten mit Kamillentee.

Am Vernünftigsten wäre es, im Bett zu bleiben, doch heute ist der letzte Tag in Mexico City. Die Weiterreise muss organisiert werden, vom Busticket angefangen bis zum Hotelzimmer in Oaxaca. Außerdem wollte ich unbedingt ins weltberühmte anthropologische Museum!

Irgendwie habe ich es zum Fahrkartenbüro der Buslinie geschafft. Die Plätze nach Oaxaca sind reserviert. Obwohl wir die Tickets bereits in der Hand halten, bleibe ich noch ein Weilchen auf der Wartebank sitzen. Meine Füße zittern so.

Ich reiße mich zusammen und halte bis zur U-Bahn durch. Bekomme sogar einen Sitzplatz von einem mitleidigen Mexikaner zugewiesen. Das Umsteigen in die andere Linie klappt dann nicht mehr. Ich hingegen schon. Nämlich zusammen. Mitten im Menschengetümmel wird mir schwarz vor den Augen und schon finde ich mich am Boden wieder. Auch aus unmittelbarer Nähe betrachtet, ist er erstaunlich sauber.

Zu Markus sage ich beschwichtigend, dass mein Schwächeanfall vielleicht vom Hunger her rühre und er solle irgendwo Brötchen einkaufen. Ungern lässt er mich allein. Er geht erst, als ich mein Argument vom Hunger wiederhole. Schließlich weiß er ebenso genau wie ich, dass mir vom dem bisschen Fasten nicht gleich der Kreislauf versagt. Etwas stimmt nicht mit mir. Ich freue mich über den appetitlich sauberen Boden auf dem ich sitze, während ich mich in der schlimmsten Alptrauumszene meiner Vorstellungen befinde. Allein, krank und hilflos in den Katakomben von Mexiko City, tausende Füße scharren, schlurfen und trampeln an mir vorbei. Stolpern fast über mich. Fremde, anonyme Menschenmassen ziehen im Zwei-Minutentakt an mir vorbei. Ich bin der einzig ruhige Pol in diesem Gewimmel. Ausgestiegen aus dem Zug und noch nicht wieder eingestiegen. Irgendwo zwischen drin steht die Zeit still. Besonders irritiert mich der Umstand, dass ich mich eigentlich wohl fühle, abgesehen von den körperlichen Beschwerden. Amüsiert erlebe ich meine Wahrnehmung aus einer völlig anderen Perspektive. Ohne Krankheit wäre ich nie auf die Idee gekommen, mich in dem unablässigen Geschiebe der Menschenmassen einfach auf den Boden zu setzen, um inne zu halten. Meine Situation erscheint mir so grotesk, dass ich weder Angst noch Selbstmitleid empfinden kann. Was eigentlich meine normalen Reaktionen wären.

Als Markus mit ein paar Brötchen auftaucht und sogleich auf der Suche nach etwas zu trinken wieder in die Menschenmasse eintaucht, wird die Szene für mich noch absurder. Genüsslich am Gebäck kauend, schaue ich in das Gewusel aus Gesichtern, Armen und Beinen rund um mich und denke an zuhause. Welche Sorgen hätte mir die Vorahnung einer solchen Situation gemacht – und wie amüsiert finde ich sie jetzt tatsächlich? Meine Panik vor der Kriminalität in der U-Bahn und jetzt mampfe ich süße Brötchen am Boden dieser Metro? Vielleicht hat diese wahnsinnige Stadt mich bereits angesteckt. Mexiko ist eben anders als erwartet – und ich

mittlerweile auch. Dieser neue Zustand hält leider nicht lange an. Plötzlich lösen sich einzelne Gesichter aus dem Menschenstrom, kommen auf mich zu und fragen besorgt, ob ich Hilfe benötige. Wahrscheinlich bin ich kreidebleich. Diese Vorstellung und die mitleidigen Blicke der Umstehenden lassen die Illusionsblase eines verwandelten Ichs unmittelbar zerplatzen. Als hätte ich die Perspektive gewechselt, blicke ich nun durch ihre Augen auf dieses Häufchen Elend, das da am Boden kauert und Bissen für Bissen in den rebellierenden Magen würgt. Ich schüttle den Kopf, was heißen soll, ich brauche keine Hilfe, denn die Worte werden mir vom Selbstmitleid in der Kehle zerquetscht. Ich spüre Tränen in die Augen steigen und wie sich der Gedanke »wäre ich doch zuhause« mühsam aus den Emotionen formuliert, da steht Markus mit einer Dose Coca Cola vor mir. Während ich mein Frühstück beende, versuche ich die distanzierte Stimmung von vorher wieder zu beleben. Doch der Zauber ist verfliegen.

Mit zittrigen Beinen erhebe ich mich, hake meinen Arm bei Markus unter und schleiche zum nächsten Bahnsteig. Eine Viertelstunde später stehen wir wieder auf der Erdoberfläche. Das Anthropologische Museum liegt noch zirka einen Kilometer weit entfernt. Eine prächtige Promenade verbindet die Haltestelle der U-Bahn mit dem Museumsgelände. Zwischen den Schatten spendenden Bäumen der Allee stehen Sitzbänke in geringem Abstand voneinander. Auf jeder muss ich rasten, um die Distanz zur nächsten überwinden zu können. Das dauert, aber Markus hat dadurch genügend Zeit, die Kühe genauer zu betrachten. Die Promenade ist nämlich von Rindviechern bevölkert. Keine lebenden Rinder, sondern künstliche. *Künstlerische* wäre die bessere Definition. Es gibt tanzende Kühe im Bastrock und Ethnokühe im Leopardlook. Heilige Kühe mit Engelsflügeln und verdorbene Geschöpfe mit grell geschminkten Lippen in verführerischen Dessous. Eine Kuh hat eine Öffnung im Körper, doch anstatt auf die komplizierten Mägen blickt man auf chromblitzende Zylinder eines Motors. Andere Tiere sind mit Brettern vernagelt oder mit Steinen zugemauert. Unsere heimische Milkakuh fehlt in der Sammlung, doch sonst ist der ganze Rinderwahnsinn vertreten.

Als wir endlich das Eingangsportal erreichen, glühen meine Wangen vor Fieber. Ich will dennoch ins Museum um den berühmten *Atlanten* von *Tula* zu sehen. Markus besorgt die Tickets während ich mich nach einer Sitzgelegenheit umsehe. Die Museumswärter beobachten mich argwöhnisch und vertreiben mich augenblicklich vom Podest einer Statue, auf das ich mich niederlassen wollte. Das wird ein schwieriger Besuch werden. Nirgends darf man sich anlehnen.

Hinter der Kassa betritt man einen Innenhof mit einem wunderbaren Brunnen, der sein Nass in einem Vorhang aus dünnen Wasserfällen auf den Boden prasseln lässt. Ringsum öffnen sich die Türen zu den Ausstellungsräumen, die verschiedene historische Epochen zeigen. Alles wäre unglaublich interessant, doch mein Blick wird nur von den Holzbänken vor den Toiletten angezogen. Ich schnappe mir ein paar lose Polster und lege mich quer über drei Stühle. So kann ich wenigstens nicht mehr umkippen. Markus beginnt bei den frühgeschichtlichen Funden, kreuzt zwischen Mayas und Azteken wieder bei mir vor den Toilettenanlagen auf und entschwindet zu den Exponaten der Indigenas. Schließlich holt er mich ab und führt mich gezielt zu den wichtigsten Ausstellungsstücken, die ich unbedingt sehen wollte. Dann stehe ich vor *Chac Mol*, dem Götterboten, der in halb sitzender Stellung

den Kopf zur Seite wendet und teilnahmslos in die Ferne blickt, während in seinem Bauch ein Loch klafft. In diese schalenartige Vertiefung wurden nach der Überlieferung die frisch entrissenen, noch zuckenden Herzen gelegt, die der Bote den Göttern als Opfer servierte. Das einzige, was jetzt in der Bauchhöhle liegt ist eine dünne Staubschicht und meine Hand, als der Museumswärter grad mit seinem Funk beschäftigt ist. *Chac Mol* berührt mich – und umgekehrt. Mein Loch im Bauch ist energetischer Natur, jegliche Kraft ist ausgeflossen. Meine Körpermitte fühlt sich an wie eine Sollbruchstelle, an der ich jederzeit einknicken kann. Vielleicht wäre ich besser vor den Toiletten liegen geblieben. Aber gleichzeitig erinnert mich der seltsame Blick des Götterboten an jene unbeteiligte Distanziertheit, die ich kurz am Boden der Metro empfunden hatte. Das Loch im Bauch ist zwar da, aber es trübt nicht den Blick auf das Wesentliche oder das Unergründliche, wie im Falle des *Chac Mol*.

Das nächste Exponat, für das ich meinen Körper ins Museum quälte, ist ein *Atlant* aus der Kultstätte *Tula*. Diese viereinhalb Meter hohe Steinfigur ist einer der vier Krieger, die das Tempeldach trugen. Drei der Originale und eine Replik befinden sich immer noch in *Tula*, etwa eineinhalb Busstunden nördlich von Mexiko City. In den Büchern von Carlos Castaneda sind dieser Tempel und besonders die eindrucksvollen Atlanten erwähnt worden. Gerne hätten wir selbst *Tula* besucht, aber mein Gesundheitszustand reicht kaum mehr fürs Museum. Um zum Ausgang zu gelangen wählen wir einen kleinen Umweg durch die Halle der Azteken. An der Wand hängt das berühmte Sonnenrad, ein riesiger runder Stein, welcher mit einem radialen Netz von Hieroglyphen und Zeichen überzogen ist und lange Zeit als Kalender interpretiert worden war. Jetzt gehen die Expertenmeinungen auseinander, manche halten die Felsplatte sogar für einen Altartisch. Mir hat es vor allem das stufenförmige Podest unterhalb der Wand angetan, auf dem Sitzen erlaubt ist. So kann ich in Ruhe den Saal und seine Exponate überblicken und immer wieder Erklärungen aus den geführten Besuchergruppen aufschneiden. Markus sieht sich noch andere Säle an und fotografiert die Speicherkarte voll, damit ich das Museum später am Display anschauen kann. Mich wundert, dass hier weder Knipsen noch Filmen verboten ist. Leider bessert sich mein Zustand nicht und für den Heimweg nehmen wir ein Taxi.

Erschöpft liege ich mit Fieber im Hotelbett und lasse mir Kamillentee aufs Zimmer servieren. Markus beginnt zögernd zu packen. Er zweifelt an meiner Zuversicht, morgen früh reisefähig zu sein. Doch trotz Lochgefühl im Bauch ist irgendetwas in mir ganz sicher, die Busfahrt nach *Oaxaca* antreten zu können. Meine Augen sind schon auf dieses Ziel gerichtet.

16. Tag, Mittwoch, 21.12.2005

In dem Maße wie das Fieber steigt, schmilzt mein Optimismus dahin. Gemeinsam mit den hohen Temperaturen quälen mich Gliederschmerzen und ich wälze mich schwitzend und dann wieder frierend im Bett umher. Erst nach Mitternacht stellt sich Besserung ein, die bis zum Morgen anhält. Fieberfrei und ohne Durchfall traue ich mich sogar zu frühstücken. Allerdings beschränke ich mich auf Kamillentee und Naturjoghurt.

Von der Rezeptionistin lasse ich ein Taxi rufen und genieße es, als Butler meinen Rucksack in den Kofferraum hieven. Krankheit bereitet auch Annehmlichkeiten. Normalerweise wären wir schon schwer beladen in der U-Bahn unterwegs zum Busterminal.

Der Bus fährt auf die Minute genau um 10:00 Uhr ab. Die Organisation in dem Terminal klappt einwandfrei. Trotz der Menschenmassen dauerte das Einchecken des Gepäcks samt Sicherheitskontrollen nicht mehr als eine halbe Stunde. Beim Einsteigen wurden Personalien und Tickets ein letztes Mal geprüft und wie beim Flugzeug boardinglisten abgehakt. Fehlende Passagiere erhielten eine letzte Chance, indem sie über Lautsprecher aufgerufen wurden, ansonsten wurde der Platz von einem Wartenden übernommen.

Noch während wir sanft über Speedbraker aus dem Busterminal schaukeln – wir sitzen in einem modernen Mercedesbus – startet ein Video auf den kleinen Fernsehbildschirmen, die von der Decke hängen. Bereits im Vorspann verbluten die ersten Opfer und Schmerzenschreie mischen sich mit dem Röcheln des Todes. Hektisch drücke ich auf alle Knöpfe und Tasten auf der Konsole über meinem Kopf, bis ich endlich den Lautstärkereglere finde. Aber die Schlachtrufe ertönen weiterhin von allen Seiten. Markus beugt sich zu den Vorder-, Hinter und Nebensitzen und schaltet ungeniert die Lautsprecher ab. Die meisten Passagiere merken nichts, denn sie zählen zu der Sorte Reisender, die beim Starten des Motors augenblicklich in einen tranceähnlichen Schlafzustand verfallen. Die anderen sind zu verduzt um irgendwie zu reagieren. Nun haben wir eine Schallnische um uns herum geschaffen. Das Gebrüll der Massaker entlädt sich in den Sitzreihen hinter uns. Nur Schüsse peitschen ab und zu durch den gesamten Fahrgastraum. Aber Pistolen und Gewehre kommen ohnehin selten zum Einsatz. Macheten, Äxte und Elektroschocker sind die gängigeren Hilfsmittel um Menschen zu foltern oder umzubringen. Das Gemetzel auf den Bildschirmen ist widerlich. Markus hält mehr aus als ich und schaut fünf Minuten lang zu, bis er sich schockiert abwendet und meint, so etwas Blutrünstiges habe er doch noch nie gesehen. Da ich Gewaltszenen überhaupt nicht ertragen kann – ich musste als Teenager schon bei Rambo das Kino verlassen – beobachte ich die Passagiere im Bus. Niemand scheint sich am Film zu stören. Weder an den Bildern noch am Geschrei. Es sind auch Kinder unter den Reisenden. Im Gegensatz zu den Erwachsenen starren sie wie hypnotisiert auf die Bildschirme. Die Brutalität, mit der sie dort konfrontiert werden, ist unfassbar. Folter wird ganz realistisch in Nahaufnahmen gezeigt, der Film ist eine Perversität ohnegleichen. Für uns. Die Mexikaner sind offensichtlich mehr gewöhnt und was in den Kinderseelen vorgeht, interessiert niemanden. Ich habe größte Probleme meine Augen von den vielen Bildschirmen fernzuhalten. Krampfhaft hefte ich meinen Blick nach draußen, denn die flimmernden Displays ziehen mich magisch an. Ganz bewusst konzentriere ich mich darauf wegzuschauen und nicht reflexartig auf spannungsgeladene Musik und Schreie zu reagieren. Es fällt mir schwer. Die Kinder im Bus haben überhaupt keine Chance, dem Film zu entrinnen. Verantwortungsloser geht es nicht mehr.

Der Film hat uns in eine depressive Stimmung versetzt. Wie viel Positives könnte man über das Medium Fernsehen auf stundenlangen Busfahrten erreichen und wie gedankenlos wird Hass, Gewalt und Dummheit verbreitet? Manchmal wäre es so einfach, eine andere Richtung

einzuschlagen. Dann schmerzt es doppelt, wenn die Chancen nicht genutzt werden. Wer produziert solche Filme überhaupt, zu welchem Zweck? Inhalt können wir keinen erkennen, gesprochen wird nichts, nur geschrien. In einem finalen Massaker endet der Film.

Wir haben nun auch die letzten Vororte von Mexiko City hinter uns gelassen und befinden uns auf halber Strecke zu *Puebla*. Der graue, nebelartige Smog der Metropole ist längst von einer tiefen, ebenso grauen Wolkendecke abgelöst worden. Es regnet leicht. Aber das tut der Schönheit dieser Landschaft keinen Abbruch. Ganz im Gegenteil. Das Grün ist satter, die Äcker dunkler und unterstreicht die Fruchtbarkeit der Gegend, die rund 2500 Meter überm Meeresniveau liegt. Die Felder sind unterschiedlich genutzt und überziehen das Hochland wie ein Patchworküberwurf aus naturgefärbter Wolle. Ein Rechteck hellgrün wuschelig, ein anderes ocker borstig, daneben brauner Schnürsamt. Am Horizont hebt eine von den Wolken verborgene Hand die Landschaftsdecke wie ein Zeltdach in die Höhe. In den faltenartigen Furchen klebt hellgrauer Schatten, weiter oben verblassen die Farben und werden von dickem Weiß übertüncht. Man kann die Spitze des Kegels fast erahnen, denn die Wolken schneiden bloß den Gipfel ab. Den Gipfel des *Popocatepetl*, Mexikos höchsten Berg. Ein aktiver Vulkan mit einer Höhe von 5465 Metern.

Je näher wir kommen, desto lichter wird die Wolkendecke. Rund um den Gipfel zerfetzen die Nebelschleier und Sonnenlicht läuft in gleißenden Bahnen die schneebedeckten Flanken hinab und leuchtet die Felder am Fuß des Kegels aus. Farbige Spots tasten die Landschaft ab, leuchten mal grün mal ocker auf.

Ein Hügel mit einer eleganten Kirche, deren schlanker Turm die erhöhte Position noch unterstreicht, schiebt sich zwischen die Straße und den Vulkan. Ein Postkartenmotiv, wie es in allen Souvenirshops in Mexiko zu finden ist. Der reinweiße, natürliche Thron des Gottes im Hintergrund, mit einem Teleobjektiv ganz nah an die Kirche herangeholt, stempelt das von Menschenhand errichtete Gotteshaus zu einem fragilen, winzigen, beinahe demütigen Versuch, den angebeten Schöpfer zum Herabsteigen zu bewegen.

Hier sollte man aussteigen und ein paar Tage verweilen. Im Reiseführer sind sogar Trekkingtouren beschrieben, die einen bei günstigen Verhältnissen sogar auf den Gipfel des *Popocatepetl* bringen können. Aber zu dieser Jahreszeit sind die Berghütten, die die einzigen Übernachtungsmöglichkeiten anbieten, geschlossen.

Der Highway legt sich in einer großen Schleife um den Vulkan, zuerst von West nach Ost bis *Puebla*, danach Richtung Süden. Theoretisch könnten wir fast alle Seiten des Berges während der Fahrt betrachten, dichte Regenwolken verwaschen jedoch seine Silhouette und lösen den *Popocatepetl* in einheitlichem Grau auf.

Auf den Bildschirmen beginnt der nächste Film. Diesmal treten Horden von Karatekämpfern gegen Brigaden von roboterähnlichen Kriegsmaschinen an, die mit science fiction Waffen ausgerüstet sind. Gleich zu Beginn verschmoren ein paar umherwirbelnde Fußtreter in Lichtbögen zur Unkenntlichkeit, bevor bei den batteriegespeisten Monstern die Lichter ausgehen. Ein unglaublich infantiler Quatsch, aber extrem brutal. Die Kinder blicken immer

noch hypnotisiert auf die Fernseher. Zu verstehen gibt es nichts, die Kampfschreie sind japanisch, die spärlichen Untertitel englisch.

Puebla war die letzte große Stadt auf dem Weg nach *Oaxaca*. Je weiter wir uns vom Siedlungsgebiet entfernen, desto wilder wird die Landschaft. Die Felder sind in der Nähe der Menschen zurückgeblieben. Auf dem kargen Boden machen sich Kakteen breit. Eigentlich wäre »hoch« der treffendere Ausdruck. Obwohl ich keinerlei botanische Kenntnisse besitze, identifiziere ich sie als Säulenkakteen. Die grünen, stachelbewehrten Schläuche ragen senkrecht, ohne Verzweigung einige Meter in die Höhe. In den grabenartigen Vertiefungen der Landschaft sind die Kakteen prall und ohne Falten, an den trockenen Hängen hingegen wirken sie oftmals lasch und schrumpelig. Manche sind so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass sie ihre Spitzen schlaff zur Seite neigen und die Dornenhäupter zu Boden senken. »Impotenz«, der Gedanke drängt sich unwillkürlich auf und wir müssen beide lachen.

Die Straße windet sich durch wilde *Barrancas* und die Schluchtwände präsentieren den geologischen Aufbau wie ein aufgeschlagener, bunter Atlas. Langsam verlieren wir an Höhe und die Vegetation ändert sich. Die säulenartigen Sukkulente verzweigen sich, recken mehrere Arme in die Höhe, versuchen sich über die aufkommenden Büsche zu erheben. Bald mischen sich auch Ohrenkakteen mit roten Früchten unter das dichter werdende Gestrüpp. Später tauchen vereinzelt Palmen auf und die Kandelaberkakteen müssen sich mächtig anstrengen, um den Bäumen Konkurrenz zu machen.

Die Abschnitte mit den engen Schluchten werden seltener, je weiter wir nach Süden kommen. Erosion hat die Landschaft zernagt. Versprengte Tafelberge künden von dem einstigen Niveau des Bodens. Die Gegend ist fruchtbar und Menschen haben geometrische Formen in das ursprüngliche Gelände gestanzt. Die rechteckigen Felder sind von Mauern aus losen Felsbrocken gerahmt, alle Steine, die zuvor über dem Boden verstreut lagen. Jetzt sind sie zu Verteidigungswällen aufgeschichtet, die der stacheligen Rückeroberung durch die Wildnis trotzen.

Kurz vor *Oaxaca* ändert sich das Bild. Die wehrhaften Pflanzen befinden sich nun innerhalb der Mauern, abgesondert vom Rest der Vegetation. In regelmäßigen Abständen liegen türkise Halbkugeln auf dem staubigen Boden. Agaven sind es, die ihre fleischigen Blätter wie Schwerter in alle Himmelsrichtungen von sich strecken. Jedes Blatt eine Waffe, mit langen, schwarzen Dornen an beiden Seiten. Die jungen Exemplare – nicht größer als eine Zwiebel – erinnern an eine Seeigelkolonie auf sandigem Meeresboden. Nach 8 bis 12 Jahren ist der Durchmesser der Kugel, die die Blattspitzen in die Luft zeichnen, auf über drei Meter angewachsen.

Wir passieren Plantagen mit Agaven verschiedener Altersstufen. Es soll in Mexiko ständig rund 100 Millionen kultivierter Exemplare geben. In einem der Felder sind Arbeiter mit der Ernte beschäftigt. Ein kräftiger Hieb mit der Machete trennt die Blätter vom Strunk ab. Manchmal braucht es auch zwei oder drei Schläge. Die Dornen dürften ziemlich lästig sein. Die Hemden der Mexikaner sind zerschissen. Wenn alle Blattpflanzen abgeschnitten und

sternförmig am Boden liegen, bleibt der runde Strunk zurück. Das Muster der Schnittstellen verleiht ihm das Aussehen einer riesigen Ananas, *piña*, wie die Einheimischen sagen. So ein Agavenkern wiegt rund 150 Kilogramm und muss von kleinen Lastkarren abtransportiert werden. Gleich angrenzend an die Plantage befindet sich die Destillerie. Am Parkplatz vor dem mit Wellblech verkleideten Gebäude stapeln sich Berge von Agavenherzen. Ein Traktor speißt die Knollen mit einer Gabel auf und verschwindet im Dunkeln der Fabrik. In großen und kleinen Flaschen kommen sie Tage später als glasklare Flüssigkeit wieder heraus: *Tequila*.

Vor Oaxaca endet der dritte Film, diesmal waren Agenten in skrupellose Geschäfte verwickelt. Die Methoden der modernen Mafia forderten nicht weniger Opfer als die Brachialgewalt in den zwei vorherigen Videos. Diesmal starben die Menschen in Zeitlupe, in kleinen Blutlachen, aber dafür wesentlich langsamer und schmerzvoller. Die Kinder starren immer noch auf die Fernseher. Sie haben in den sechs Stunden Busfahrt mehr Menschen sterben gesehen, als ich in meinem ganzen Leben! Mir hatte allein die Akustik arg zugesetzt, die Schreie sind mir immer wieder durch Mark und Bein gegangen. Ohren kann man leider nicht abwenden. Und die Oropax zum Verschließen befanden sich unerreichbar im Gepäck. Die letzte halbe Stunde Fahrt bleiben die Bildschirme schwarz. Wahrscheinlich hat sich die Menschheit ausgerottet. Es handelte sich übrigens ausnahmslos um amerikanische Filme. Oder hätte ich das nicht eigens erwähnen müssen?

Oaxaca

Ein Taxi bringt uns zum Hotel. Für 45 € - also 10 € teurer als in Mexico City – ist das Zimmer enttäuschend klein. Ein schmales Bett mit durchgelegener Matratze wird uns als Doppelbett vorgestellt. Im angrenzenden Bad kann man sich kaum umdrehen, so beengt ist der Raum. Nach einer erfrischenden Dusche machen wir uns auf die Suche nach einer Alternative. Gleich nebenan entdecken wir ein schönes Hotel mit heimeliger Atmosphäre und geräumigen Zimmern. Leider ist keines frei. Man vertröstet uns auf morgen.

Ein paar hundert Meter weiter sind wir im Herzen der Stadt angelangt. Ein großzügiger Park mit uralten Bäumen umrahmt den gepflasterten Platz, der sich an die Kirchenmauern schmiegt. Im gelben Licht der Straßenlaternen schimmert die Steinfassade des zweitürmigen Gotteshauses samt und weich. Wir lassen uns auf einer der zahlreichen Bänke nieder und genießen das Flair des Ortes. Die Stimmung ist völlig anders als in der Altstadt von Mexiko City. Obwohl auch hier Touristenströme durch die prächtigen Häuserzeilen aus der Kolonialzeit fließen, scheint das Gefälle niedriger zu sein. Die Menschen schlendern entspannt umher, verweilen vor den Auslagen oder den Krippen, die im Park aufgebaut sind. Ich sehe keine Hungernden, die in Mullkübeln nach Essbarem stöbern, keine Bettler, die vor dem Kirchenportal um Almosen bitten. *Oaxaca* ist gut genährt und besitzt darüber hinaus ein

dickes Zeitkonto. Cafes und Restaurants wechseln sich mit Galerien, Museen und Ausstellungen ab, ein satter Bauch hat eben Muße für die Kunst.

Für uns ist *Oaxaca* eine Oase der Erholung nach den Strapazen der Hauptstadt. Obwohl die Parkbänke gepolstert sein müssten. Die kunstvoll geschmiedeten Lehnen sind für die Augen und nicht für Rücken gemacht worden. Wir untersuchen die Foltermöbel etwas genauer. Die massiven Eisengestelle vermitteln den Eindruck, als stünden sie seit mindestens hundert Jahren an derselben Stelle. Wie um das zu belegen, versucht Markus eine Bank zu verrücken. Unmöglich. Die Füße sind einbetoniert. Wir schauen uns an, mit der Gewissheit, im selbem Moment das Gleiche zu denken: Wenn diese Bänke unverändert seit Jahrzehnten hier fixiert sind, und die abgetretenen Steinplatten der Pflasterung belegen diese Annahme, wenn diese Bänke also dieselben sind wie zu Carlos Castanedas Lebzeiten, dann sind Carlos und sein Lehrer Don Juan hier gesessen. Oder auf der Bank dort drüben unter dem großen Baum. Es gibt rund zwanzig Möglichkeiten im Park, welches war wohl die in Castanedas Büchern beschriebene Lieblingsbank? Die zwei hatten damals den Eingangsbereich der Kirche beobachten können. Dieser Hinweis schränkt die Anzahl der in Betracht kommenden Bänke ein.

Wir veranstalten ein Probesitzen. Ein Unterfangen, welches einige Zeit in Anspruch nimmt, denn wir müssen stets warten, bis ein Platz frei wird. Der Park ist stark frequentiert und die Menschen scheinen alle rasten zu wollen. Zum Glück sind die Bänke so unbequem, dass niemand lange sitzen bleibt. Wir müssen selbst über unsere Aktion lachen, weil uns die Absurdität des Unterfangens natürlich bewusst ist. Aber wir machen uns einen Spaß daraus, die richtige Bank zu erspüren und spielen dabei die Rollen von esoterischen, fanatischen Fans so ernsthaft, bis ich fast vor Lachen zerplatze.

Ein schwerbewaffneter Polizist verfolgt unser Treiben und mustert mich argwöhnisch, als mir Lachtränen über die Wangen kullern. Erst jetzt fällt mir auf, dass der Park nur so von Militärs und Polizisten wimmelt. Besonders vor der Kirche ballen sich Waffen strotzende Knäuel aus Tarnanzügen zusammen.

»Was ist denn hier los?«, rufe ich Markus zu, der tief befriedigt auf der Nachbarbank sitzt. Er ist überzeugt, die richtige gefunden zu haben.

»Keine Ahnung«, antwortet er, und mit einer Kopfbewegung Richtung Militär deutend fügt er leise hinzu: »Das sind die Wächter der anderen Welt.« Unser lautes Gelächter kommt bei dem Polizisten nicht gut an. Er wendet sich missbilligend ab.

Wir gehen zu den Kämpfern hinüber. Sie stehen um eine Art Informationsschalter herum und bauen einen Paravent vor der Kirche auf. Ein Plakat wird entrollt und aufgehängt. »¿*Qué es la policía ministerial?*« steht darauf geschrieben. Wir fragen uns weniger wer die Typen sind, sondern was sie hier vor der Kirche drei Tage vor Weihnachten veranstalten? Eine Werbekampagne, erklärt man uns. Mithilfe von Broschüren und einem Ausstellungstisch, auf dem alle möglichen Kriegsgeräte und Waffen ausgebreitet sind, wollen sie Sympathie bei der Bevölkerung erwecken.

Ob dieses Konzept aufgeht? Wenn ich mir die Schlagstöcke, Pistolen und Maschinengewehre so aus der Nähe ansehe, bin ich eher skeptisch. Höchstens mit den Handschellen könnte ein gewisser Prozentsatz der Erwachsenen etwas anfangen. Aber mit Gasmasken, Schutzanzügen und kugelsicheren Westen?

Ich lasse mir Informationsmaterial aushändigen und obwohl ich ganz freundlich bin, begegne ich nur Misstrauen. Ein paar der Polizisten stehen wie Schaufensterpuppen in voller Kampfausrüstung neben der Ausstellung. Ich inspiziere sie genau und augenzwinkernd, doch ich kann ihnen kein Lächeln entlocken. Ihre Mienen bleiben unbewegt als hätte ich Schweizer Gardisten vor mir. Langsam beschleicht mich das Gefühl, mich hier mit meinem Gegrinse unbeliebt zu machen. Und lasse meinen Entschluss, ein Foto der Kampftruppe vor dem Krippenidyll zu schießen, doch lieber fallen. Mit denen ist nicht zu spaßen. Und Mexiko ist gefährlich, steht im Reiseführer!

Vivaldi & Strauß

17. Tag, Donnerstag, 22.12.2005

Das harte, schmale Bett, ein Rückfall in Bauchweh und Fieber haben mich auf den Morgen hoffen lassen. Aber die Misere setzt sich fort. Im Hotel nebenan ist noch immer kein Zimmer frei, wir sollen nach zehn Uhr nochmals anfragen. Um diese Zeit müssten wir das jetzige Quartier bereits verlassen haben, damit uns nicht eine weitere Nacht verrechnet wird! Was tun?

Etwas anderes. Die Weiterreise organisieren zum Beispiel. Wir hätten gerne einen Inlandsflug in den tropischen Süden, nach *Palenque*. Gibt es nicht. Nur Busse, die 14 oder 15 Stunden brauchen. Was bleibt uns anderes übrig, als einen Nachtbus zu buchen? Danach warten wir bei *Air Mexicana* eine dreiviertel Stunde um unsere Tickets von *Cancun* nach *Mexico City* zu bestätigen (reconfirmation). Wir erhalten die Flugtickets mit dem lapidaren Hinweis zurück, dass wir dieselbe Prozedur in *Cancun* wiederholen müssten. Nach so vielen Misserfolgen kehren wir ohne viel Hoffnung zum ausgebuchten Hotel zurück. Es ist 10 Minuten vor zehn. Da wird soeben ein Zimmer frei, zwei Gäste müssen überraschend abreisen. Das Blatt hat sich gewendet! Eilig packen wir unsere Sachen, checken aus und frühstücken in der neuen Unterkunft ein zweites Mal, bis das Zimmer fertig geputzt ist.

In der Zwischenzeit haben sich die Wolken verzogen und strahlendes Blau spannt sich über den Gassen. Wir schlendern ziellos durch die Altstadt und fotografieren sämtliche Kirchen. Der Kontrast der Sandsteintürme und gekachelten Kuppeln zur klaren Tiefe des Winterhimmels ist wunderschön. Wenn die Türen offen sind, werfen wir auch einen Blick ins Innere der Gotteshäuser. Meist sind die Altäre schon weihnachtlich geschmückt, obwohl ein zusätzliches Dekor bei den überbordenden Verzierungen an Decken und Wänden völlig überflüssig ist. Die Kirchen strotzen vor Gold und Farbenreichtum. Auch wenn ich mich nicht für Religionen begeistern kann, so bin ich von den sakralen Bauten und deren Interieur in

Mexiko beeindruckt. Selbst unscheinbare Fassaden beherbergen künstlerische Kleinode oder pompöse Altarbauten, die man von außen nie vermutet hätte. Zudem ist alles sehr gepflegt und mit viel Hingabe am Leben erhalten worden. Das sieht man und das spürt man auch. Religion ist für die Mexikaner noch nicht zur lästigen Pflichterfüllung verkommen.

Nach einem gemütlichen Mittagessen und dem Besuch eines Internetcafés schlagen wir eine andere Richtung ein. Wir bummeln durch Ateliers und Ausstellungen, bis wir erneut vor einem Kirchenportal stehen. Das Gotteshaus ist Bestandteil einer Klosteranlage und wirkt mächtiger und beeindruckender als die Kirche vom Stadtzentrum. Nach den obligaten Fotos überlegen wir, ob wir hineingehen sollen, schließlich haben wir heute schon mehr als genug Altäre gesehen. Markus meint, auf einen mehr oder weniger käme es auch nicht an und verschwindet im Dunkel hinter dem Eingangsportal. Nachdem er nicht wieder erscheint, folge ich ihm nach. Ein Orchester stimmt soeben seine Instrumente und dann ist es plötzlich still. Für einen Moment bloß.

Ich bleibe mitten unter dem riesigen Gewölbe des Hauptschiffes stehen. Dann setzt die Musik ein. Vivaldis Frühling erfüllt den Kirchenraum. Wie in Trance begeben sich mich nach vorne, die Klangwolke hüllt mich ein und gibt mir ein Gefühl der Leichtigkeit und des Schwebens. So etwas Schönes hatte ich nicht erwartet. Markus sitzt in der ersten Bankreihe direkt vor dem Orchester. Schweigend rutsche ich neben ihn und schließe die Augen. Wir sind so nahe an den Musikern und den Instrumenten, dass man das Schwingen der Geigen-Töne in der Brust und das Vibrieren der tiefen Schallwellen des Cellos in den Fußsohlen spüren kann. Ein Ganzkörper-Hörerlebnis wird uns zuteil.

Bis der Dirigent den Klang mit einer radikalen Handbewegung zerhackt.

Er richtet ein paar Worte an die Musiker und die letzte Sequenz wird wiederholt. Ein Violin-Spieler verdreht theatralisch die Augen und grinst uns an. Wir müssen lachen, denn er ist auch ohne Grimassen eine lustige Erscheinung. Seine kurzen Füße stecken in abgetragenen Jeans mit umgekrepelten Hosenrohren. Ein hellorangees T-Shirt mit der Aufschrift *Banamex*, der Name einer mexikanischen Bank – leuchtet wie ein Warnsignal. Und die Haare stehen ihm in einer Igelfrisur vom runden Kopf ab. Der Dirigent hat erneut abgebrochen und mahnt zur Aufmerksamkeit und Konzentration. Er folgt dem Blick des Geigers und entdeckt die neuen Zuhörer. Mit einem Kopfnicken grüßt er uns, bevor Vivaldis Sommer beginnt. Die Musik in diesem wunderbaren Ambiente ist ein Genuss und ich könnte mir im Moment nichts Schöneres vorstellen. Bevor der Herbst geprobt wird, gibt es eine kurze Pause und der Dirigent fragt, aus welchem Land wir kämen. Als er Österreich hört, freut er sich und streckt uns die Hand entgegen. Er verspricht, später Stücke aus der Fledermaus von Richard Strauß zu spielen. Wir sollen unbedingt dableiben. Oder noch besser, am Abend zum offiziellen Konzert kommen, dies sei ja schließlich bloß die Generalprobe. Der Sologeiger, ein Profi aus der Hauptstadt, reicht uns ebenfalls die Hand, dann beginnt Vivaldis Herbst. Das *Oaxaca Symphonieorchester* spielt und ich lausche so andächtig wie noch nie in einer Kirche. Bis der Mann im Banamex-Shirt wieder mit seinen Faxen beginnt. Mit dem Violinbogen kratzt er sich am Rücken und zwinkert uns zu. Und verpasst prompt seinen Einsatz zur vierten Jahreszeit, dem Winter.

Während der melancholischen Melodie klettern die einfallenden Sonnenstrahlen allmählich vom Altar über den Tabernakel in die Höhe. Streifen die Nischen mit den Heiligenstatuen und beleuchten schlussendlich den obersten Stern, eine Art goldene Sonne, die unterm Gewölbe hängt. Dann wird das Licht diffuser und überträgt die Farben der bunten Glasfenster auf die Staubteilchen in der Luft. Eine beinahe mystische Stimmung entsteht. Die Probe ist beendet. Nach eineinhalb wundervollen Stunden verabschieden wir uns von den Musikern und treten in den Sonnenuntergang hinaus. Wir fotografieren die Kirche erneut, diesmal ist es jedoch kein touristisches Pflichtprogramm, sondern entspringt vielmehr der Sehnsucht, diese Stimmung festhalten zu wollen.

Ein Blick auf die Uhr holt uns in die hektische Zeit zurück. Ein schnelles Abendessen geht sich noch aus, bevor wir uns duschen und in Schale werfen, um ins Konzert zu gehen. Wir haben zwar fast alles in unseren Rucksäcken dabei, vom dicken Anorak und Kappe bis hin zu Bikini und Schnorchel, aber die feine Abendgarderobe fehlt. Zum Glück haben wir in Mexico City unser Gewand waschen und bügeln lassen, da ist nun schon etwas Ordentliches dabei. Aber mit den Schuhen hapert es. Mit meinem bunten Rock und einem langärmeligen Samtshirt bin ich passabel gekleidet, die Trekkingsandalen sind jedoch wie die Faust aufs Auge. Turnschuhe wären noch schlimmer. Von den Bergschuhen ganz zu schweigen. Was soll's, bei 23 Kilo Reisegepäck kann man sich nicht mehr erwarten.

Wir gehen absichtlich eine Viertel Stunde vor Beginn des Konzerts zur Kirche, um einen guten Platz zu ergattern. Das Gotteshaus ist zum Bersten voll und der Priester zelebriert die Wandlung, während wir versuchen, unauffällig in die vorderen Reihen zu gelangen. Mit unserer Kleidung ziehen wir natürlich die Blicke an und ich kann sie fast körperlich im Rücken spüren. Alle Plätze sind belegt, es gibt keine schnelle Deckung. Nur die erste Bankreihe ist zur Hälfte leer und wir setzen uns erleichtert hin. Gerade rechtzeitig, denn die Kommunion beginnt und die Gläubigen strömen zum Altar. Die Bankreihe hinter uns füllt sich und die Menschen knien nieder. Zwei Frauen stupsen uns in den Rücken und zischen uns etwas zu. Ich verstehe sie nicht. Mit einer erbosten Geste deuten sie auf das Brett zu unseren Füßen: Wir sollen hinknien. Markus bewegt sich nicht, ich rutsche zumindest auf die Bankkante vor, um die Frauen bei der Kommuniionsandacht nicht zu behindern. Doch um das geht es ihnen gar nicht. Sie regen sich vielmehr über unsere mangelnde Teilnahme an der Messe auf. Sie zischen und boxen und werden unangenehm böse. Wenn schon nicht knien, dann sollen wir wenigstens aufstehen. »Get up!«, bellt die eine in Englisch, während sich die andere über unsere Respektlosigkeit empört. Zum Glück geht die Messe endlich weiter, denn die Furien hetzen die ganze Bankreihe gegen uns auf. Noch bevor das Amen gesprochen ist, lassen sie die Katze aus dem Sack: Die erste Bank sei nämlich reserviert und wir müssten vor Konzertbeginn verschwinden. Mit einer deutlichen Handbewegung unterstreichen sie ihre Behauptung. Sie wischen uns regelrecht aus der Bank auf den Gang hinaus. Uns ist schon klar warum. Dann hätten sie die Poleposition fürs Konzert! So schnell geben wir nicht auf. Der Priester blickt ob des Zischens und Geraunes irritiert in unsere Richtung und entlässt dann das Gottesvolk mit einem Segen.

Die Messe ist beendet aber kaum einer bewegt sich. Nur von hinten strömen Menschen auf der Suche nach guten Sitzplätzen nach vorne. Die Furien in unserem Rücken gebärden sich wie wild und wir sitzen inzwischen allein in der ersten Bank. Vielleicht haben sie ja recht? Dann wäre es höchste Zeit von hier zu verschwinden und sich einen anderen Platz zu suchen. In der fünften Reihe gegenüber sehe ich eine Lücke und frage eine aufgetakelte Mexikanerin, ob noch Platz für zwei Personen sei. Nur für eine, deutet sie mir mit dem Daumen, der andere Platz sei reserviert. Ich klemme mich neben sie, Markus lehnt sich einstweilen an die Wand. Vielleicht wird ja noch was frei.

Der Konzertbeginn verzögert sich, im Altarraum wird umgebaut. Meine Sitznachbarin ist ganz nervös und dreht sich ständig um. Sie warte auf den *Padre*, raunt sie mir zu. Der müsse schließlich auch irgendwo sitzen und wenn er käme, würde sie ihm den Platz neben sich anbieten. Zum Glück reicht mein Spanisch nicht aus, um zu bemerken, dass doch viele Priester schwul seien oder zumindest berufsbedingt nicht an Frauen interessiert. Aber vielleicht will die Frau ja nur die Nähe Gottes durch seinen Vermittler spüren, auch wenn sie sich dazu nicht so aufputzen hätte müssen.

Ein Kinderchor hat Aufstellung genommen und die Orchestermusiker betreten den Altarraum. Alle im Frack und kaum mehr wieder zu erkennen. Aber die Igelfrisur und sein schelmisches Grinsen verraten den *Banamex*-Typ. Ich platze fast vor Stolz, als er mir zuwinkt, doch die Frau neben mir ist gar nicht beeindruckt. Sie wartet immer noch auf den *Padre*. Der *Padre* kommt, allerdings aus der Sakristei und lässt sich direkt vor dem Chor auf einen eigens aufgestellten Sessel nieder. Die Enttäuschung meiner Sitznachbarin ist so groß wie meine Freude, denn nun hat Markus neben mir Platz.

Das Konzert beginnt mit *jingle bells* auf Spanisch. Meine Mutter hatte tatsächlich Recht, als sie mir prophezeite, selbst im fernen Mexiko diesem Weihnachtslied nicht entrinnen zu können. Die Kinder liefern sich einen Wettstreit mit dem Orchester und brüllen es nieder. Mit Singen hat das wenig zu tun. Vor lauter Inbrunst vergessen manche der Kleinen offenbar Luft zu holen und ein Junge kippt nach hinten weg. So lautlos, wie er sich aus der Chorreihe verabschiedet hat, so heftig ist sein Aufprall am Fuß der provisorischen Tribüne. Ein kleiner Tumult entsteht, während der singende Rest eifrig um Fortsetzung der *Stillen Nacht* bemüht ist. Aber bald erklingen verschiedene Versionen gleichzeitig und bringen das Orchester völlig aus dem Takt, während Helfer den bewusstlosen Körper unter dem Kistengestell hervorziehen und eilig in die Sakristei schleppen. Der Dirigent fängt mit seinem Taktstock die umherirrenden Stimmen mühsam ein und die Chormitglieder einigen sich wieder auf dieselbe Melodie. Endlich ist dem Elternstolz Genüge getan und Vivaldi darf beginnen. Der Geiger im *Banamex*-Shirt nickt uns zu legt seinen Bogen an. Die zarten Melodien werden von der überfüllten Kirche verschluckt, die Akustik ist leider miserabel. Vielleicht, weil sich die Eltern nun halblaut vergewissern müssen, ob die Nachbareltern den eigenen Spross auch wirklich erkannt haben und umgekehrt.

Der Orchesterdirigent gebärdet sich wie Joe Cocker in seinen besten Zeiten, verrenkt grotesk die Arme und fuchtelt, was das Zeug hält. Vergebens. Die Qualität der Generalprobe bleibt unerreicht. Nach den bekannten Melodien aus der Fledermaus, zu denen sich ganze Bankreihen des Publikums gewiegt hatten, tritt noch einmal der Chor zusammen und schmettert die Bundshymne Mexikos.

Es folgt eine kurze Pause und wir glauben an das Ende der Vorstellung. Da wird ein höchstens 12-jähriges Mädchen in einem blauen Tüllkleid vor den Altar auf ein kleines Podest gehoben. Plötzlich ist es totenstill. Gespannte Erwartung erstickt jedes Geräusch. Hunderte Augenpaare sind auf das Kind gerichtet.

Das Mädchen blickt zur Kirchenkuppel auf und stimmt das *Ave Maria* an. Seine Arme zittern so sehr, dass ich es in der fünften Reihe noch erkennen kann. Mit jedem Ton fasst das Mädchen mehr Mut und Selbstvertrauen und seine Stimme gewinnt an Kraft. Der Mut der Kleinen ist ebenso bewundernswert wie ihr Gesang. Obwohl das kindliche Lungenvolumen sie zwingt, die langen Töne zu unterbrechen, um Luft zu holen, kann sie jedes Mal exakt wieder am letzten Laut ansetzen. Kein Instrument unterstützt sie. Das Mädchen singt ganz allein vor einer zum Bersten gefüllten Kirche. Nicht ohne Folgen. Kaum ist der letzte Ton verklungen, schluchzt eine Frau laut auf und zumindest der weibliche Teil des Publikums fällt erleichtert ein. Niemand muss mehr seine Rührung verbergen, selbst Männer wischen sich die Augen. Schleunigst verlassen wir die Kirche zu und können uns nicht einmal mehr vom Orchester verabschieden.

Besuch eines Methusalems

18. Tag, Freitag, 23.12.2005

Der stundenlange Kirchenbesuch blieb nicht folgenlos. Statt Gottes Gnade hat sich allerdings eine Erkältung in mir breit gemacht. Nun gäbe es in Oaxaca endlich wieder Schwarztee, aber mein Halsweh zwingt mich zu Kamillentee. In kleinen Schlucken. Seit Mexiko City finde ich beinahe Geschmack an dem mir früher so verhassten Getränk. Dieses Land verändert offensichtlich alles.

Nach dem Frühstück muss ich eine Email an Mama absetzen und ihr mitteilen, dass wir zur Kirchgängern und jingle-bell-Hörern mutiert seien. Dass ich Kamillentee mag, verschweige ich. Sonst macht sie sich ernsthafte Sorgen um unseren Gemütszustand.

Oaxaca ist eine angenehme und überschaubare Stadt in den vorgelagerten Hügeln der *Sierra Madre de Oaxaca*. Die Spanier haben den Talboden, der rund 1500 Meter überm Meer liegt, als idealen Standort auserkoren und das aztekische Dorf *Huaxyácac* in eine schicke Kolonialstadt verwandelt. Den Namen hätten sie gleich mit ändern können, denn Nichteingeweihte sprechen ihn sicherlich falsch aus. Man sagt nämlich nicht »oaxsaka«

sondern »o-a-chagga« - am besten mit schweizerdeutschem Akzent: so als müsse man das o und das a *chkräftig* auseinander *chhacken*.

Wir haben uns an die seltsamen Flur- und Dorfnamen schon gewöhnt, die oft mit den Silben *-tepec*, *-tepetl*, *-itla* und *-utla* enden. Lustig sind auch die vielen *-coatls*, und *-coyotls*. Unser Wort Schokolade geht angeblich auf den Gott *Xocoatl*, dem Kakaobohnen geopfert worden sind, zurück. Die *Teken* sind besonders penetrant. Sie begegnen uns überall. *Tolteken*, *Azteken* und *Zapoteken* haben ja hier ihre Berechtigung, aber Bibliotheken, Vinotheken und Apotheken? Waren das nicht die Griechen?

Vielleicht hätten wir uns vor der Reise mehr um die Historie kümmern müssen. Jetzt ist es zu spät. Wir bringen alles durcheinander. Um den geschichtsträchtigen Boden nicht zu beleidigen, sehen wir von einem Besuch des *Monte Alban* ab. Auf diesem Berg, dessen Spitze die Zapoteken einst abtragen ließen, stehen die Überreste ihrer Hauptstadt. Diese Tempelanlagen sind ein »muss« für alle Touristen im Umkreis von hundert Kilometer.

Mit der Unverschämtheit von Geschichtsbanausen lassen wir die alten Steine links liegen und rattern im Bus Richtung *Mitla*. Dort gibt es natürlich ebenfalls sehenswerte Ausgrabungen und Ruinen – wo nicht in Mexiko? -, wir aber sind unterwegs zu einem lebenden Denkmal, welches zu einer Zeit geboren ist, in der der *Monte Alban* gerade von den Zapoteken geköpft wurde. Im jetzigen, wissenschaftlich bescheinigtem Alter von mehr als 2000 Jahren (Schätzungen reichen sogar bis zu 3000 Jahren) hat dieses Lebewesen ein enormes Gewicht erreicht. Mit rund 700 Tonnen ist es die größte lebende Biomasse auf dem Planeten.

Bei der Haltestelle weist uns der Busfahrer den Weg und deutet auf die Baumgruppe, neben der sich eine Kirche duckt. Beim Näherkommen sehen wir jedoch, dass die Kirche groß und stolz zwei Türme in den Himmel streckt, aber trotzdem nicht mit dem eingezäunten Waldstück konkurrieren kann. Dann klärt sich der nächste Irrtum auf. Die grüne Kugel ist weder eine Baumgruppe noch ein kleines Waldstück, sondern ein einziger Baum!

El Árbol del Tule, der Baum von *El Tule*, heißt dieses Monsterding schlicht. Es ist ein Nadelgehölz, eine Zypressenart mit ganz feinen kurzen Nadeln, die eingerollten Blättern gleichen. Aus dem Stamm, der einen Durchmesser von 14 Metern hat, strecken sich Zweige von der Dimension einer Zimmerwand über 40 Meter in die Höhe. Aber es ist nicht einmal so sehr die Höhe, die beeindruckt, sondern vielmehr der Umfang des Stammes. Und somit bin ich bei der letzten Zahl angelangt: 58 Meter beträgt der Umfang. Das mag als Zahl unserem inneren Auge kein echtes Bild vermitteln, aber - werter Leser, addieren Sie die Seitenlängen ihrer Wohnung und Sie werden ebenso staunen wie wir.

Das zarte Grün, in das die monströsen Äste am Ende auslaufen, hängt bis zum Boden herab und bildet eine Glockenform mit eigener Biosphäre. Wie Spitzenvorhänge dämpfen die Nadeln auf das Sonnenlicht und nehmen ihm die gleißende Härte. Die Luft ist durchwoben von Vogelstimmen, helles Gezwitscher mischt sich mit kehligen Rufen.

»Kannst du einen Vogel sehen?«, frage ich Markus, der mit dem Fernglas in die Baumkrone schaut. »Oder hängen da Lautsprecher im Geäst?« Ich bin skeptisch, denn das Pfeifkonzert ist so grandios und gleichzeitig irgendwie überirdisch, dass ich an eine akustische Klanginstallation glaube. Zumal ich keinen einzigen Vogel sehe.

»Da!«, ruft Markus und zeigt mit der Hand in die Holzmasse des Stammes. Ich kann nichts erkennen.

»Nimm das Fernglas und schau auf die Astgabel«, rät er mir daraufhin. Erst jetzt kann ich den Kopf eines brütenden Vogels von der Holzmaserung unterscheiden. Und als hätte mein Auge diese Vorlage gebraucht, entdecke ich plötzlich überall Vogelnerster. In dem Baum wohnen ganze Vogelkolonien unterschiedlicher Arten. Das Zwitschern und Pfeifen ändert sich, je nach Verteilung der Vogelarten, während wir gemächlich den Stamm umrunden. Es ist tatsächlich eine Klanginstallation. Eine natürliche.

Nach drei Runden hat sich das große Staunen etwas gelegt und wir versuchen die Dimensionen des Baumes mit unserer Digitalkamera einzufangen. Allein für den Stamm brauchen wir drei Fotos, aus denen ich ein Panorama zusammensetzen kann. Aber damit haben wir bloß den Abschnitt vom Boden bis zu den ersten Verzweigungen der Äste gespeichert. Die zweite Panoramareihe setzt sich schon aus vier Aufnahmen zusammen und bis wir in der Krone angelangt sind, haben wir vierzehn Bilder gemacht!

»Das wird nichts«, stellt Markus lakonisch fest, und schlägt vor: »Vielleicht sollten wir einen Größenvergleich fotografieren.« Er dirigiert mich an einen geeigneten Platz vor dem Stamm und zeigt mir dann das Ergebnis am Display des Apparates: Eine Frau vor einer Holzwand. Sinnlos. Man müsste mehr Abstand zum Baum halten, aber dann sind die herabhängenden Zweige im Weg.

Wir probieren es mit Filmen. Mehr als ein Ast passt trotz Weitwinkel nicht in den Ausschnitt und sieht dadurch aus wie ein selbständiger Baum. Sobald man zum nächsten Ast wechselt entsteht der Eindruck einer Baumgruppe oder eines kleinen Waldes.

Wir geben auf und beobachten andere Touristen, wie die mit dem Problem umgehen. Die Lösung ist erstaunlich einfach: Sie porträtieren sich. Der Baum dient bloß als Hintergrundfarbe. Bei Ganzkörperaufnahmen stellen sie sich neben das Schild mit den Zahlen und Fakten des Baumes. Der Beweis des »ich war da« ist erbracht und man hat sich in Szene setzen können. Je länger wir den Touristen zuschauen desto deutlicher wird das Verhalten. Egal, ob es Japaner, Amerikaner oder Europäer sind. Man fotografiert sich. Gegenseitig. Einzeln oder in Gruppen. Der Baum, die Natur oder das Bauwerk ist nur Kulisse, der Vorwand zum Bild. Die daraus entstehenden Fotoalben müssen ja wie Spiegel sein, genauso unerbittlich. Denn ehrlich, wer kann schon sagen, dass er sich auf Fotografien schön findet? Das müssen ja Horroralben sein! Markus schließt unsere Beobachtungen mit dem Kommentar ab: »Dazu hätten sie nun wirklich nicht verreisen müssen.«

Wir besuchen ein kleines Lokal und zwängen uns zum Missfallen der Kellnerin auf den schmalen Balkon, um den Schatten des *Árbol del Tule* genießen zu können. *Quesadillas* ist das einzige, womit sie uns aufwarten kann. Diese mit Bohnenpaste gefüllten und mit Käse überbackenen Tortilla-Rouladen, zählen zu unserem Standardessen und sind recht gut. Ein weißer Hund belagert uns. Er hockt unter dem Balkon und sieht unverwandt zu uns herauf. Als die Kellnerin die Teller auf unseren Tisch knallt, springt er erwartungsvoll an der Brüstung hoch. Wir haben zwar selbst Hunger, aber bettelnden Hundeaugen kann man schwer widerstehen. Und so fliegt das erste *Quesadilla*-Stück auf die Straße. Während der Hund den Boden nach weiteren Leckerbissen abschnüffelt, klatscht ihm Markus' Spende auf die Wange.

Schwarze Bohnenpaste klebt nun unterm Hundefaß und lässt ihn wie Charlie Chaplin aussehen. Winselnd bittet der Hund um mehr, während wir ihn auslachen. Zur Wiedergutmachung bekommt er einen weiteren Happen zugeworfen. Der Hund verschätzt sich und beißt in die Holzplanke des Balkons. Er blickt so verdutzt, dass mir vor Lachen Tränen in die Augen schießen. Dafür darf der Hund den Rest meiner *Quesadillas* haben.

Als er weiter bittet, sagt Markus, ich solle dem Hund klarmachen, dass es nichts mehr gäbe. Ich beuge mich zur sabbernden Hundeschnauze hinab und sage auf Spanisch: »Nada mas.« – Nichts mehr. Der Hund lässt augenblicklich vom Balkon ab und trottet gemächlich davon. Jetzt schaue ich so verdutzt, dass Markus laut lachen muss.

»Bist du denn nicht überrascht?«, frage ich ihn.

»Doch«, versichert er mir, »am Erstaunlichsten finde ich, dass er dein Spanisch versteht!«

»Im Gegensatz zu dir kann er wenigstens ein paar Wörter«, entgegne ich erbost.

Die Kellnerin ist so mürrisch, dass wir sie nicht um einen Nachschlag bitten, sondern in einem Kiosk nebenan nach Essbarem stöbern. Ein kleiner mexikanischer Bub steht plötzlich zwischen uns und zupft Markus am Ärmel. Wortlos deutet er dann auf das Vordach, wo in Netzen Bälle aufgehängt sind. Die Verkäuferin brüllt den Buben an und will ihn wegjagen. Das Kind sucht Deckung hinter uns und zeigt erneut zu den Bällen hinauf. Stumm flehen seine Augen. Wir zahlen unsere Süßigkeiten und bitten die Verkäuferin uns einen Ball zu verkaufen. Erbost funkelt sie das Kind an, das nun selbstbewusst aus dem Netz das beste und wahrscheinlich teuerste Stück herausucht. In dem Augenblick, als der Geldschein den Besitzer wechselt, ist der Bub mit seinem Geschenk verschwunden. Ohne jemals ein Wort gesprochen zu haben. Die Verkäuferin schimpft ihm nach, nicht einmal bedankt habe er sich, diese schlechte Jugend und so fort. Ich versteh' zwar nicht alles, aber ich kann es mir denken. Wir verabschieden uns und winken dem Jungen zu, der mit seinen Kumpels auf der angrenzenden Wiese spielt. Ein weißer Hund rennt neben den Kindern her. Er hat einen schwarzen Fleck unterm Auge.

»Man muss keine fremde Sprache können, um zu bekommen was man will«, spielt Markus verschmitzt grinsend auf unseren vorigen Dialog an.

Wir erreichen die Landstraße und halten Ausschau nach einem Bus, den wir zur Rückfahrt stoppen möchten. Ein alter Ford hält neben uns und nimmt eine Mexikanerin auf. Noch bevor die Frau die Türe zugeschlagen hat, stirbt der Motor ab. Der Fahrer probiert ein paar Mal zu starten, vergeblich. Mühsam klettert er hinter dem Lenkrad hervor und versucht das Auto anzuschieben. Allein schafft er das nie, die Straße ist ohne jedes Gefälle und der Mann darf das Steuer nicht loslassen. Ganz erschrocken dreht er sich um, als sich der Ford mit unserer Unterstützung plötzlich beschleunigt. Er will sich bei uns bedanken, aber wir scheuchen ihn ungeduldig hinters Lenkrad. Nach 10 Metern springt der Motor an und der Mann winkt aus dem Fenster.

»Manchmal bekommt man sogar ohne zu wollen«, schließe ich das Thema ab.

Wie zur Bestätigung bleiben in kurzer Folge drei Busse bei uns stehen, doch jedes Mal wenden wir uns desinteressiert ab. Wählerisch wie wir sind, möchten wir ein Fahrzeug in

besserem technischen Zustand abwarten. Wir warten noch lange. Bis wir schließlich resigniert in genau so eine Rostlaube einsteigen, die uns schon eine Stunde früher zurück in die Stadt hätte bringen können.

Jetzt stecken wir im Stau. Nachdem wir für die rund zehn Kilometer fünfzig Minuten gebraucht haben, was sich in diesem Bus dennoch wie eine hohe Geschwindigkeit angefühlt hatte, ist nun Stillstand eingetreten. Eine dreispurige Autobahn verengt sich vor der Stadt und der Schwerverkehr, zu dem wir offensichtlich zählen, kämpft um eine Fahrspur Richtung Busplatz. Eine Weile schauen wir die Stoßstangen vor uns und hinter uns an, dann wird es uns zu blöd. Zu Fuß sind wir sicherlich schneller, denken wir. Vorausgesetzt wir würden wissen, wohin. Der Qualtinger kommt uns in den Sinn, während wir durch die Kolonnen irren: »I hob zwoar ka Ohnung wo i hinfoahr – aber dafür i bin gschwinder duat«.

Schließlich gelangen wir zum Marktplatz, der sich in der Nähe der Buszentrale befindet. Seit Mexiko City hat meine Lust durch einen Markt zu bummeln deutlich abgenommen. Aber bei der Wahl zwischen Blechlawinen oder Menschengedränge, entscheiden wir zugunsten des Marktes. Zum Glück. Denn zwischen den Gemüseständen und Obstpyramiden herrscht momentan Flaute. Wir können in aller Ruhe die unbekannteren Sorten betrachten, fotografieren und angreifen, wenn niemand herschaut.

Eine Gurke hat es uns besonders angetan: Die grasgrüne Frucht ist von spärlichen Stacheln überzogen und an der sonst runden Unterseite ist die Haut in einer Längsfalte nach innen gestülpt. Wie ein böse zusammengekniffener Mund in einem unrasierten Gesicht. Wenn die Gurken verkehrt herum liegen, grinsen sie blöde. Es gibt auch weibliche – haarlose – Varianten. Die erinnern an Gesichtern von alten Frauen, die ihr Gebiss im Wasserglas vergessen haben.

Neben den Gurken türmen sich Karotten, Zwiebeln und viele unbekannte Knollen, bei denen man nicht weiß, ob sie zum Obst oder zum Gemüse zählen. Die Warenberge gehen nahtlos ineinander über. Erdbeeren, Süßholz, Rosinen, frische Feigen und Ananas. Durch Kräuterreihen und Spinatblätter getrennt von Orangen, Mangos und Papayas. Die Vielfalt ist überwältigend.

Mit schweren Nylontaschen voller Früchte kehren wir ins Hotel zurück. Meine Halswehakterien sollen vor so vielen Vitaminen wie der Teufel vor dem Weihwasser zurück weichen. Nach dem Fruchtsalatgenuss ist allerdings auch meine Stimme weg und die Bakterien haben sich mit ihr in den Gehörgängen verschanzt. Dort wispert und pfeift es jetzt umso mehr. Vielleicht ist es ein Glück, dass mir der Kamillentee schon fast zu den Ohren herauskommt. Den Bakterien soll das Wasser ruhig bis zum Hals stehen!

Die Nacht der Radieschen

Nach einer erholsamen Stunde Schlaf verlassen wir unser Hotel und gehen auf der Suche nach einem Restaurant Richtung Zentrum. Am Kirchplatz ist die Hölle los. Hat die Polizei Verstärkung für ihre Werbekampagne bekommen? Wir quetschen uns durch dichte Menschenreihen bis uns eine Absperrung am Weiterkommen hindert. Oder besser gesagt, zum Klettern zwingt. Dann stehen wir auf einem Holzsteg, der in gut einem halben Meter Höhe den Kirchplatz umschließt. Im so geschaffenen Innenraum reiht sich ein Ausstellungstisch an den anderen, beäugt vom Zuschauerstrom, der unablässig auf dem Holzsteg kreist.

Beim Anblick der Schaustücke kapiere ich endlich, was uns das englische Paar, das wir in Creel getroffen haben, als Tipp für Oaxaca erklären wollten. Sie sprachen von einer *religiösen Gemüseausstellung*, die jährlich am 23. Dezember abgehalten wird. Ich konnte mir beim besten Willen nichts darunter vorstellen und war überzeugt, es müsse sich um ein sprachliches Missverständnis handeln. Die Engländer nahmen daraufhin ihre Hände zu Hilfe, er deutete eine längliche, typisch männliche Form an, seine Frau formte hingegen kleine Kugeln in die Luft. Offensichtlich gab es da geschlechtsspezifische Wahrnehmungsunterschiede. Einig waren sich die Engländer beim Geschmack: Scharf sei das Gemüse und es käme in kleineren Varianten auch in Europa vor. Auch als Salat könne man es essen. Ich begriff nicht.

Und jetzt stehe ich vor Radieschen. Vor einer biblischen Welt aus lauter Radieschen.

»Schau dir das an!«, möchte ich laut zu Markus rufen. Aber meine in Geiselhaft befindliche Stimme versagt und Markus starrt ohnehin schon lange auf das Gemüsebouquet der etwas anderen Art.

Wie kann jemand aus diesen roten Wurzeln derartige Kunstwerke schnitzen?

Vor mir erhebt sich der Hügel Golgatha. Auf einem Radieschenkreuz hängt eine schneeweiße Christusfigur mit schmerzverzerrtem Gesicht. Reste der roten Radieschenrinde bilden den Lendenschurz und die blutenden Wundmale auf dem geschälten Wurzelkörper. Maria, aus einer gekrümmten Knolle gearbeitet, kniet weinend davor, während römische Soldaten den Mantel aus schrumpeliger Radieschenrinde teilen. Sogar winzige Würfelchen liegen daneben im Moos.

Am nächsten Tisch baut ein Mexikaner eine Krippe auf. Die Rückwand aus Radieschenziegel reicht ihm bis zur Hüfte. Vorsichtig platziert er weißgelockte Schafe und in rote Mäntel gehüllte Hirten um das Jesuskind. Die Ornamente an den Gewändern der heiligen drei Könige müssen mit Hilfe einer Lupe geschnitzt worden sein, ebenso die feinen Gesichter, in denen man Gefühlsregungen ablesen kann.

Nichts ist mit zusätzlicher Farbe aufgepeppt, es gibt nur weiß und rot. Soweit wir erkennen können, dürfen große Werkstücke mit Hilfe von Zahnstochern zusammengesetzt werden. Die

Radieschenausstellung ist eigentlich ein Wettbewerb, auf jedem Stand hängt eine Tafel mit dem Namen und Herkunftsort des Künstlers, sowie eine fortlaufende Nummer. Eine Jury hat die schwere Aufgabe aus den über 100 Ständen die besten Arbeiten auszuwählen.

Ans Ende der biblischen Radieschenszenen reihen sich Kunstwerke aus Maisblättern: Musikbands mit detailgetreuen Instrumenten spielen auf und Tanzende lassen die Maisröcke wirbeln. Vierzig Figürchen finden im Innenhof einer mit Maisblattstückchen verzierten Schuhschachtel Platz.

Das Wort *Kleinkunst* bekommt da plötzlich eine andere Bedeutung. Markus findet *Nanotechnik* passender. Jedenfalls ist dies die skurrilste und schönste Gemüseausstellung, die wir je gesehen haben.

Wir verlassen den Holzsteg hinter dem 101. Stand und wollen zu den ersten zehn, die uns durch unsere Abkürzung über die Absperrung entgangen sind. Doch am offiziellen Eingang staut sich eine Menschenschlange. In geordneter Zweierreihe warten die Zuschauer auf Zutritt zum Holzsteg, auf dem sich der Strom der Begeisterten nur im Zeitlupentempo bewegt. Wir blicken uns um und suchen das Ende der Warteschlange. Vergeblich. Nach rund Hundert Metern knickt die Schlange in eine Nebengasse ein und setzt sich dort endlos fort.

In diesem Fall verzichten wir auf weitere Radieschenbetrachtungen und gehen zum Abendessen.

Spät in der Nacht ehrt ein Feuerwerk die Sieger der *Noche de Rábanos*. Wir verdauen das Gemüse bereits.

Weihnachten – jenseits von Kitsch & Klischee

19. Tag, Samstag, 24.12.2005

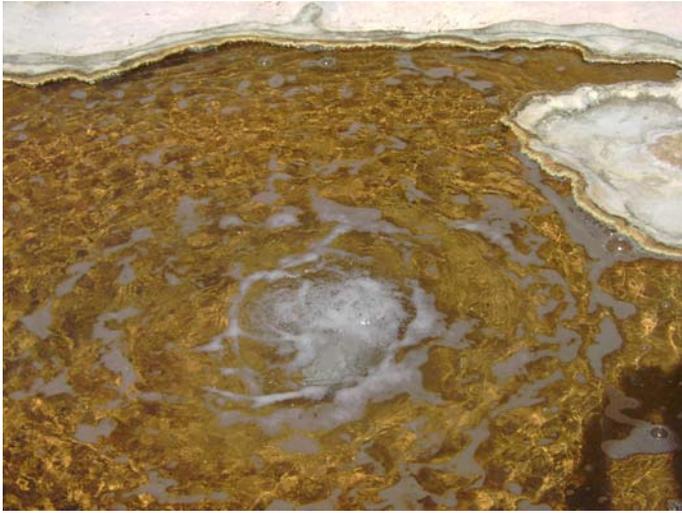
In der morgendlichen Dunkelheit höre ich ein entferntes Piepsen. Mein Kopf scheint dick in Watte verpackt, im Innenohr treffen die Töne wie feine Nadelstiche auf. Erschreckt denke ich an einen neuerlichen Hörsturz und richte mich im Bett auf. Dabei rutscht mir die Kappe vom Kopf und der elektronische Wecker ist plötzlich klar und deutlich wie eh und je. Als vorbeugende Maßnahme und wegen der Ohrenscherzen nehme ich ein paar Kügelchen Mercereum, der homöopathischen Arznei, die mir vor Urlaubsantritt so geholfen hatte.

Um sieben Uhr früh eilen wir zum Busplatz für die Linien zweiter Klasse. Im Gegensatz zu den Terminals erster Klasse für den Fernverkehr gibt es hier keine elektronischen Anzeigetafeln, keine computerunterstützte Ticketausgabe und niemanden, der englisch spricht. Dafür ist der Andrang umso größer. Gestern wollten wir Sitzplätze reservieren lassen. Aber bei Reisenden zweiter Klasse ist so etwas nicht üblich. Irgendwie findet man schon Platz, sonst fährt man



Eine Mineralquelle thront auf dem steinernen Wasserfall





Hierve El Agua bei Oaxaca



halt am nächsten Tag. Da wir uns weder auf das irgendwie noch auf einen anderen Tag einlassen wollten, betreten wir nun eine dreiviertel Stunde vor der Abfahrt das Terminal.

Als hätte der Mann bereits auf uns gewartet, stürmt er auf uns zu und fragt: »Herve el Agua?« Sieht man uns das Reiseziel an, oder fahren Ausländer prinzipiell nur zu dieser Destination? Hilfsbereit bahnt uns der Mexikaner einen Weg durch die Menge und bringt uns zu einem leeren Bus. Er bedeutet uns zu warten, bis das Putzteam mit der Arbeit fertig ist und danach einzusteigen. Guter Tipp. Denn obwohl das Gefährt nur von außen gewaschen wird, spritzt das Seifenwasser durch die Rostlöcher quer über die Sitzreihen hinweg.

Während ich warte, sieht sich Markus nach einer Alternative um. Vielleicht fährt ein anderer Bus dieselbe Strecke? Ein etwas besserer Bus? Schlechter kann er nicht sein. Dieses Vehikel, welches vor unseren Augen mit Hingabe geschrubbt wird, sieht aus, als hätte es die letzten zehn Jahre auf einem Autofriedhof zugebracht und sei dort ausgeschlachtet worden. Armaturen, Verkleidungen, alles nicht essentiell Notwendige wie das Lenkrad oder der Schaltknüppel wurden abmontiert. Anstelle der Bodenplatte befindet sich ein löchriges Blech mit Aussicht auf den Parkplatzschotter. Verschiedene Seilzüge hinter der Windschutzscheibe ermöglichen das Betätigen der Hupe und der Scheibenwischer, eine Metallstange dient als Türöffner.

Fahrgäste müssen sich in Sitzbänke zwängen, deren Eisengestelle mit Schaumstoffresten beklebt sind. Ich suche mir die dicksten Polsterflocken aus und möchte Probe sitzen. Aber meine Knie stehen an der vorderen Bank an, für europäische Oberschenkel ist kein Platz. Es bleibt uns nur die erste Bank rechts des Fahrers. Im Vergleich zu ihm sitzen wir ja komfortabel, stellen wir mit einem Blick hinter das Lenkrad fest. Kaum zu glauben, aber da steht ein Campingstuhl, wie er sonst nur bei Strandrestaurants zu finden ist. Mit überkreuzten, zwischen einem Metallrahmen gespannten Plastikschnüren, die eine Sitzfläche bilden. Vorausgesetzt, es sind genügend Bänder vorhanden. Und – weitere Voraussetzung – die Spannung stimmt. Beides trifft bei diesem Stuhl nicht zu. Ein Drittel der Schnüre ist gerissen, der Rest hängt unterschiedlich schlaff und ausgeleiert durch. Während wir das Ding zum Beweis für die Daheimgebliebenen fotografieren steigt der Fahrer ein. Sein Leibesumfang ist beträchtlich und offensichtlich kann er mit der Fülle seines Sitzfleisches das Fehlen der Schnüre ausgleichen. Er lacht jedenfalls gutgelaunt, obwohl insgesamt fünf Stunden Fahrzeit vor ihm liegen.

Sein Kollege, der uns vorhin so hilfsbereit zum Bus gebracht hatte, schleppt drei weitere Fahrgäste an. Zum Glück sind es einheimische Touristen, deren kurze Knochen sich problemlos hinter den Sitzbänken verstauen lassen. Während wir aus dem Terminal rumpeln, brüllt der Fahrtbegleiter »Mitla« und »Herve el Agua« aus der offenen Tür, um zusätzliche Passagiere anzulocken. Aber anstelle von Menschen dringen bloß dichte Staubwolken in den Bus herein.

Hustend will der Mexikaner die Tür schließen. Vergeblich. Er bemüht sich den verzogenen Rahmen durch sein Körpergewicht gerade zu biegen, aber es gelingt ihm nicht. Währenddessen versucht der Fahrer einen anderen Gang einzulegen. Das Getriebe kreischt

auf, Zahnräder verbeißen sich kurz und lassen dann erschöpft voneinander ab. Wir rollen im Leerlauf. Vehement reißt der Fahrer am Knüppel, sein Kollege unterstützt den Schaltvorgang mit einem gezielten Fußtritt, muss dafür jedoch die Tür freigeben; der Gang ist endlich drin, aber der Straßenstaub auch. Mit einem Hecht ist der Mexikaner wieder bei der Tür und dankt unseren Applaus für die kabarettistische Einlage mit einem gequälten Grinsen. Margerito heißt er übrigens. Reisebegleiter, Kassier, Türhalter und Komiker in einer Person.

Als er unseren Rucksack im Gepäcknetz entdeckt, zieht er eine entsetzte Grimasse und deutet uns, den Rucksack auf den Schoß zu nehmen und festzuhalten. Wir schütteln den Kopf. Der Platz reicht ja kaum für uns zwei! Margerito lässt nicht locker. Er glaubt, dass wir sein Spanisch nicht verstehen und beginnt eine Pantomime aufzuführen, bis alle Passagiere vor Lachen brüllen. Mit ernster Miene spielt er einen Dieb, der sich verstoßen im Bus umsieht. Mit einer Hand packt er mich am Kinn, dreht mein Gesicht zur Scheibe und deutet auf die vorbei fliegende Landschaft. Als ich den Kopf wieder ihm zuwenden will, wiederholt er die Szene mit Nachdruck. Ich muss zum Gaudium der Fahrgäste mitspielen. Aus den Augenwinkeln beobachte ich den Mexikaner, wie er mit einem schnellen Griff den Rucksack packt und aus dem Netz reißen will. Es gelingt ihm nicht. Vorsichtigerweise habe ich nämlich die Riemen des Rucksacks an der Stange des Gepäcknetzes befestigt. Damit Taschendiebe, wie Margerito einen mimt, keine Chance haben. Anerkennend klopft er mir auf die Schulter. Aber der Rucksack muss trotzdem runter. Margerito besteht darauf und duldet keine Widerrede. Mit flinken Handbewegungen deutet der Mexikaner einen bewaffneten Dieb an, der mit einem Messerschnitt die Riemen durchtrennt. Ich gebe mich geschlagen und Margerito begräbt unser Gepäck unter seiner Jacke direkt hinterm Fahrersitz.

Dann zieht er einen ölverschmierten Streifen Schaumgummi aus einer Ablage hervor und beginnt ihn mit einem Taschenmesser zu halbieren. Wir vermuten eine Fortsetzung der Pantomime, doch Margerito meint es ernst. Er will die verdammte Tür dichten, durch die unablässig Sand eindringt, der sich auf dem Blechboden zu interessanten Mustern vibriert. Entweder ist das Messer stumpf oder der Schaumstoff zäh. Jedenfalls sieht das Produkt Margeritos Mühe unbrauchbar zerfleddert aus. Das hält den Mexikaner nicht von seiner Absicht ab. Von irgendwo unter den Sitzreihen zaubert er eine Büchse Klebstoff hervor, öffnet sie mit dem Taschenmesser und blickt sich suchend im Bus um.

Musikkassetten.

Die braucht er jetzt.

Mit einem abgebrochenen Teil der Kunststoffhülle streicht Margerito den leimartigen Kleister auf den Türrahmen und presst die Schaumgummistreifen an. Triumphierend leuchten seine Augen auf. Er lässt die Tür los und die Dichtung fällt in den Sand, als wäre nie Klebstoff im Spiel gewesen. Margerito wiederholt den Vorgang und drückt die Dichtung ein paar Minuten länger an den Rahmen, während der Triumph in seinen Augen etwas verblasst. Vorsichtig löst er seine Finger, der Schaumstoff quillt zu seinem ursprünglichen Volumen auf und verabschiedet sich beim nächsten Schlagloch von der Tür. Einen Fluch zum Fahrer schickend beeilt sich Margerito die Dichtung aus dem Dreck zu holen. Wieder irrt sein Blick suchend durch den Bus und bleibt diesmal an zwei Holzprügeln hängen, die im hinteren Teil des

Busses herumliegen. Margerito pickt die Dichtung geduldig ein drittes Mal auf den wahrscheinlich schon trockenen Klebstoff und klemmt die beiden Rahmen der Flügeltür mit den Hölzern aufeinander. Jetzt kann kein Sand mehr eindringen. Zufrieden lehnt sich Margerito zurück und schabt mit dem Messer seine verklebten Finger sauber.

Der Fahrer verlangsamt sein Tempo und steuert auf eine Gruppe Wartender am Straßenrand zu. Margerito springt entsetzt auf und versucht dem Fahrer klar zu machen, dass jetzt nichts mehr durch die Tür reinkommt. Kein Staub, aber auch kein Passagier! Der Bus hält und Margerito stellt sich schützend vor die Tür. Stoisch lässt er sich vom Fahrer beschimpfen. Die Menschen draußen verstehen die Aktion nicht und trommeln erzürnt an den Bus. Bevor der Streit ausarten kann, schlurft ein Mexikaner aus den hinteren Sitzreihen nach vorne. Er will aussteigen. Margerito muss kapitulieren. Mit einem Seufzer entfernt er die Verstrebung, die Tür schwingt auf, die Dichtung fällt auf die Straße und wird von den Füßen der Passagiere in den Dreck getreten.

Ende der lustigen Vorstellung mexikanischer Improvisationskunst, die uns eine Stunde Fahrt versüßt hatte.

Auf Margerito kommen jetzt ohnehin andere Aufgaben zu. Wir sind beim letzten Dorf angelangt und rumpeln zwischen palisadenartigen Kakteenzäunen an jedem einzelnen der zehn Häuser vorbei. Die Menschen stehen vor der Tür und winken. Offenbar sind der Busfahrer und Margerito hier sehr beliebt. Sie hupen und heben die Hand zum Gruß, bevor das Dorf in einer Staubwolke untergeht.

Die letzten Asphaltreste liegen hinter uns. Vor uns wartet eine Bergstraße. Sie muss sich ein wenig gedulden, bis der Fahrer endlich den Kriechgang eingelegt und Margerito Stellung bezogen hat. Jetzt ist uns klar, weshalb für den Betrieb dieser Buslinie zwei Menschen nötig sind: Margerito sitzt hinter dem Fahrer und fixiert mit dem rechten ausgestreckten Bein den Schalthebel in seiner momentanen Position. Der Busmotor röhrt auf und wir stürmen den Berg. Nach zwanzig Metern ist der Schwung verloren, der Geschwindigkeitsrausch an der ersten Serie Bodenwellen zerbrochen. Der Sand im Businneren vibriert kniehoch über dem Blechboden. Zwei Wassereimer hüpfen Tropfen spritzend nach hinten. Als Margerito ihre Wanderung stoppen will, rutscht sein Fuß vom Schalthebel ab und der Motor heult im Leerlauf auf. Zum Glück funktionieren die Bremsen und wir rollen nur eine Schrecksekunde lang rückwärts bergab. Der Fahrer flucht und Margerito spannt sofort wieder seinen Körper zwischen Sitzlehne und Schalthebel.

Wir nähern uns der ersten Serpentine. Um nur ja keinen Schwung zu verlieren, kurbelt der Fahrer in Windeseile das Lenkrad x-mal herum, die Karosserie ächzt, die Reifen driften über den groben Schotter, der Staub erreicht Hüfthöhe. Ralleyfahren mit einem öffentlichen Linienbus! Wir versuchen den Wahnsinn mit der Digitalkamera zu filmen. Margerito ruft uns ein fröhliches »Felize Navidad!« in die Linse und will wissen wie man das heutige Fest in unserer Sprache nennt.

»Frohe Weihnachten!«, brülle ich ihm ins Ohr, aber der Lärm des Busses verschluckt ein paar Silben.

»Olle Ei-Nacht?«, schreit Margerito fragend zurück.

Ich korrigiere ihn, bis seine Version die annähernd richtige Bedeutung gewinnt und sich meine Stimmbänder erschöpft haben. So laut und wiederholt wurde noch nie jemand von mir mit »Frohe Weihnachten« bombardiert.

Endlich erreichen wir den höchsten Punkt unserer Reise. Dem Fahrer rinnt der Schweiß in dunklen Bahnen vom staubigen Gesicht. Margerito beugt vorsichtig seinen Fuß ab und reibt sein Knie mit schmerzverzerrter Miene. Dann steht er auf und geht die halbleeren Wassereimer holen. Der Lärm ist erträglicher geworden und ich höre, wie Margerito zu den mexikanischen Passagieren hinter uns stolz »Rohe Heiwacht« sagt.

Eine halbe Stunde später verabschiedet Margerito jeden Aussteigenden mit: »Aff Uidsähn«. Wir sind da. Die Straße endet in einem Parkplatz. Margerito und der Fahrer steuern auf einen Kiosk zu und schicken uns mit einer Handbewegung in die andere Richtung.

Zwischen Kakteen und stacheliger Pampa folgen wir dem breitesten der Trampelpfade, die das staubtrockene Gelände wie ein Netz überziehen. Die Gegend sieht nicht nach einem Quellgebiet aus. *Hierve el Agua* bedeutet übersetzt *kochendes Wasser*. Was allerdings weniger mit der Wassertemperatur zusammenhängt, als vielmehr mit den blubbernden Gasblasen, mit denen die Mineralquelle aus dem Boden tritt. Wir sind sehr gespannt auf diese Stätte, die bereits von Indianern vor mehr als 3000 Jahren verehrt und genutzt worden ist.

Der Pfad hält auf eine Geländestufe zu, die wie eine weiße Marmortreppe aus der Bergflanke hervorspringt. Als wir das das eigenartige Gebilde erreichen, öffnet sich uns ein grandioser Ausblick von überwältigender Schönheit: Aus der Quelle, die sich ein kupferrotes Loch in das Weiß der Umgebung gefressen hat, sprudelt glasklares Wasser hervor, benetzt das Plateau und bringt die Farben der verschiedenen Mineralien zum Leuchten. Ein Wall aus ockerfarbigem Sintergestein staut das Wasser zu einem See. Im flachen Uferbereich schimmert der weiße Untergrund und verwandelt das Wasser in Milch, in die sich mit zunehmender Tiefe das Blau des Himmels mischt und ein sattes Türkis erzeugt. Dahinter ist nur Luft. Die Tiefe des Tales und die Schatten der Berge am Gegenhang. Und ein einziger Baum.

Er ragt direkt an der Sinterterrasse empor und streckt seine kahlen, knotigen Äste in den Himmel. Das tote, bizarre Holz ist wie von Künstlerhand geschaffen und erhebt den Charakter dieser Landschaft ins Surreale. Als wir nach ein paar Minuten des Staunens den Fotoapparat zücken, entsteht über dem Gipfel der anderen Talseite eine Wolke. Die einzige am Himmel. Ein leuchtender Wattebausch in perfekter Komposition zum See und dem pittoresken Baum im Vordergrund. Wir sitzen da wie vor einem Gemälde.

Nicht einmal die paar Mexikaner, die mit uns hergefahren waren und jetzt plötzlich das Gelände bevölkern, stören den Eindruck. Sie ermuntern uns vielmehr, nicht bloß staunende Betrachter zu bleiben, sondern in das Bild einzutreten.

Sofort holen wir uns nasse Füße. Das Wasser ist so klar, dass es unsichtbare Lacken und Tümpel bilden kann, in die wir aus Versehen hinein treten. Der Boden besteht aus lauter

kleinen Pools; Sinterterrassen in Miniaturform. Durch das langsame Fließen werden die im Quellwasser enthaltenen Mineralstoffe vornezu abgelagert. Es bilden sich Barrieren, die das Wasser stauen, zurückhalten und über Stufen zwingen. Kleine Seen sind die Folge, deren Begrenzungsmauern durch das beständige Überlaufen immer weiter wachsen und nach Jahrtausenden schließlich diesen großen Pool hervorgebracht haben, in dem man sogar schwimmen könnte. Wir haben zu diesem Zweck sogar das Badezeug dabei, aber irgendwie schrecken wir davor zurück, die unberührte Schönheit des Wasserspiegels zu zerstören.

Nachdem wir uns vergewissert haben, dass der tote Baum nicht von einem Künstler aufgestellt worden ist, sondern tatsächlich an seinem Platz gewachsen ist, gehen wir zum Rand des Plateaus vor. Das Gelände bricht an der Kante unmittelbar ab. Offenbar stehen wir auf einem Überhang, denn erst rund 70 Meter unter uns setzt sich die Landschaft fort. Das macht uns neugierig und wir folgen einem Pfad, der laut Reiseführer um das gesamte Quellgebiet herum führt. Durch Dornengestrüpp und Kakteen geht es steil bergab, bis wir am Fuß eines unglaublichen Wasserfalls stehen. Die Flüssigkeit ist zu Stein erstarrt. Als wären die Wassermassen in einem einzigen Augenblick eingefroren worden. Obwohl die Tropfsteine das Werk von Jahrtausenden sind, wirken sie, als hätte jemand die Zeit plötzlich angehalten und die glitzernde Flüssigkeit im Fall gestoppt.

Die Tropfen erreichen den Boden nicht, sie blitzen an den unteren Enden der Felsnadeln und Rippen auf, bevor sie in der Sonne verdunsten und dem gigantischen Bauwerk ihre mineralischen Inhaltsstoffe hinterlassen. Den steinernen Wasserfall durchziehen schwefelgelbe Strähnen, rote Krusten kleben an Vorsprüngen und manch eine Rippe scheint zu rosten.

Wir queren das Gelände am Fuß des Überhanges und gelangen in flacheres Terrain. Hier formte die Quelle stufenförmige Kaskaden. Die Tropfsteine hängen wie Gardinenspitzen von Vorsprüngen herab und bilden zu ihren Füßen kleine Hügel, die aussehen, als hätte man sie Schicht für Schicht mit flüssigem Wachs beträufelt.

Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns nieder. Wir beeilen uns, wieder auf das Plateau hinaufzusteigen. Der Gedanke an den türkisfarbenen See treibt uns an. Markus ist schneller. Er steht schon in der Badehose da, während ich noch keuchend versuche, genügend Luft durch meine verschleimten Atemwege zu pumpen. Soll ich in meinem Zustand baden? Das Wasser ist kalt, es hat höchstens 20° Grad und ein frischer Wind weht.

Von Markus' Körper ausgehende Kreise brechen den türkisfarbenen Spiegel, eilen voraus, werden vom Poolrand zurückgeworfen und begegnen Markus auf halber Strecke. Ich fotografiere ihn, bis er den Beckenrand erreicht hat und schlüpfe in den Bikini. Erkältung hin oder her, ich muss ebenfalls ganz in die Schönheit dieses Ortes eintauchen.

Das Erlebnis ist einmalig. Man schwimmt von Milchweiß ins Türkis auf die Berge der anderen Talseite zu. Das Ende der grenzenlosen Wasserfläche wird nur von dem toten Baum angezeigt, der mahnend seine Finger in den Himmel reckt.

Am Beckenrand rastend, muss ich an Zuhause denken. Dort versammeln sie sich jetzt vor dem Christbaum und reißen Geschenkpapiere auf.

Mich fröstelt.

Mit Kappe und Schal dick verpackt kehren wir zum Parkplatz zurück. Alle Passagiere sitzen schon im Bus, der sich in der Sonne wie ein Backofen aufheizt, und Margerito deutet vorwurfsvoll auf seine Armbanduhr.

Wir wissen, dass wir rund zwanzig Minuten Verspätung haben und heucheln ein schlechtes Gewissen. Insgeheim bereuen wir keine Sekunde der Stille und Einsamkeit, die wir am Pool genießen konnten, nachdem die letzten Touristen hastig in Richtung Busplatz aufgebrochen waren. Wir ahnten ja nicht, dass Margerito in der Hoffnung auf eine baldige Abfahrt die Passagiere ein- aber nicht mehr aussteigen ließ. So köchelten sie auf den unbequemen Sitzbänken vor sich hin und starren uns jetzt entsprechend böse an. Der Bus rumpelt los und der Fahrtwind kühlt die erhitzten Gemüter ab.

Margerito stellt uns den Fahrer Eduardo vor und fragt nach unseren Namen. An *Markus* finden sie nichts Außergewöhnliches, aber bei *Martina* brechen die beiden in schallendes Gelächter aus. Ich kann mir ihre Heiterkeit beim besten Willen nicht erklären und setze ein ratloses Gesicht auf. Zur Erklärung beginnt Eduardo hinter dem Steuer zu singen. Ich verstehe kein Wort, aber im Text wiederholt sich mein Name. Eduardo steigert sich in den Gesang hinein und improvisiert immer neue Strophen. Mit ausdrucksvollen Gesten, wie zum Beispiel gefaltete Hände unter dem zum Schlafen geneigten Kopf, vermittelt Margerito den Textinhalt für die Fahrgäste im hinteren Teil des Busses und die Mexikaner brüllen vor Lachen. Es muss sich um ein recht deftiges Liebeslied handeln, Margerito grinst ein- und nicht zweideutig. Eduardo läuft zur Höchstform auf, er brüllt sein Lied mit solcher Inbrunst, dass Margerito seine Pantomime einstellen muss. Lachtränen laufen über sein Gesicht, während er mir beschwichtigend die Schulter tätschelt. Es mag gut sein, dass ich den Text nicht verstehe. Als Eduardo endlich fertig ist, wischt sich Margerito die Augen trocken, streckt mir zur Versöhnung die Hand hin und wünscht: »Felize Navidad«.

Als wir zwei Stunden später in Oaxaca im Busterminal ankommen, gibt es zum Abschied Händeschütteln und Umarmungen von Busfahrer und seinem Begleiter. Eduardo und Margerito winken uns nach und ich denke schmunzelnd an die Warnungen im Reiseführer vor der Benützung öffentlicher Verkehrsmittel in Mexiko.

Im Obstmarkt decken wir uns mit Papayas und Limetten ein und stillen unseren Vitaminbedarf, während im Computershop unsere digitalen Fotos auf eine CD gebrannt werden. Mittlerweile haben wir es auf 860 Aufnahmen gebracht! Das ist der Fluch der Digitalkamera - wie können wir diese Bilderflut je verwerten?

Zum Heiligen Abend dinieren wir beim Italiener. Gönnen uns eine feine Spinatlasagne, ein Gläschen Rotwein und sind dann leider satt. Trotzdem bestellen wir Karamellpudding zum Nachtisch, um den Satz aus dem Spanisch-für-Anfänger-Kurs anzubringen: »Un flan, por favour«. *Flan* klingt in den Ohren so weich, wie er auf der Zunge zergeht. Ein Wort zum Genießen. Was man von *Pudding* nicht behaupten kann.

Reise in den tropischen Süden

20. Tag, Sonntag, 25.12.2005

War es der *Flan*, der Wein oder die Papaya? Irgendetwas rebellierte gestern Abend in meinen Gedärmen und beendete das romantische Banksitzen im Park ziemlich dramatisch. In der Nacht litt ich an Bauchschmerzen, aber der Durchfall war zum Glück wieder vorbei.

Heute ist unser letzter Tag in Oaxaca, abends werden wir mit dem Nachtbus in den tropischen Süden Mexikos reisen. Bis dahin können wir die Zeit verbummeln. Den botanischen Garten hätten wir gerne besucht, aber am Christtag ist alles geschlossen.

Im Park vor der Kirche spielt ein Orchester *Rhapsodie in Blue* und Kinder werfen schlauchartige Luftballons in die Kakteen. Bei jedem Knall fließen Tränen und die Ballonverkäufer machen einen gewaltigen Umsatz. Manche Väter verlieren die Geduld nicht so schnell wie die Gummischläuche die Luft. Sie binden die Würste einfach an einer anderen Stelle ab und blasen das verkürzte Ding selbst wieder auf. Markus kommt einem Mann zu Hilfe, bevor dieser nach dem fünften Leck die Luftwurst auf dreißig Zentimeter Länge amputiert. Das weinende Mädchen steht wartend vor seinem Vater und Markus. Die beiden Männer bemühen sich, alle Löcher im Gummischlauch mit unserem Tesaband abzukleben. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Die rote Luftballonwurst ist mit zahlreichen weißen Kreuzen beklebt, prall aufgeblasen wie nie zuvor und hebt sich markant aus den 0815-Ballons der anderen Kinder ab. Der Vater dankt Markus und wundert sich wohl, was Touristen in ihren Taschen so mit sich führen. Er kann nicht wissen, dass wir das Tesaband für die nächtliche Busfahrt eingesteckt haben, um damit die Düsen der Aircondition abkleben zu können. Meist lässt sich die Klimaanlage nämlich nicht abschalten und es gehört in Mexiko – wie auch in anderen armen Ländern – zum Prestige, eine funktionierende Kühlanlage zu besitzen. Und um zu beweisen, was die leisten kann, herrschen in den Luxusbussen oftmals Temperaturen wie in einem Gefrierschrank.

Mit Einsetzen der Dämmerung fahren wir aus Oaxaca ab. In dem modernen Fernreisebus lassen sich die Sitze zwar ein Stück weit nach hinten klappen, aber zum Schlafen reicht mir das nicht. Ich muss liegen. Hinten im Bus entdecke ich eine freie Sitzreihe und lege mich quer über die zwei Stühle. Kaum habe ich es mir auf dem beengten Raum halbwegs bequem eingerichtet, als ich das Gefühl habe, Kopf zu stehen. Kurz darauf neigt sich der Bus in eine andere Kurve und mein Magen sackt Richtung Beine ab. Ich konzentriere mich aufs Atmen, das kann ja schließlich nicht lange so gehen. Es kann. Die Kurvenstraße nimmt kein Ende und mir wird kotzübel.

Kerzengerade sitze ich nun im Stuhl mit hochgestellter Lehne und blicke starr geradeaus. Einatmen. Ausatmen. Den Brechreiz ignorieren. Einatmen. Ausatmen. Wir fahren 250 endlos scheinende Kilometer durch die Berge bis zum Meer hinab. In *Tehuantepec* ist das Ärgste überstanden, der Bus fährt auf der Autobahn und ich kann mich für vierzig Kilometer hinlegen. Dann erreichen wir *Juchitan* und Leute steigen zu. Der freie Platz ist weg. Jetzt wo es stundenlang geradeaus geht!

Kurz vor Mitternacht wird die Monotonie unterbrochen. Wir halten vor einem Kiosk und der Fahrer wird gewechselt. Ich wundere mich, wo der neue Chauffeur plötzlich herkommt, denn im Bus war er nicht zu sehen. Mit dem obligaten Kamillentee in der Hand vertrete ich mir am Parkplatz die Beine und entdecke dabei zwischen der Achse der Vorderräder und dem Gepäckfach eine kleine Tür. Ich muss mich bücken um in die winzige Öffnung, die höchstens 60 mal 60 Zentimeter misst, hineinzusehen. Eine Schlafkoje! Das Loch ist mit Bettzeug und einer Neonlampe ausgestattet. Hier hat der zweite Fahrer die vergangenen sieben Stunden verbracht. Unvorstellbar. Allein beim Gedanken an die Enge der Kojen und die kurvenreiche Strecke bekomme ich klaustrophobische Zustände! Was bin ich doch für ein verwöhntes Weichei, das nicht einmal im komfortablen Liegesitz schlafen kann. Ich beschließe, den Rest der Fahrt zu genießen, anstatt mich zu bemitleiden.

21.Tag, Montag, 26.12.2005

Um Null Uhr fahren wir nach *Villahermosa* weiter, wo die Hälfte der Passagiere aussteigt. Nun ist endlich wieder genügend Platz und ich erwache erst bei Sonnenaufgang kurz vor *Palenque*, unserem Zielort.

Nach vierzehn Stunden Fahrtzeit schultern wir unser Gepäck und stehen orientierungslos in ungewohnt feucht-schwüler Luft. Aus dem Bauch heraus entscheiden wir uns für eine Seitenstraße und geraten in die Anlage eines 4-Sterne Hotels. Ich will schon wieder umdrehen, als ein Angestellter uns höflich fragt, ob er uns behilflich sein könne. Er sieht im Gegensatz zu uns wie frisch gebügelt aus und ich entschuldige unseren Rückzug mit der Begründung, dass dieses Hotel wahrscheinlich zu vornehm und damit zu teuer für uns ist. Der Mann entgegnet, dass man über Preise verhandeln könne, wir sollen uns doch erst einmal ein Zimmer ansehen. Ich erwidere, dass unser Reisebudget wahrscheinlich weit unter seinen Rabattmöglichkeiten liege, aber er lässt nicht locker. Ein Butler wird gerufen und der führt uns durch einen blühenden Garten am Swimmingpool vorbei in das Hotel. Das Zimmer ist sauber, geräumig und modern ausgestattet. Vom Kühlschrank, über einen Fernseher bis hin zum Fön ist alles vorhanden. Das breite Doppelbett wirkt nach dieser Nacht so einladend, dass man kaum widerstehen kann. Aber über tausend Pesos für eine Nacht ohne Frühstück? Das sind umgerechnet 85 €! Wir gehen unschlüssig zur Rezeption zurück. Ob das Zimmer nicht unseren Vorstellungen entspräche, werden wir gefragt.

»Das Zimmer schon, natürlich, aber der Preis -«, antworte ich zögernd. Der Mann kommt uns entgegen: »800 Pesos – mit Begrüßungsdrink inklusive!«

Markus hat weniger Bedenken als ich, aber er muss die Urlaubsbudgetplanung auch nicht verantworten. Ich habe pro Nacht nicht einmal die Hälfte dieses Betrags kalkuliert. Wir lagen bisher schon deutlich über den erwarteten Ausgaben. Ich greife zum Rucksack, denke an das herrliche Bett und die Dusche, gebe mir einen Ruck und will das Angebot annehmen. Aber der Rezeptionist deutete meine Handbewegung als Zeichen zum Aufbruch und macht – bevor ich etwas sagen kann - ein letztes, verzweifertes Angebot: »600 Pesos – aber dafür bar und im voraus.« Das ist derselbe Preis wie in Oaxaca, aber das bedeutend bessere Zimmer! Wir überlegen keine Sekunde länger, blättern unser letztes Bargeld hin und stehen zehn Minuten später unter der Dusche.

Danach kramen wir unsere »Tropengarderobe« aus den Rucksäcken hervor. Endlich kann ich auf meine Wollstrümpfe verzichten und die knöchelhohen Turnschuhe durch Sandalen ersetzen. Sieht zu meinem Rock einfach besser aus. Frisch gekleidet begeben wir uns zu den Gartentischen neben dem Pool um zu frühstücken. Der Kellner will wissen, ob wir Sekt oder einen anderen Drink zur Begrüßung haben wollen und reagiert irgendwie verstört, als wir ihn um Schwarztee bitten. Zur Sicherheit fragt er nochmals nach.

Als wir mit dem Essen fertig sind und um die Rechnung bitten, weist uns der Kellner höflich darauf hin, dass der Betrag entweder auf die Zimmerrechnung geschrieben werde, oder mittels Kreditkarte sofort abgegolten werden kann. Uns wäre beides Recht, aber wir weisen den Kellner ebenso höflich darauf hin, dass der Mann von der Rezeption nur von Bargeld gesprochen habe. Das könne nicht sein, erwidert der Kellner und rauscht Richtung Management ab. Fünf Minuten später ist er wieder da und stammelt verlegen etwas von einem Sondertarif und deshalb die Ausnahme und so weiter. Wir grinsen und legen ihm die Pesos hin.

Nach zwei Stunden erholsamen Schlafes geben wir einen Wäschesack mit Pullovern und Socken an der Rezeption ab und spazieren Richtung Stadtzentrum. Die feuchtwarme Luft ist ungewohnt. Dick und schwer liegt sie über der tropischen Vegetation und quillt in unseren Lungen auf. Ein sonderbares aber nicht unangenehmes Gefühl. Der üppige Eindruck der Luft wird durch fremde Gerüche und Klänge verstärkt. Die Schwüle setzt sich in der Nase fest und stopft die Ohren mit Watte zu. Wir bewegen uns träge, als ob unsere Körper sich an den Druck der Atmosphäre erst gewöhnen müssten.

Fasziniert bleiben wir vor einem Baum stehen, der über und über mit Blattpflanzen bedeckt ist. Farne, Orchideen und ein Philadendron wuchern an seinem Stamm hinauf. Im Schatten tanzt ein Schwarm Stechmücken bedrohlich nahe am Netz einer Spinne. Den dicken Fäden nach zu urteilen muss es einer großen Spinne gehören. Ich bin kein Freund von Insekten und kleinem Kriechgetier und trete erschrocken einen Schritt zurück. Genau in eine Ameisenstraße. Unbeeindruckt rennen die Viecher über meine Sandalen hinweg ihrem imaginären Ziel zu. Nur ein paar zweigen nach oben ab und verschwinden unter meinem Rock. Zappelnd, schlagend und die Füße wie eine ins Wasser gefallene Katze schüttelnd, rette ich mich auf eine geteerte Straße. Vielleicht sind Sandalen und leichte Bekleidung doch nicht ideal in diesem Klima. Vor den Stechmücken müssen wir uns jedenfalls in Acht nehmen, hier gibt es Malaria.

Markus hat sich köstlich über mein Gehopse amüsiert und geduldig gewartet, bis ich meine Beine nach Krabbeltieren abgesucht habe. Jetzt können wir in das Reisebüro eintreten, auf dessen asphaltierte Zufahrt ich mich geflüchtet hatte. Ich hoffe, dass der Mexikaner, der uns so nett begrüßt, mich nicht auf dem Vorplatz beobachtet hatte. Um meine Peinlichkeit zu überbrücken, bombardiere ich ihn gleich mit unseren Wünschen.

Wir brauchen:

1. eine Möglichkeit über Guatemala nach Belize zu reisen
2. eine Reservation eines Hotelzimmers in Guatemala auf der Insel *Flores*
3. die Gewissheit, auf *Flores* unsere Rechnung mit Kreditkarte begleichen zu können und
4. eine Auskunft, wie wir zu den berühmten Wasserfällen in der Nähe kommen können

Anstelle einer Antwort reicht uns der Mexikaner wortlos zwei Flaschen Mineralwasser. Dann sagt er: »No problem«. Noch ist mir nicht klar, ob sich die Problemlösung auf alle unsere Wünsche bezieht. Aber dann beginnt er ein Thema nach dem anderen abzuhandeln. Es scheint tatsächlich reibungslos zu gehen. Er organisiert ein Taxi, welches uns an den Grenzfluss zu Guatemala bringt. Dort steigen wir auf Boote um, die uns zum nächsten Dorf am anderen Ufer übersetzen, von wo aus wir mit einem Bus weiter nach *Flores* reisen. Der Mexikaner sieht keine Gefahr, wenn wir bei Tageslicht im Rahmen einer Organisation den Norden Guatemalas queren. Anders sähe die Lage aus, wenn wir versuchen wollten, dieselbe Route auf eigene Faust zu unternehmen. Wenn nur ein Anschluss nicht klappte, dann kämen wir in die Dunkelheit und davon sei dringend abzuraten.

Wir buchen die Reise über sein Reisebüro. Telefonisch reserviert uns der Mexikaner das Hotel, regelt die Bezahlung über die VISA-Karte und widmet sich unserem letzten Wunsch: Dem morgigen Besuch der Wasserfälle.

Da gäbe es nur eine Möglichkeit. Und zwar wieder über eine organisierte Tour. Abfahrt um 9:00 Uhr, erster Halt beim Wasserfall *Misol Ha* mit einer halben Stunde Aufenthalt. Weiterfahrt zu einem Bade- und Picknickplatz am Fluss mit wieder einer dreißigminütigen Pause, dann schließlich Fahrt zu den Wasserfällen *Agua Azul*, wo wir drei Stunden Zeit zur Besichtigung bekämen. Genau so steht der Ablauf im Reiseführer beschrieben. Genau so wollen wir es nicht. Wir sind an den ersten zwei Stationen nicht interessiert, sondern wollen bloß nach *Agua Azul* und dort den ganzen Tag bleiben.

Der Mexikaner schüttelt verärgert den Kopf. So etwas wird nicht angeboten. Kein Mensch will einen ganzen Urlaubstag für nur eine Sehenswürdigkeit opfern! Wir überlegen laut, mit einem früheren Bus hin und einem späteren zurück zu fahren. »Das geht nicht«, unterbricht uns der Reisebürochef, »alle Busse fahren zur gleichen Zeit.«

Wir halten diese Aussage für den typischen Schmäh, um uns zum Abschluss des Geschäftes mit seiner Agentur zu drängen. Im Reiseführer wurde genau davor gewarnt und als Tipp gegeben, verschiedene Reiseunternehmen zu kontaktieren. Denn es lägen zahlreiche Beschwerden vor, dass die ohnehin kurzen Aufenthaltszeiten nach Gutdünken der Chauffeure weiter gekürzt werden.

Wir bedanken uns für die Auskunft und begeben uns in die Stadt. Es wimmelt nur so von Reisebüros und Busunternehmen die zu den Wasserfällen fahren. Wir fragen jeden und geben nach den ersten fünf auf. Es ist tatsächlich so. Alle fahren zur gleichen Zeit, zu denselben Destinationen mit derselben Aufenthaltsdauer. Nicht einmal zehn Minuten Unterschied! Wie muss es an den besuchten Orten zugehen? Jeder Tourist in *Palenque* unternimmt dieselbe Tour. Es gibt tausende Touristen hier.

Ziemlich desillusioniert suchen wir nach einem öffentlichen Verkehrsmittel, welches zufällig diese Strecke bedient. Vergeblich. Dann müssen wir wohl in den sauren Apfel beißen. Entweder wir verhalten uns touristisch konform, oder wir sehen die Wasserfälle nicht. Wir kehren ins Reisebüro zurück und buchen die 3-Stationen Tour für morgen. Der Mexikaner muss uns hoch und heilig versprechen, dass die Abfahrt pünktlich um 9:00 Uhr erfolgt. Er versichert uns ein komfortables Auto, einen verlässlichen Chauffeur und zeitgerechte Abholung vor unserem Hotel. Schließlich sei er an zufriedenen Gästen interessiert. Um den Handel endgültig abzuschließen sollten wir bezahlen. Da er sich auf Teilzahlungen nicht einlässt, machen wir uns auf die Suche nach einem Bankomaten.

Wir finden gleich vier auf einmal. Sie stehen in einem schaufensterähnlichen Kabäuschen aus Plexiglas im Vorraum einer Bank. Das *maestro*-Zeichen klebt an der Tür und wir treten zuversichtlich ein. Ein Mann wartet untätig vor den Apparaten. Er deutet auf die Bildschirme und dann auf die Uhr. »Eine Viertelstunde noch«, sagt er. Er habe bereits in der Bank nachgefragt. Auf den Displays steht unter einem langsam länger werdenden Balken *software loading.....please wait...*

Tun wir. Den nachdrängenden Menschen erklären wir dasselbe. Der enge Raum füllt sich, Schweißgeruch breitet sich aus. Der Balken am Display ist stehengeblieben. Der Mann, der vor uns hier war, klopft energisch an die Trennscheibe zum Schalterraum. Niemand beachtet ihn. Er hämmert daraufhin so vehement mit der Faust an das Glas, dass ich befürchte die Alarmanlage würde ausgelöst. Ein Schalterbeamter hebt den Kopf und deutet beschwichtigend auf seine Armbanduhr. Der hat leicht lachen, er sitzt bequem unter einer Klimaanlage. Endlich ändert das Display seine Farbe und das Bankomatprogramm fährt hoch. Der Mann vor uns schiebt seine Karte ein, tippt, es piepst und die Karte kommt wieder raus. Aber kein Geld. Nach drei weiteren Versuchen rascheln ein paar Banknoten raus und wir sind an der Reihe.

Nachdem ich den gewünschten Betrag eingegeben habe, erscheint die Meldung: *transaction not possible, try again later*. Wir versuchen, wie der Mann vorhin, dreimal zu Geld zu kommen. Dreimal erhalten wir dieselbe Fehlermeldung. Auch die Kundschaften neben uns an den anderen Bankomaten sind frustriert. Manche bekommen gleich Geld, manche erst nach ein paar Versuchen. Zum Schluss sind nur mehr wir übrig. Wir probieren alle vier Bankomaten durch. Vergeblich. Völlig durchgeschwitzt und ratlos verlassen wir das Kabäuschen. Die Bank hat am heutigen Feiertag für Kundenverkehr geschlossen und wir sehen uns mit einem bekannten Problem konfrontiert. Wir haben kein Geld. Unsere Reserve in Dollarnoten ist nach dem Bankomaten-Debakel von Creel stark geschrumpft und die letzten Pesos haben wir fürs Hotelzimmer hingelegt.

Äußerlich ruhig schlendern wir wie unbekümmerte Touristen durch Palenques Straßen, aber innerlich wirbeln Gedanken, Ängste, Hoffnungen und Sorgen wild durcheinander. Unsere Unterhaltung beschränkt sich auf zwei Wörter: »Was nun?« und Achselzucken. Da wir im Moment gar nichts tun können, gaffen wir in die Schaufenster der Geschäfte und versuchen die notwendige Gelassenheit wieder zu erlangen. In Creel hatten uns Sorgen auch nicht weitergebracht. Eigentlich wollten wir nach dem Geldabheben einkehren und eine Cola

trinken. Nun öffnen wir vor dem Restaurant erstmal die Geldbörse und zählen das Kleingeld.

»Vielleicht ist es besser, wir kaufen uns zwei Dosen in dem Geschäft da vorne«, meint Markus und deutet ein paar Häuser weiter auf einen Lebensmittelladen.

Das halte ich für eine gute Idee und wir steuern auf das Geschäft zu. Nach dem Eintreten haben wir die Cola schnell vergessen, denn da steht ein Bankomat zwischen den Limonadenkisten!

Ein junges mexikanisches Paar bearbeitet die Tastatur und zieht mit einem Bündel Geldscheine ab. Neidisch blicken wir ihnen nach und untersuchen dann den Geldautomaten auf irgendwelche Hinweise, welche Kartentypen er akzeptiert. Kein Aufkleber verrät etwas über unsere Chancen. Und die scheinen eher schlecht zu stehen. Es gibt nicht einmal eine englische Menüführung! Ohne große Erwartungen tippe ich Code und Betrag ein. Es kommt keine Fehlermeldung, sondern nur die Karte zurück. Wie es sich gehört. Kaum habe ich sie abgezogen, quillt ein Bündel Pesos aus dem Schlitz! Ich kann einen Freudenschrei nicht unterdrücken und die Kassiererin blickt uns verwundert an. Am liebsten würde ich sie spontan umarmen. Ich fühle mich wie ein Gewinner, der einen Spielautomaten überlistet hat. Meine Arme umfassen Markus, der nun ebenfalls dem Bankomaten Geld abzapft. Um die immer skeptischer dreinschauende Frau an der Kasse zu beruhigen, kaufe ich rasch zwei Coladosen und wir verlassen den Laden.

Plötzlich ist Palenque hübsch, mit einladenden Restaurants, interessanten Schaufenstern und lustigen Souvenirshops. Als ich mich beim Anprobieren von Strohhüten ertappe, schrillen allerdings meine Alarmglocken. Ich lege die Euphorie über den Geldsegen ab und kehre augenblicklich zur Normalität zurück. Markus atmet erleichtert auf. Für ihn sind meine extremen Schwankungen zwischen himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt nie nachvollziehbar.

Wir entdecken einen Park und lassen uns im Schatten der Bäume nieder. Hinter uns spielen Kinder mit verschiedenen Pfeifen und Flöten. Ein wildes Durcheinander von Melodien, Schnalzen, gurrenden Lauten und Sirenenengeheul liegt in der Luft. Seltsames Gemisch. Von Neugier getrieben, möchte ich mir die Instrumente ansehen, aber als ich auf die Kinder zusteure, entferne ich mich von der Klangwolke. Zudem musizieren die Kinder gar nicht.

»Was narrt mich jetzt schon wieder?«, frage ich mich und kehre zu Markus zurück. Der ist mittlerweile aufgestanden und starrt gebannt in den Baum. Die Musik kommt aus dem Blattwerk. Haben die dort Lautsprecher montiert? Irgendetwas pfeift und schnattert, knurrt und trällert in einem fort. Die Vielfalt der Stimmen ist unbeschreiblich.

Da explodiert ein Knallkörper inmitten der gellenden Kinderschar und aus den Blättern unseres Baumes steigt eine flatternde Wolke dunkler Federn auf. Ein Schwarm Vögel flüchtet über die Hausdächer hinweg und zieht die wundersame Schallschlepe hinter sich her.

Ein Mexikaner beobachtet unser Staunen und gibt uns den Tipp, in der Dämmerung in den Park zu gehen. Da kämen alle Vögel aus der Umgebung zusammen und gäben ein Konzert, wie es unsere Ohren sicherlich noch nie vernommen hätten. Nach dem Vorgeschmack glauben wir ihm das gerne!

Wir kehren zum Hotel zurück, nachdem wir unterwegs unsere Schulden im Reisebüro beglichen haben. Nun sind die Buchungen fix und das leidige Organisieren endlich erledigt. An der Rezeption wartet die frisch gebügelte Wäsche auf uns, die man uns allerdings nur gegen Bargeld herausrückt. Um die für beide Seiten demütigende Situation zu beenden, bezahlen wir auch gleich die zwei übernächsten Übernachtungen. So müssen wir uns nicht immer misstrauisch ansehen lassen, wenn wir mit einem Rucksack aus dem Hotel gehen.

Bis zum Dunkelwerden ist noch Zeit. Markus spannt Leinen quer durchs Zimmer für das Moskitonetz, ich widme mich der Finanzplanung. In drei Tagen verlassen wir Mexiko und die restlichen Pesos können wir erst am Ende der Reise, wenn wir nach Yucatan kommen, verwenden. In Guatemala hoffen wir, mit der VISA-Kreditkarte und ein paar *Quetzales*, so heißt die Währung dort, durchzukommen. Mehr als drei Nächte werden wir nicht in *Flores* verbringen. Belize konfrontiert uns dann mit einer dritten Währung, die in Europa nicht zurückgetauscht werden kann. Deshalb sollten wir knapp haushalten und im Notfall auf unsere Bargeldreserve in Dollar zurückgreifen. Zum Glück sind im Reiseführer die Standorte der Bankomaten angegeben, oder besser gesagt, die Orte ausdrücklich erwähnt, wo es keine Geldquellen gibt. Die Entwicklungsländer Guatemala und Belize sind nämlich weit von Mexikos Standard entfernt. Und der bereitete uns schon oft Sorgen!

Pünktlich zum Sonnenuntergang sind wir im Park. Schon von weitem konnten wir die Vogelstimmen hören. Jetzt stehen wir unter einem großen Baum, in dem sich hunderte der schwarzen Vögel sammeln und um Sitzplätze raufen. Sie veranstalten dabei so einen Lärm, dass wir uns unterm Baum anschreien müssen, um unsere eigenen Worte überhaupt zu verstehen. Ein wahrhaft außergewöhnliches Klangerlebnis! Die Vögel können ihre Stimmen so modulieren, dass man glaubt verschiedene Tiere über sich zu haben. Von gackernden Hühnern, über gurrende Tauben bis hin zu winselnden Hunden. Und dazwischen flötet eine Kehle eine wunderbare Melodie, bis eine andere zu einem durchdringenden Sirenengeheul anhebt. Manchmal vermeine ich sogar menschliche Stimmen herauszuhören, Lachen oder gar gesprochene Wörter. Fasziniert verharren wir fast eine Stunde unterm Baum und lauschen. Dann ebbt der Gesang allmählich ab und es mischt sich ein bedrohliches Klatschen unters Konzert. Vogelkot regnet von den Ästen herab und kleistert den Boden zu. Eilig flüchten wir ins nahegelegene Restaurant zum Abendessen.

Wasserfälle und Touristenfallen

22.Tag, Dienstag, 27.12.2005

Es hätte eine wunderbare, erholsame Nacht in der lauen Luft und in dem herrlichen Bett werden können. Wäre da nicht das Livekonzert im Hotelgelände gegenüber gewesen. So stöpselte ich meine Gehörgänge mit Oropax zu und spürte bloß mehr den Beat der Rhythmen an die Hausmauern klopfen. Die Musik steigerte sich mit fortschreitender Stunde und ein Animateur forderte das Publikum auf, mit zu grölen. Jetzt halfen selbst die Oropax nichts mehr. Der Lärm und unsere schlaflose Zeit dauerten bis halb drei Uhr nachts. Dann endlich kehrte erschöpfte Ruhe ein.

Um zehn Minuten vor neun stehen wir beim Hoteleingang, in der Hoffnung, dass man uns vielleicht etwas früher als vereinbart abholt. Denn wenn jeder Tourist bei seinem Hotel aufgelesen wird, trifft es den einen vor und den anderen nach der angegebenen Abfahrtszeit. So weit unsere europäische Logik.

Und tatsächlich, ein Minibus rottelt die schotterige Zufahrtsstraße zu unserem Hotel. Wir eilen hinzu und zeigen unsere Tickets, aber der Fahrer wehrt uns ab. Was soll das? Ich bin sicher, es liegt ein Missverständnis vor. Aber da erscheinen zwei Gäste in der Lobby und eilen auf das Taxi zu. Ihre Tickets werden überprüft, sie steigen ein und fahren davon. Etwas verdattert blicken wir der Staubwolke nach.

Zu früh gefreut. Aber lange kann es nicht dauern, schließlich fahren ja alle Reiseunternehmen zur gleichen Zeit ab. Wir täuschen uns.

Nach einer halben Stunde schlägt meine Ungeduld in wütenden Frust um. Ich mache mich auf den Weg zu dem Reisebüro um dem Typ so richtig meine Meinung zu sagen. Die Tür ist versperrt und ich kehre unverrichteter Dinge zu Markus zurück.

Da klappert ein alter VW-Bus heran und bleibt bei uns stehen. Der Fahrer lässt die Schimpftiraden und Vorwürfe wegen der vierzig Minuten Verspätung über sich ergehen, zuckt die Achseln und zeigt nicht die Spur eines schlechten Gewissens. Auf den hintersten Bänken sitzen vier unbekümmert grinsende Mexikaner, vor ihnen ein junges Schweizer Paar, welches unsere Vorwürfe an den Fahrer mit Genugtuung zur Kenntnis nimmt.

Markus und ich müssen uns auf die vordere Sitzbank neben den Chauffeur klemmen, der sich als Octavio vorstellt. Ich bin noch nicht in Konversationslaune und lasse Markus die Floskeln austauschen. Als Octavio meinen Namen Martina hört, stimmt er sofort dieses ordinäre Lied an. Ein Blick von mir genügt und die Stimme versagt ihm. Er soll sich unterstehen!

Wir kurven durch eine wunderbar üppige Hügellandschaft und mein Zorn kühlt langsam ab. Octavio erklärt, es sei immer dasselbe. Er käme pünktlich zum ersten Hotel, aber die Touristen seien nicht zur Abfahrt bereit. Und so summieren sich die Verspätung und die letzten seien dann auf ihn wütend. Schuld trügen diesmal die Mexikaner, die noch beim Frühstück saßen.

Ich entschuldige mich bei Octavio. Mittlerweile tut mir der magere, alte Mann Leid. Er sieht krank und abgezehrt aus und seine Hände umklammern das Lenkrad, als müsse er selbst

Kraft beisteuern um den Wagen die geringe Steigung hinauf zu bringen. Ein großer Omnibus überholt uns, Lastwagen ziehen souverän an uns vorbei. Ein einziges Mal lenkt Octavio auf die Überholspur und kriecht an einem Pferdefuhrwerk vorbei.

Mit dieser Reisegeschwindigkeit kommen wir bei den Sehenswürdigkeiten erst an, wenn die anderen schon wieder aufbrechen. Auch ein Vorteil, denke ich mir und lasse dabei einen Umstand völlig außer Acht: Nur Individualreisende, so wie wir, nützen diese Minibus-Tour; die Gruppenreisenden werden in Konvois von Omnibussen angekart.

Mir wird dieser Irrtum klar, als unser Fahrer auf einem großen Parkplatz verzweifelt Runden dreht und keinen freien Fleck für seinen Minibus zwischen all den 60-Plätzen findet. Octavio lässt uns vor dem Eingang zum Wasserfall aussteigen und sagt, dass er uns in 30 Minuten an dieser Stelle zurückerwartet. Zwischenzeitlich parke er sein Auto irgendwo außerhalb am Straßenrand.

Der Countdown läuft, Markus und ich rennen los, die Schweizer folgen uns dicht auf den Fersen. Der Fußweg ist schmal und rutschig und wir müssen unser Tempo drosseln, den Verhältnissen anpassen, wie man im Straßenverkehr sagt. Als der Pfad beidseitig von einem Geländer beengt wird und sich in steilen Serpentin den Regenwald hinab windet, stecken wir im Stau. Hunderte Menschen versuchen, sich aneinander vorbeizuschieben, die einen wollen hinauf, die anderen hinunter. Da sich alle an die Geländer klammern um auf den glitschigen Steinstufen nicht den Halt zu verlieren, ist das Chaos perfekt. Nichts und niemand geht mehr.

Wir scheren aus, klettern über die Einzäunung und hanteln uns außerhalb des Weges am Geländer zum Wasser hinab. Am Ufer des natürlichen Beckens, in das der Fluss aus 35 Metern Höhe herabdonnert, ist deutlich weniger los. Die meisten Menschen bleiben an der versicherten Aussichtsplattform weiter hinten stehen.

Wir haben erst fünf Minuten unseres Zeitkontingents verbraucht und können in Ruhe die Schönheit des Ortes genießen. Mächtige Urwaldbäume säumen die Ufer des Flusses, das Blattwerk ist schwer vom Tau. Nebel wabbern durchs Geäst und tragen die Gischt des Wasserfalls weiter. Alles trieft, ist feucht und tropft. Schwammig aufgedunsenes Moos bedeckt den Boden, die Steine sind mit glitschigen Algen überzogen.

Wir befinden uns am Westhang eines Hügels und die ersten Sonnenstrahlen tasten sich durch die Schneise, die der Fluss in den Regenwald gegraben hat. Oben in den Baumkronen unter dem Blau des Himmels herrscht heller Tag, während am Boden zwischen den Stämmen und Felsblöcken noch die Dämmerung regiert.

Das Tosen der herabstürzenden Wassermassen schluckt die Stimmen der Besucher, die feuchten Schatten verschleiern ihre Körper. Trotz der vielen Menschen konnte sich der Ort eine kraftvolle, magische Ruhe bewahren.

Wir kennen leider keine Ruhe, die halbe Aufenthaltszeit ist schon um. Der weitere Weg führt am Fuß der überhängenden Felswand hinter den Wasserfall und steigt dann zu einer kleinen Höhle empor. Direkt hinter dem tosenden Schwall weißer Gischt ist der Holzsteg

menschenleer. Im Nu kleben die Kleider feucht am Körper. Durch den Vorhang aus Tropfengirlanden sieht man auf einen funkelnden Regenbogen, der seine Farben über das Bassin spannt. Fotografieren ist leider nicht drin, da könnten wir die Kamera auch gleich ins Wasser werfen.

Wir folgen dem Pfad, der sich einer dreistufigen Kaskade nähert. In Sandalen klettere ich mit Hilfe eines Fixseiles zum Quellfluss hinauf. Markus zieht seine Turnschuhe aus und ich verliere ihn aus den Augen. Mexikanische Führer wollen ihre Dienste gegen Geld anbieten. Aber ich sehe keine Notwendigkeit dazu. Am Seil festhalten kann ich mich selbst.

Der Weg ist jetzt das Bachbett und ich muss mir den Rocksäum in den Bund stopfen. Bis zu den Knien wate ich im erstaunlich warmen Wasser in eine Höhle hinein. Ich höre Stimmen, sehe den Schein von Taschenlampen vor mir und gehe vorsichtig im Dunkeln weiter. Ein Licht wäre von großem Vorteil, aber dazu hätte ich den Guide mieten müssen. Ich versuche zur Gruppe vor mir aufzuschließen, ohne mir die Füße zu brechen. Die Strömung ist stark, ich stolpere, mich an den Höhlenwänden entlang tastend, weiter. Markus ruft plötzlich hinter mir. Er hat mich eingeholt.

Ich höre den Führer der Gruppe vor uns sagen: »Und dort sehen sie die Grotte mit dem kleinen Wasserfall.« Wir zwängen uns in der absoluten Dunkelheit durch einen Spalt und sind bei der Gruppe. Der Guide glaubt, dass wir zu ihm gehören und leuchtet nochmals die Grotte aus. Aus einer maulartigen Öffnung mit langen Tropfsteinzähnen sprudelt ein Bach hervor und fällt zwei Meter in einen See hinab. Das Bild erlischt, als der Guide Richtung Ausgang leuchtet und zum Aufbruch drängt.

»Hast du eine Ahnung, wie spät es ist?«, frage ich Markus.

»Als ich die Schuhe ausgezogen habe, hatten wir noch fünf Minuten. Die sind jetzt aber sicher schon lange vorbei.«

Eilig versuchen wir aus der Höhle zu kommen. Aber in der Dunkelheit verirren wir uns kurz und als wir zum Weg zurückfinden, stecken wir mitten in der Gruppe. Zwei Mexikaner helfen den Frauen, die sich den Abstieg am Fixseil nicht zutrauen. Wir versuchen sie zu überholen und werden böse von den Guides zurückgescheucht. Erst als die Frauen an der Schlüsselstelle vorbei sind und weitere Zeit sinnlos verstrichen ist, können wir ausscheren und zum Parkplatz rennen. Die Schweizer erwarten uns beim Eingang und rufen unsere Ankunft Octavio zu, der seinen mitten im Parkplatz abgestellten Minibus gegen aufgebrachte Platzanweiser verteidigt. Wütend faucht er uns an und zeigt auf die Uhr. Von der Höhlentour völlig durchnässt steigen wir triefend in den Wagen und berichten vom Stau der Besuchermassen.

Nachdem wir den Parkplatz verlassen haben, beruhigt sich der Fahrer. Er habe massive Probleme mit den Chauffeuren der großen Busse bekommen, weil er ständig im Weg gestanden sei. Anfänglich habe man ihm geglaubt, dass er nur schnell seine Fahrgäste vom Eingang abholen wolle, aber nach einer Viertelstunde wollten sie ihn vom Platz jagen.

Die Schweizer erzählen uns zudem, dass der Fahrer ihnen erklärt habe, pünktlich um drei Uhr nachmittags nach Besichtigung von *Agua Azul* abfahren zu wollen. Egal mit welcher Verspätung wir dort ankämen. Dann verkürzte sich eben unsere Aufenthaltsdauer.

Wir schmieden mit den Schweizern ein Komplott und treffen eine Abmachung: Keiner von uns viere kehrt vor Ablauf der vereinbarten drei Stunden Besichtigungszeit zum Auto zurück. Octavio fährt sicher nicht ohne uns ab. Das traut er sich nicht, auch wenn er jetzt so trotzig daher redet.

Die Schweizer sind davon nicht so überzeugt wie wir. Sie haben allerdings auch nicht erlebt, dass ein öffentlicher Linienbus auf sie gewartet hat, wie Eduardo und Margerito auf uns.

Auf dem Weg nach *Agua Azul* liegt ein weiterer Pflichtstopp im Touristenprogramm. Der Bade- und Picknickspot *Agua Clara* am *Río Shumulhá*. Es ist bereits 11 Uhr vormittags als wir den Minibus verlassen und den vorgegeben Besucherpfad einschlagen. Unzählige Händler und Verkäuferinnen haben am Wegrand Stellung bezogen und stürzen sich auf die neu eintreffende Kundschaft. Sie bieten von Plastikschmuck über Schals bis hin zu Esswaren alles an. Nur eines können wir nicht von ihnen haben: Unsere Ruhe.

Da wir ihre Waren keines Blickes gewürdigt haben und einfach weiter gegangen sind, schicken sie uns ihre Kinder nach. Die versperren uns den Weg, zupfen an unserem Gewand und wollen ins Geschäft kommen. Der Ramsch, den sie uns anbieten, ist nichts wert und so aggressive Anmache erreicht bei mir nur das Gegenteil. Als ich plötzlich eine flinke Hand in meiner Tasche fühle, scheuche ich die Schar wütend zurück. Die Kinder lassen von uns ab und hängen sich an die Schweizer.

Unbehelligt gelangen wir zum Ufer des träge dahin strömenden Flusses. Das Land ist hier offen und die Bäume niedriger als in *Misol Ha*. Die wilde Üppigkeit des Regenwaldes ist verschwunden, kultiviertes Land mit Wiesen- und Weideflächen säumt das Wasser, dessen eigenartige Farbe diesen Ort so anziehend macht. Sie ist schwer zu beschreiben, am ehesten mit türkis gefärbter Milch vergleichbar. Ich ziehe meine Sandalen aus und gehe auf einer Sandbank ein Stück weit in den Fluss. Meine Zehen verschwinden in dem unergründlichen Türkis, obwohl mir das Wasser erst an die Waden reicht. Als ich es neugierig mit der hohlen Hand schöpfe, verliert es seine Farbe und ist durchsichtig klar, wie normales Wasser eben.

Eine Hängebrücke überquert den Fluss und bietet einen herrlichen Ausblick auf den Wasserspiegel, der sich wie ein Seidentuch zwischen den Ufern spannt und türkis schimmert. Auf den Wiesenflächen zwischen Parkplatz und dem Fluss stehen Tische und Bänke, Feuerstellen bieten Grillmöglichkeiten. Vereinzelt sieht man Rauch aufsteigen. Die mexikanischen Touristen aus unserem Reisebus sind gleich nach der Ankunft mit vollen Nylontaschen in diese Richtung abgezogen. Und nicht wieder zurückgekehrt.

Wir sind die ersten, die nach 25 Minuten bei Octavio eintreffen. Er freut sich. Gleich darauf keuchen die Schweizer vom Fluss herauf. Octavio freut sich sehr. Er startet den Wagen und wendet ihn in Fahrtrichtung. Nach zehn Minuten stellt er resigniert den Motor ab. Die Mexikaner fehlen immer noch. Die Schweizer, Markus und ich schwärmen Richtung Picknickplätze aus um sie zu suchen. Wir finden sie in bester Laune beim Wenden der Maiskolben über der entfachten Glut. Offensichtlich genießen die Mexikaner ihre halbstündige Verzögerung, sie zelebrieren sie förmlich wie einen Racheakt für die vorher durch uns verursachte Wartezeit. Es ist ihnen vergönnt.

Alle gemeinsam kehren wir zum verzweifelten Octavio zurück. Mit Vollgas jagt er den Minibus vom Schotterparkplatz auf die Straße. Wir staunen über die plötzlich mobilisierten PS des alten Karrens und halten uns an den Sitzen fest. Octavio nimmt die unübersichtlichen Kurven, dass uns fast schlecht wird und geht auch dann nicht vom Gaspedal, als vor uns plötzlich ein Seil quer über die Fahrbahn gespannt wird. Er rast auf die Straßensperre zu, die Menschen lassen den Strick im letzten Moment los und springen erschrocken zur Seite.

Erschrocken sind auch wir.

Was wollten die von uns? Das Gebiet ist laut Reiseführer nicht ungefährlich. Wir fahren durch das Land der Zapatisten und obwohl politisch schon längere Zeit Ruhe herrscht, wird immer wieder von Überfällen auf Touristen berichtet.

Nach einem Kilometer müssen wir anhalten. Eine Menschengruppe blockiert die Fahrbahn und hat einen Touristenbus gestoppt. Sie dürften dieselbe Methode angewandt haben, ein Seil liegt schlaff auf dem Asphalt. Octavio beginnt zu fluchen, während er langsam auf die Szene zurollt. Nachdem die Mexikaner unser Auto erblickt haben, lassen sie vom Bus ab und wenden sich dem neuen Opfer zu: Uns.

Die Wegelagerer entpuppen sich als eine Gruppe von Frauen und Kindern, die Maiskolben, Süßigkeiten und Plastikramsch zum Verkauf anbieten. Anbieten ist der falsche Ausdruck. Aufdrängen oder nötigen wäre wesentlich treffender. Denn die Jüngsten stellen sich direkt vor die Stoßstange des Wagens, während sich die Älteren an den Fenstern sammeln und die Maiskolben hereinstrecken. Keiner von uns will angesichts dieser drastischen Methoden etwas kaufen. Wir wollen nach *Agua Azul* und das möglichst rasch. Octavio beschimpft seine Landsleute auf Spanisch, doch der Belagerungsring wird nicht gelockert. Er fragt in unsere Runde, ob nicht doch jemand einer wenig Verpflegung brauchen kann, aber niemand will sich auf diese Art erpressen lassen. Die Pattstellung kann dauern, die Frauen haben Zeit. Octavio lässt den Wagen ganz sanft anfahren, die Kinder vor der Stoßstange müssen ein paar Schritte zurückweichen. Erbost und zornig schreien sie unseren Fahrer an, der sein Tempo allmählich steigert. Endlich naht die Rettung in Form eines großen Busses, der hinter uns abbremst. Wie die Raubritter entern sie die Stoßstange des Neuankömmlings und machen Klimmzüge an den Fenstersimsen. Wir sind frei und Octavio braust davon.

Man dürfe nie anhalten, erklärt uns der Fahrer, denn dann käme man ohne Kauf nicht mehr weg! Das haben wir auch mitbekommen.

»Was sind das für Leute?«, will ich von ihm wissen.

»Arme Indigenas aus der Gegend. Sie wohnen hier«, sagt Octavio und weist mit der Hand ins zerfressene Grün des ehemaligen Regenwaldes. Kahle Stellen zeugen von Brandrodung, Maispflanzen wachsen zwischen verkohlten Baumstümpfen. Nicht mehr bewirtschaftete Flächen verbuschen zu undurchdringlichem Gestrüpp.

Ich kann mir gut vorstellen, wie zerrissen das Leben für die Indigenas ist. Die intakte Natur, die Heimat und genügend Nahrung bot, gibt es nicht mehr. Straßen zerstückeln den Regenwald in kleine Inseln zwischen den Touristenattraktionen. Die schönsten Flecken sind den Betuchten vorbehalten. Zutritt ist nur mit Eintrittsgeld möglich. Den Indigenas bleibt der Abfall an den Straßenrändern, die Staubwolken der großen Schotterparkplätze, die Abwässer aus den Toilettenanlagen der tausenden Besucher eines jeden Tages. Kein Wunder, dass

auch sie, als ursprüngliche Bewohner dieses Landstriches, von dem Geld aus dem Tourismus etwas abbekommen möchte. Aber das Kapital fährt in klimatisierten Bussen durch ihr Land und ist unerreichbar. Außer man stoppt es an strategischen Stellen, wo es nicht ausweichen kann. Ich wäre an ihrer Stelle wahrscheinlich viel radikaler, würde die Touristen wie Robin Hood überfallen und mich nicht auf den Verkauf von Maiskolben beschränken.

Octavio unterbricht meine Gedankengänge und berichtet von tödlichen Unfällen, die jedes Jahr passieren, weil Autofahrer nicht anhalten wollen. Wenn ein Kind das Seil zu spät fallen lässt, kann es unters Fahrzeug gerissen werden. Manche stehen sogar mitten auf der Fahrbahn und versuchen, das Auto mit dem eigenen Körper, anstatt mit dem Seil zu stoppen.

»Gerade vor einem Monat ist ein Mädchen auf diese Weise überfahren worden«, sagt Octavio und schildert uns den Fall. Der Lenker habe damit gerechnet, dass das Kind im letzten Moment zur Seite springen werde. Das Mädchen setzte hingegen auf die Hemmschwelle des Fahrers, einen Menschen zu rammen. Es gewann den Nervenkrieg, verlor jedoch sein Leben.

»Und das wegen der paar Pesos, die sie für die Maiskolben verlangen!«, schüttelt Octavio traurig den Kopf.

Aber er verstehe auch die Reaktion der Autofahrer und die Empörung der erpressten Touristen. Der Staat sei hier zum Handeln gezwungen, dieser müsse den Indigenas andere Perspektiven bieten, um sie am Wohlstand partizipieren zu lassen, schließt Octavio seine Betrachtungen ab.

Wir haben die nächste Straßenblockade erreicht. Diesmal muss Octavio bis auf Schritttempo abbremsen, da die Indigenas ihr Seil unmittelbar hinter einer Reihe spitzer Speedbraker gespannt haben. Vielleicht wurden die Geschwindigkeitsdrossler sogar von ihnen selbst errichtet? Jedenfalls ein guter Platz für ihr Maiskolben-Geschäft. Nach den Erläuterungen von Octavio sehen wir die Aktionen der Indigenas nun in einem anderen Licht und ein paar Maiskolben und Erdnusspakete wechseln den Besitzer. Freundlich winkend geben sie unseren Wagen frei und wir rumpeln über die nächsten Speedbraker auf den Parkplatz unseres letzten Zieles: *Agua Azul*.

Zunächst durchqueren wir eine gigantische Schotterfläche, die mit modernen Reisbussen verparkt ist. Ich zähle sie, während wir, von uniformierten Einweisern gelotst, den Platz durchqueren und komme auf gut 60. Mit der durchschnittlichen Anzahl von 50 Sitzplätzen multipliziert ergibt das 3000 Besucher! Ich konfrontiere Markus mit dem erschreckenden Ergebnis meiner Kalkulation, aber er deutet nur schulterzuckend auf den Stau vor uns. Wir sind beim zweiten Parkplatz angekommen, der für Minibusse, wie unser Fahrzeug einer ist, vorgesehen ist. Offensichtlich ist keine Lücke mehr zu finden, die Ordnungskräfte sind überfordert und fuchteln entnervt widersprüchliche Kommandos. Octavio bemüht sich freundlich dreinzusehen und bittet einen der Uniformierten, uns doch beim Eingang absetzen zu dürfen. Danach werde er sich wieder aus dem Staub machen und seinen Karren irgendwo abstellen, wo es niemand störe. Ein kleines Geldgeschenk – oder ist es eine Zutrittsgebühr? – ermöglicht sein Vorhaben.

Dem Gedränge und den dicht geparkten Fahrzeugen nach zu schließen, sind hier mindestens noch einmal 3000 Schaulustige vor uns angekommen. Vielleicht stimmt die Zahlenangabe aus dem Reiseführer, dass in Ferienzeiten, wie momentan zwischen den Feiertagen, bis zu zehntausend Besucher in *Agua Azul* anzutreffen sind.

Octavio blickt auf die Tür, während er, ohne den Motor abzustellen, kurz anhält und uns aussteigen lässt: »A la tre!«, also übersetzt *um 3:00 Uhr*, will er uns hier wiedersehen. Er deutet auf das Verkehrschaos ringsum und ersucht um Pünktlichkeit. Es ist allerdings bereits eine halbe Stunde nach Mittag und wir sprechen uns mit den Schweizern wie geplant auf eine Rückkehr um 15:30 Uhr ab. Die drei Stunden Aufenthalt nehmen wir uns einfach. Um keinen Streit mit Octavio zu provozieren, antworte ich unserem Fahrer im ergebenden Tonfall: »Si, tres horas« – was allerdings *drei Stunden* bedeutet. Sofort widerspricht er und wiederholt fordernd: »No, a la tre!« Und als würde ich den Unterschied in der sprachlichen Bedeutung nicht kennen, bestätige ich erneut: »Si, si, tres horas« und bin mit Markus im Gewühl der Menschenmenge verschwunden. Die Schweizer lachen, nachdem sie mitbekommen haben, wie ich vorsorglich an einer Ausrede gebastelt habe. Denn Octavio wird sicherlich stinksauer sein. Wir versprechen uns gegenseitig, dass keiner von uns vor 15:30 Uhr am Parkplatz erscheinen wird.

Hinter dem Eingang, wo die Tickets kontrolliert werden, beginnt ein breiter, betonierter Weg, der, einem Leitsystem gleich, die Menschenmassen zu den besten Aussichtsplätzen dirigiert. Es herrscht ein unablässiges Kommen und Gehen, wobei das Kommen sich am rechten Wegrand vollzieht und das Gehen sich – von uns aus betrachtet - links hält. Das hat seinen guten Grund, der allerdings nichts mit der Straßenverkehrsordnung zu tun hat. Die Ankommenden wollen vor allem eins: die Wasserfälle sehen. Und die befinden sich rechter Hand. Nachdem die Touristen alle Aussichtsplattformen gestürmt und die tosenden Wassermassen in ihren Kameras eingefangen haben, wenden sie sich gemächlich dem Abstieg zu. Und da lauern die unvermeidlichen Shops und Grillstationen, die es auf die Geldbeutel der Besucher abgesehen haben. In Dreierreihe drängen sich Verkaufsstände, Souvenirläden und Imbissbuden an den betonierten Weg heran, der bis in die späten Nachmittagsstunden hinein für beständigen Nachschub sorgt.

Ohne diese Infrastruktur, ohne die rutschfesten Stufen und ohne die mit Geländern abgesicherten Stege, könnten diese Menschenmassen nicht bewältigt werden. Unvorstellbar welches Chaos und welcher Dreck ohne die Toilettenanlagen, welche Verwüstung der Uferbereiche und welche Zahl von Verletzten es hier geben würde! Die Vermarktung ist zwar für Liebhaber unberührter Natur schlimm anzusehen, aber unvermeidlich.

Wir bewegen uns also in den geordneten Bahnen des gelenkten Menschenstromes auf ein Tosen zu, welches sich über den Gischtnebel hinaus auf den Lärm kreischenden Kinder und staunend ausrufender Erwachsener legt und den menschlichen Tumult dämpft. Ihn schließlich auf ein kaum mehr wahrnehmbares Quiaken reduziert.

Auf dem Holzsteg, der ein Stückchen das Ufer überragt und wie ein schmaler Finger auf die Felsstufen weist, über die das Wasser in perlweißen Kaskaden gischtet, ist man plötzlich allein. Das Tosen vibriert in den Brettern unter den Füßen, steigt im Körper hoch und schluckt jeden Ton von den Lippen weg. Isoliert durch das Gebrüll der Fluten, bleibt man mit seinem inneren Lärm allein. Abgeschnitten vom anderen, dessen Kommunikationsversuch nur durch einen stumm aufgerissenen Mund angedeutet wird.

Was hätte man auch sagen wollen, außer »Gewaltig! Schön! Beeindruckend!« ? Da ist es besser, wenn der Fluss diesen abgenutzten Wörtern den Ton entzieht. So bleibt der Wasserfall ein Fest für die Augen, die mit dem glitzernden Vorhang über die Steilstufen springen, unter dem Regenbogen hindurch, um dann im Türkis der weiten Becken zu verweilen. Es ist dieselbe Farbe wie am still dahin ziehenden Strom, den wir zuletzt besucht haben. Dieses milchige Mintgrün, das sich hier in Bassins sammelt, bevor es sich in rasender Geschwindigkeit über den nächsten Abgrund stürzt, seine Farbe verlierend in Myriaden Tropfen zerspringt und sich beim Aufprall zur Gischt aufschäumt, die im Sonnenlicht gleißt.

Nur in den großen Becken kann sich das Türkis vertiefen, findet die Wasseroberfläche die nötige Ruhe um einen faszinierenden Seidenschimmer hervorzubringen. Der liegt dann eine Zeitlang wie ein glatt ausgebreitetes Tuch über dem Bassin, bis er, an einer Ecke von der Strömung gezogen, sich in Falten kräuselt und eine Stufe tiefer gleitet. Das ganze Flussbett besteht aus einer unendlichen Abfolge von Wasserfällen und Pools. Eine Stufenlandschaft, die sich das Wasser aus lehmartigen Ablagerungen selbst erbaut hat.

Nur große Höhenunterschiede lassen auf felsigen Untergrund schließen, in den flachen Bereichen liegt das Niveau der Becken manchmal bloß ein zwei Meter auseinander. Dort vollzieht sich das Fließen gleichmäßig, das Wasser gleitet über das Hindernis wie elastisches Glas. Doch sobald die Barrieren steiler werden, oder sich gar Überhänge ausbilden, zerspringt das Türkis in glitzerndes Funkeln, taucht tief hinab ins nächste Becken und steigt dann mit weißen Blasen an die Oberfläche zurück. Wie in einem Whirlpool scheint das Wasser zu kochen, bildet perlende Schaumkronen und glättet sich dann langsam in diese einzigartige Türkisblau, das diesem Gewässer den Namen *Agua Azul* eingebracht hat.

Wir folgen dem betonierten Weg über Steintreppen aufwärts. Er ist so nahe, wie es der tosende Fluss zuließ, am Ufer errichtet worden und buchtet sich zu immer neuen Aussichtspunkten aus. Keinen lassen wir aus. Selbst wenn wir warten müssen, bis wir an die äußerste Spitze vorrücken können. Der Andrang ist an diesen spektakulären *Miradors* besonders groß.

Schließlich haben wir uns auf den Steg oberhalb des großen Wasserfalls durchgekämpft. Das Holz ist glitschig und bietet den Füßen kaum Halt, die Geländer sind vom Moder angefressen und die Menschen rutschen und taumeln ineinander. Wenn das die verwegene Konstruktion nur aushält! Eine Gruppe schwankender Körper kommt uns entgegen. Fremde Gesichter, dunkelhäutig, asiatisch, afrikanisch, dazwischen ein bleiches Antlitz von roten Haaren gerahmt, ein wildes Durcheinander aus der ganzen Welt. Aus allen spricht die gleiche Begeisterung, glänzen von Schönheit trunkene Augen. Die euphorische Stimmung ist ansteckend und voller Erwartung legen wir die letzten Meter bis zum Ende des Steges zurück.

Wir stehen nun direkt über der Kante, über die das Wasser in seiner Wucht hinauschießt, in der Luft den Zusammenhalt verliert, in gläserne Kugeln zerspringt und die Felsen hinabstürzt. Beim Aufprall bersten die Kugeln in kleinere Perlen, die funkelnd von einem Vorsprung zum nächsten hüpfen, immer mehr Masse verlierend, bis sie sich in Gischtnebel auflösen.

Von unserem Standpunkt aus erkennen wir, dass der Fluss aus mehreren Seitenarmen besteht, die am gegenüberliegenden Ufer aus dem dichten Dschungel brechen und sich unterhalb des Wasserfalles vereinen. Der Regenwald beherbergt ein labyrinthisches Netz aus Bächen und Seen, zwischen dem Blattwerk blitzt überall Wasser hervor. Sich hier auf eigene Faust ohne Weg durchzuschlagen wäre wohl kaum möglich.

Wir überlassen den Steg den hinter uns Wartenden und wandern weiter flussaufwärts. Dieser *Mirador* bildete den Höhepunkt und zugleich den Abschluss des offiziellen Besucherweges. Nun folgen wir einem Lehmpfad am Ufer des Flusses. Hier, oberhalb des Wasserfalles, herrscht geringes Gefälle vor. Da wir in einem der türkisen Bassins baden wollen, müssen wir die Strömungsstärke und die damit verbundenen Gefahren gründlich abschätzen. Die jährliche Zahl toter Touristen deutet dramatisch auf falsche Risikoabwägung hin. Überall warnen Schilder und Verbotstafeln vor dem unüberlegten Sprung ins Wasser.

Schließlich gelangen wir zu einer Lichtung, wo sich Grasmatten zwischen den Urwaldbäumen ausgebreitet haben und die Uferböschung sanft in den Fluss übergeht. Das Wasser sammelt sich in einer Abfolge von drei Becken, deren Niveauunterschied bloß einen Meter beträgt. Die intensive türkise Farbe der Bassins zeugt von ausreichender Tiefe, um sogar einen Kopfsprung zu wagen. Aber zuerst wählen wir den vorsichtigen Weg und waten in das Becken hinein.

Das Wasser umfängt uns mit angenehmer Kühle und dreht unsere schwimmenden Körper in einem sanften Strudel im Kreis. Die Strömung ist ganz unterschiedlich. Dort wo der Beckenrand eine Kerbe aufweist, durch die das Wasser abfließt, kann man schwimmen, ohne sich vom Fleck zu bewegen. Wenn die Kraft nachlässt, rettet man sich einfach auf den nur ein paar Zentimeter hoch überfluteten Rand des Bassins neben der Strömungsrinne. Am inneren Rand des Beckens, wo das Wasser vom höher gelegenen Pool herabstürzt, kocht die türkise Farbe zu weißem Schaum auf. Dort prickeln die Luftblasen wie in einem Whirlpool auf der Haut.

Die Farben des Wassers, die ungezähmte Wildheit des Flusses, über dem sich die Äste der Regenwaldbäume fast berühren und das beständige Rauschen, Gurgeln und Blubbern der Kaskaden von einem Pool zum anderen machen das Badeerlebnis einmalig. Vergessen ist die geringe Wassertemperatur, bis uns das Klappern der Zähne darauf aufmerksam macht. Schnell noch den Kopfsprung für ein Dokumentationsfoto wagen und dann rasch in die Kleider schlüpfen.

Die nassen Haare unter einem Kopftuch verstaut, damit ich meiner Erkältung nicht Vorschub leiste, folge ich Markus auf dem immer schmaler werdenden Lehmpfad. Die Menschenmassen sind verschwunden, schon beim Badeplatz waren kaum Leute. Jetzt treffen wir niemanden mehr.

Der Fluss ist verändert. Sein breites Bett hat sich aller Barrieren entledigt, keine Bassins, keine Kaskaden zerbrechen den glatten Wasserspiegel. Doch die stille Ruhe täuscht. Wir werfen ein Stück Holz in das zwei Meter tiefe Gewässer, das wie ein harmloser See anmutet. Mit unglaublicher Geschwindigkeit wird es von der unsichtbaren Strömung mitgerissen und entschwindet unserem Blick.

Weiter flussaufwärts verzweigt sich der Uferpfad und biegt zu einer kleinen Ansammlung von Hütten ab. Auch am anderen Ufer stehen ein paar Holzbaracken, in denen Menschen hausen. Mit Hilfe einer handbetriebenen Seilbahn können sie den Fluss überqueren. Wir überlegen kurz, ob wir auf die andere Seite übersetzen sollen, aber ein Blick auf die Uhr gemahnt zur Umkehr. Es ist bereits drei Uhr und Octavio hat den alten Minibus sicherlich schon zum Eingang gefahren.

Markus möchte noch bis zur nächsten Biegung des Flusses gehen, während mich das schlechte Gewissen nervös werden lässt. Meine Zuversicht, dass Octavio nicht ohne uns abfährt, ist verschwunden. Mit einer Handbewegung wischt Markus meine Bedenken beiseite und setzt seinen Weg durch das Uferdickicht fort. Zehn Minuten lang marschiere ich schweigend hinterdrein, aber dann gewinnt meine pflichtbewusste Erziehung Oberhand. Ich kehre um und Markus seufzt resigniert.

Im Dauerlauf lassen wir die Einsamkeit hinter uns und tauchen wieder ins massentouristische Gewühl. Plötzlich stoppt ein blaues Flirren unsere Hast. Etwas metallisch Leuchtendes, zwei Handflächen Großes blinkt pulsierend durch das Astwerk eines niederen Busches. Vorsichtig schleichen wir uns an. Ein Schmetterling! Seine Flügel sind von intensivem Blau, das im Schatten der Blätter eine eigene Strahlkraft besitzt. Octavio ist vergessen. Mit dem Fotoapparat im Anschlag pirschen wir dem wunderschönen Falter nach, der ruhelos vom Busch weg zu einem Kiosk tanzt und sich dann auf einer Mülltonne niederlässt. Ein unwürdiger Bildhintergrund. Aber die Abfälle haben es dem Insekt angetan. Es schwebt weiter zum Komposthaufen, rastet auf Coladosen und flattert unentschieden über leeren Chipspackungen. Durch die Auslöseverzögerung unserer Digitalkamera haben wir bislang bloße unscharfe blaue Flecken fotografiert und stolpern weiter durch den Müll. Der Kioskbesitzer wirft einen missmutigen Blick auf uns und wundert sich, weshalb Touristen seinen Abfall durchpflügen. Schließlich geben wir auf, der Schmetterling hält einfach nicht still und unsere Zeit läuft erbarmungslos ab.

Es ist bereits 15:30 Uhr!

Wir rennen die Treppen des Weges hinab. Zum Glück hat sich zwischen den linken und rechten Besucherströmen ein schmaler Gang ausgebildet und wir erreichen zwei Minuten später den Parkplatz. Den Gesichtern nach zu urteilen, waren die Schweizer bereits Blitzableiter für Octavios Groll. Meine Unschuldsmiene und die vorgebrachte Entschuldigung über das sprachliche Missverständnis werden von Octavio kommentarlos zur Kenntnis genommen. Er weiß, dass ich lüge. Die Schweizer waren erst kurz vor uns angekommen und

denen hat er ordentlich die Meinung gesagt. Regelrecht getobt habe er, berichten sie uns. Bis ihm die Luft ausgegangen sei.

Octavio sieht wirklich erschöpft aus. Er hockt mit versteinierter Miene hinterm Lenkrad und gibt Vollgas. Wir nähern uns den Speedbrakern, aber Octavio reagiert nicht. Ungebremst rattern wir über die Bodenwellen und die hinten sitzenden Schweizer und Mexikaner, die die Gefahr nicht wie wir haben kommen sehen, hauen sich die Köpfe am Dach des Minibusses an. Das ist Octavios Rache. Diesen brutalen Fahrstil zieht er durch, bis wir mit einem Schütteltrauma in Palenque aussteigen. Zum Abschied huscht ein triumphierendes Grinsen über sein Gesicht und er blickt auf die Uhr: Pünktlich angekommen. Die halbe Stunde Verspätung ist wettgemacht.

Verbrecherjagd

Abends, vor dem Zubettgehen, schaltet Markus den Fernseher ein. Dann hängen wir unsere Digitalkamera mit dem extra mitgebrachten Übertragungskabel an den Bildschirm und hoffen, unsere Fotos ansehen zu können. Theoretisch müsste die Technik gleich funktionieren wie zuhause, aber die Praxis flimmert bloß in schwarzen Punkten. Schade.

Markus zappt sich durch die Kanäle und bleibt bei einer Nachrichtensendung stehen. Offensichtlich ist irgendwo im Norden Mexikos ein schwerer Raubüberfall passiert. Die Verbrecher fliehen mit einem PKW. Sie liefern sich mit der Polizeistreife ein spektakuläres Wettrennen am Highway, schlängeln sich in James Bond Manier zwischen dem dichter werdenden Verkehr durch, bevor sie ihren Wagen in letzter Sekunde in eine Ausfahrt lenken. Vom Hubschrauber aus wird die Szene live gefilmt. Wir werden Augenzeugen, wie sich das Auto der Flüchtenden um die eigene Achse dreht, rechts und links die Leitschienen touchiert und sich offenbar nicht mehr unter Kontrolle bringen lässt. Die Polizeistreife, die zuerst die Ausfahrt verpasst hat, hat inzwischen gewendet und prescht nun ebenfalls die Ausfahrt hinab und rammt den taumelnden Wagen der Gejagten. Die Verbrecher werden durch die demolierte Türe regelrecht herausgerissen, auf die Fahrbahn geworfen und mit Handschellen sichergestellt. Ende der Sequenz.

Das waren keine Nachrichten, sondern eine Dokumentation über die Arbeit der Polizei in Mexiko. Im Nachspann werden die Namen der Beteiligten angeführt und ein paar Interviews eingeblendet, in denen unter anderen der Fahrer des Streifenwagens von der Gefahr seines Jobs, aber auch von der Abwechslung und Aufregung berichtet. Am Schluss folgt die Aufforderung an die männliche Bevölkerung, sich doch ebenfalls zum Polizeidienst zu melden. Wir sehen demnach eine Belangsendung der mexikanischen Sicherheitskräfte.

Ich bin begeistert.

Immer neue Einsätze, immer noch wahnwitzigere Verfolgungsjagden werden gezeigt. Mal stellen die Polizisten einem Pickup im dichten Innenstadtverkehr nach, mal jagen sie einem Geländewagen quer durch die Pampa. Die Manöver wirken wie einstudierte Showeinlagen, kaum zu glauben, dass die Videos Tatsachen zeigen.

Ein Komplize eines Räuberduos wird beim Ritt durch einen Acker vom Beifahrersitz in den Dreck geschleudert. Der Fahrer reißt den Karren herum, vollführt eine Drehung um die eigene Achse und der Abgeworfene hechtet auf die Ladefläche. Die Polizei ist ihnen mittlerweile so knapp auf den Fersen, dass die Flüchtenden nicht anhalten können. Sie preschen weiter durchs Gelände, durchbrechen einen Zaun und landen auf einer Schnellstraße. Dort gibt der Fahrer wieder ordentlich Gas während sein Kollege versucht, von der Ladefläche aus auf den Beifahrersitz zu gelangen. Der Hubschrauber fliegt ganz tief und der Film zeigt mittels Teleobjektiv jede Einzelheit der atemberaubenden Aktion.

Wir sitzen staunend vor dem Fernseher. Nicht zu glauben, dass dies alles tatsächlich stattfindet!

Ich kann meine Augen nicht abwenden. Die Fluchtautos werden von der Polizei stets absichtlich gerammt. Aber damit ist die Jagd oft nicht zu Ende. Die Verbrecher geben nicht auf – wahrscheinlich wissen sie, welche brutale Amtshandlung sie erwartet! Einer rennt aus seinem demolierten Wagen, stürzt in einen Garten einer lieblichen Vorstadtsiedlung, überklettert Zäune und Hecken und nähert sich einer schmucken Villa mit Swimmingpool. Wir können seinen Fluchtweg durch die Videoüberwachung aus der Luft erahnen und sehen die Katastrophe nahen: Neben dem Pool sonnt sich der Hausbesitzer.

Als der Flüchtende über die hohe Mauer auf den Rasen neben den Liegestuhl stürzt, rennt der aufgescheuchte Eigentümer ins Haus und kehrt augenblicklich mit einem Gewehr in der Hand zurück. Der Räuber, offensichtlich nach dem Sprung am Bein verletzt, kommt nicht weit. Der Hausherr ist der Held, mit seiner Waffe im Anschlag wartet er, bis die Polizei den Verbrecher abholen kommt.

Manchmal geht es nicht so glimpflich ab und Unbeteiligte kommen zu Schaden. Immer wieder enden die halsbrecherischen Verfolgungsjagden in Unfällen auf dicht befahrenen Kreuzungen, wo die PKWs nur so durch die Luft fliegen. Da wende ich dann den Blick schockiert ab.

Meist zeigen die Videos jedoch eine Situationskomik, die kaum zu überbieten ist. Wenn sich beispielsweise drei Streifenwagen an ein Fluchtauto hängen, das in einem Kreisverkehr sinnlose Runden dreht, als würden die Verbrecher mit der Polizei ein Ringelspiel veranstalten. Oder wie einer einen Panzer klat und damit ein blindes Zerstörungswerk beginnt.

Rammende Polizeiautos nützen da nichts. Den Sicherheitskräften bleibt nur die Möglichkeit, den Amokfahrer zu eskortieren und die Straßenzüge räumen zu lassen, damit keine Personen zu Schaden kommen. Aus der Luft vom Hubschrauber aus sieht das grotesk aus. Zehn oder mehr Einsatzfahrzeuge fahren mit Blaulicht neben einem Panzer her, der alles platt walzt, was ihm in den Weg kommt. Er ist relativ langsam unterwegs und kann die Eskorte nicht abschütteln. Immer wieder versucht er einen seinen Verfolger über eine Böschung abzudrängen oder zwischen sich und einer Mauer zu zerquetschen. Vergeblich. So bleibt nur die Möglichkeit, die Polizei wie lästige Parasiten einfach abzustreifen. Der Panzer bleibt stehen, wendet um 90° und fährt auf ein Einfamilienhaus zu. Die hölzerne Veranda zersplittert in lauter Zahnstocher, die Mauer dahinter zerbröseln. Der Panzer mahlt eine Schneise durch das Gebäude und schleift das halbe Dach wie eine schlecht sitzende Haube noch ein Stück weit durch den Garten mit. Die Polizeiautos schwirren in alle Richtungen aus und heften sich bei der nächsten Seitenstraße wieder an seine Seite. Der Panzerfahrer rollt über parkende Autos, durch Gärten und zermalmt Geschäfte. Aber das scheint ihn nicht zu befriedigen. Er

möchte auch Menschen gefährden und so steuert er in Richtung eines stark befahrenen Highways. Als das die Polizei erkennt, prescht sie voraus und sperrt die Autobahn, sodass der Panzer nur sinnlos auf der breiten Asphaltfläche dahinrollt. Auf der Gegenfahrbahn fließt jedoch ungehindert dreispuriger Verkehr. Der Amokfahrer sieht seine Chance gekommen und möchte die Seite wechseln. Wir halten die Luft vor dem Fernseher an, denn die Polizei hat keine Chance mehr, die andere Richtung der Autobahn rechtzeitig zu sperren. Der Panzer bewegt sich auf die doppelte Leitschiene zu, die Katastrophe scheint unabwendbar.

Doch da unterläuft dem Wahnsinnigen ein Fehler. Er nähert sich dem Hindernis im flachen Winkel anstatt frontal die Leitschiene niederzumachen. Mit einer Kettenspur kommt er über den Buckel, der sich zwischen den Leitschienen erhebt, dann sitzt er auf. Die Ketten rotieren leer und greifen nicht mehr. Gefangen. Die Polizisten entern den Panzer und warten. Sie scheinen zu überlegen, wie sie den Fahrer da rausbekommen. Aber die Typen fackeln nicht lange herum, irgendwie brechen sie die Luke auf und richten sofort Pistolen ins Innere des Fahrzeuges. Daraufhin windet sich ein schwächtiger Mann mit bleichem, traurigen Gesicht aus dem metallenen Ungetüm.

Dieses Filmdokument, welches die Höhepunkte der mehrstündigen Amokfahrt zusammengefasst hatte, wurde von den amerikanischen Kollegen zur Verfügung gestellt, belehrt uns der Kommentator. Wir sind beruhigt, dass nicht alle Verbrechen in Mexiko geschehen.

Markus dreht den Fernseher ab und mustert mich mit seltsamem Blick. Ich bin noch immer ganz aus dem Häuschen. Niemals zuvor hatte ich so etwas gesehen. Actionfilme fand ich blöd und zu sehr an den Haaren herbeigezogen. Aber das hier war viel spektakulärer und obendrein wahr! In welcher wahnsinnigen Welt leben wir denn?, frage ich mich, gibt es das bei uns in Österreich auch, oder nur auf dem neuen Kontinent? Oder liegt der Unterschied lediglich in der Art der Dokumentation? Aus unseren Hubschraubern filmt man Staus.



Nano-Kunsth Handwerk aus Maisblättern und Radieschen







Agua
Azul





Ruinenstadt Palenque: Mayakönig und Mayaschrift



Palenque

23.Tag, Mittwoch, 28.12.2005

Heute sind wir nicht auf ein Reiseunternehmen angewiesen. Unser Ausflugsziel, die Ruinen von *Palenque*, liegt an einer stark frequentierten Straße und ist darüber hinaus der touristische Höhepunkt schlechthin. Wir stellen uns daher einfach auf die richtige Seite der Fahrbahn und stoppen per Handzeichen ein Sammeltaxi.

Nach fünf Kilometern tauchen wir in die Vorboten des Regenwaldes ein. Es ist noch früher Vormittag und auf den Baumkronen lastet eine schwere Nebeldecke. *Palenque* befindet sich achtzig Meter überm Meeresspiegel und sein geografischer Breitengrad durchquert die südliche Sahara. Deshalb ist es hier selbst an den kürzesten Tagen des Jahres drückend heiß. Der Dunst, der das Klima so schwül macht, ist ein Gefangener des Waldes. Nie entweicht er dem dunklen Dickicht. Sichtbar wird er bloß durch die Nacht. Die Abkühlung verleiht ihm ein Deckweiß, mit dem er die Landschaft, die Vegetation und die Hausdächer übermalt und verschwinden lässt. Die Welt ist plötzlich ihrer Höhe beraubt, abgeerntet wie ein Stoppelfeld. Telegrafmasten, Verkehrsschilder und Baumstämme sehen aus wie Säulen, die das Weiß vom Boden wegstemmen. Der Besucherparkplatz zerfließt unter der Wolkendecke ins Uferlose.

Der tiefe Himmel ist bevölkert, Stimmen dringen aus dem Nichts. Klagende Laute aus Vogelkehlen, angsterweckendes Gebrüll von Affen. Knackende Äste und raschelndes Laub. Unwillkürlich zieht man den Kopf etwas ein. Schwere Tropfen gehen nieder, man hört sie auf Blätter klatschen, erwartet den kühlen Schauer, aber nichts geschieht. Das Wasser hängt im Laub oder ist im Nebel zerplatzt.

Es ist ein herrliches Gehen in dieser trunkenen Luft. Weit möchte man so wandern, aber der Dschungelpfad zwischen Parkplatz und den Ruinen ist kurz und mündet abrupt in einen kurz getrimmten Rasen. Der radikale Übergang vom chaotischen Durcheinander des prallen Lebens in die aufgeräumte Menschenwelt ist gleichzeitig ein Wechsel vom geheimnisvollen Dunkel in das blendende Sonnenlicht. Der Nebel mit den eingewobenen Tierstimmen scheut die künstliche Lichtung, auf der sich Tonnen von Steinen, exakt behauen und geschlichtet, zu Pyramiden und Türmen erheben.

Wir verweilen am Waldrand und beobachten die Menschenschlangen, die sich auf gekiesten Pfaden über den Rasenteppich winden. Vor den Ruinen werden sie von Absperrbändern und Geländern eingefangen und zu den Sehenswürdigkeiten gelenkt.

Restriktionen gibt es kaum. Nur einsturzgefährdete Bauten dürfen nicht betreten werden, aber sonst kraxeln überall Touristen die steilen Treppen zu den heiligsten Bereichen der Tempelspitzen rauf und runter. Hocken auf Stufen, balancieren über Simse, fotografieren, filmen, kauen mitgebrachte Sandwiches, lachen, kreischen, verströmen Schweißgeruch und schmieren Sonnencreme darüber. Von der heiligen oder mystischen Atmosphäre der Mayakultstätte ist längst nichts mehr übrig. Nur in der frühen Morgendämmerung, so verrät uns das Reisehandbuch, könne man noch etwas davon spüren. Da liege sogar über der

Lichtung ein dünner Nebelfilm, in dem sich die Tiere des Waldes bis zu den Ruinen heranwagen. Bis die ersten Reisebusse heranrollen.

Wir stehen noch immer an der Dschungelgrenze und überlegen, in welchen der Besucherströme wir eintauchen sollen. Aber da entdecke ich eine Urwaldpflanze, die sich bis auf das gepflegte Rasengrün vorgewagt hat. Schnell sind die Ruinen vergessen. Fasziniert betrachten wir das Gewächs, welches sich, vom Gärtner offensichtlich geduldet, zu beeindruckender Größe entwickeln konnte. Ein einziges seiner monströsen Blätter würde ausreichen, um Markus und mich zuzudecken! Nachdem wir das Ungetüm von allen Seiten abgelichtet haben, wenden wir uns doch den Mayastätten zu.

Wir kraxeln die Treppen auf und ab, hocken auf Stufen, balancieren über Simse, fotografieren, kauen Müsliriegel und fühlen uns dennoch fremd. Nach ein paar Pflichtfotos schlupfen wir in den Urwald zurück und folgen einem kleinen Bach, der den Mayas das nötige Trinkwasser lieferte. Nahezu unbemerkt sprudelt das Nass neben einem der Pfade, der die Touristen wieder zu den Bussen bringt. Eine kleine Steilstufe dividiert sie auseinander: Der Weg weicht in großzügigen Serpentin zur Seite hin aus, der Bach rauscht weiter und springt über eine Kaskade von Lehmbecken, die wie Schwalbennester am Abhang kleben und das Wasser auffangen. Ein *Mini-Agua-Azu!*

Voller Begeisterung waten wir in diesem natürlichen Kunstwerk herum und klettern die Becken hinauf. Der Lehm ist fest und glatt wie Stein und angenehm unter den Fußsohlen. Wir hatten befürchtet, dass die Kletterei glitschig werden könnte. Das Urwaldwasser umspielt lauwarm unsere Beine und nur zu gerne würden wir ein Bad nehmen. Aber da hören wir Stimmen und plötzlich erhellt ein Blitzlichtgewitter den Urwaldschatten.

Der Weg trifft unterhalb des Wasserfalls wieder auf den Bach und quert ihn über eine Hängebrücke. Dort schwankt eine Gruppe Touristen und fotografiert die Kaskaden – inklusive uns. Gleich darauf erscheint oberhalb von uns das erzürnte Gesicht eines Parkwächters. Mit einem langen Stock in der Hand gibt er uns unmissverständlich zu verstehen, dass wir hier verschwinden sollen. Zum Glück trennen uns einige Meter Wasserfall. Vorsichtig beginnt der Uniformierte den Abstieg entlang des Ufers um zu uns vorzustoßen, aber da befinden wir uns bereits wieder im unablässigen Strom der Touristen, schaukeln über die Hängebrücke und knipsen das unberührte Naturjuwel.

Bevor wir in die Stadt zurückfahren, statten wir dem Maya-Museum einen Besuch ab. Hier sind etliche Kunst- und Kultgegenstände ausgestellt, die Einblick in das Leben und die religiösen Zeremonien der Priesterkönige geben. Die Herrscher ließen sich gerne im Profil porträtieren. Die kurze Stirn, die im vorgewölbten Bogen in eine monströse Nase übergeht, die aufgeworfenen Lippen über einem fliehenden Kinn und die herausquellenden Glupschaugen sind vom Bildhauer plastisch in einer Steinplatte verewigt worden. Männlich markant sieht anders aus.

Selbst in den komplexen Schriftzeichen der Maya dominiert das Runde, Wulstige. Ganz im Gegensatz zu den ägyptischen Hieroglyphen, die genauso flach und eckig sind, wie die kantigen Körperformen der abgebildeten Pharaonen. Ob da ein Zusammenhang besteht? Hat

unser magersüchtiges Schönheitsideal etwas mit *Times New Roman*, der meist verwendeten Schrifttype in der westlichen Hemisphäre, zu tun? Könnte man in diesem Sinne auch arabische Schnörkel deuten?

Der Hunger holt uns aus den spekulativen Höhen der Buchstaben-Soziologie wieder auf den schotterigen Parkplatzboden vor *Palenque* herunter. Mit dem nächsten *Collectivo* rattern wir in die Stadt und verdrücken eine mexikanische Pizza. Anhand der Zubereitung können wir unsere interkulturelle Studie fortsetzen.

Guatemala

24.Tag, Donnerstag, 29.12.2005

Um 6:00 Uhr morgens stehen wir erwartungsvoll vor dem Hotel. Ein Bus steuert auf uns zu. Will uns aber nicht mitnehmen. Ein zweites Auto nähert sich, fährt jedoch vorbei. Das Spielchen kommt uns bekannt vor. Nur Ruhe bewahren. Der heutige Tag wird anstrengend genug werden, steht uns doch die abenteuerliche Reise quer durch Guatemalas Norden bis zur Insel Flores bevor.

Als um 6:15 Uhr ein vollgestopfter Kleinbus vor unserem Hotel anhält und uns abholen will, zieren wir uns einzusteigen. Die fein angezogenen, gepäcklosen Fahrgäste schauen nicht wie Touristen aus, die Mexiko verlassen wollen. Als der Fahrer darauf besteht, dass er bloß unseretwegen hierher gekommen sei, kriechen wir auf die hintersten zwei freien Plätze.

Der Kleinbus biegt auf den Highway Nr 309 ein, der parallel zur Grenze Guatemalas verläuft. Ein schnurgerades Asphaltband, nur unterbrochen von Speedbrakern, diesen verdammten künstlichen Bodenwellen, die der Fahrer im trüben Licht der Morgendämmerung ein paar Mal übersieht: Ein Schepperer, unmittelbar gefolgt vom Aufstöhnen der wirbelsäulengestauchten Fahrgäste, ein geräuschvolles Verlegenheitsräuspern seitens des Fahrers und schon sausen wir weiter durch das nebelverhangene Zwielflicht. Bald herrscht im Auto mehr Dunst als draußen, die Scheiben beschlagen sich, die aufgehende Sonne glitzert in den winzigen Tröpfchen und rinnt in Leuchtbahnen über das Glas hinab.

Die Klimaanlage ist defekt. Aber diesen Umstand empfinden wir nicht als Nachteil. Meine Erkältung, die ich seit Oaxaca mitschleppe, hat sich nach ihrer schmerzlichen Wanderung von der Nase zu den Ohren und den Hals hinab nun in der Lunge niedergelassen. Mein Atem rasselt durch die Bronchien und macht dem Schnarchen unserer Mitfahrer Konkurrenz.

Nach zwei Stunden Fahrzeit, also auf halbem Weg zwischen *Palenque* und *Frontera Corozal*, hält der Kleinbus vor einer Art Imbissstand direkt neben der Straße. Wir sind nicht die einzigen hier, rund ein Dutzend Autos, vom Taxi bis zum Reisebus parken hier in Reih und Glied. Alle müssen aussteigen. »Desayuno!«, ruft der Fahrer in die verschlafenen Gesichter seiner

Passagiere. Was von weitem wie ein mickriger Kiosk ausgesehen hat, entpuppt sich nun als eine regelrechte Frühstücksindustrie. Unzählige Helfer schleppen Eierkartons, Obststeigen, Kisten voller Tortillas und Wassereimer heran. Auf fauchenden Glasflammen rühren Köche Bohneneintopf und Eierspeisen, braten Würste und schöpfen die Speisen auf Teller des menschlichen Fließbandes. Mexikanerinnen pendeln unentwegt zwischen den an der Theke wartenden Touristen und den Herdflammen hin und her. Das Angebot ist so vielfältig und reichhaltig, dass mein Teller bereits überquillt, bis ich bei den Thermoskannen mit Tee und Kaffee anlange. Eine Tasse hat auf meinem Tablett noch Platz, aber wo soll ich den Obstsalat hinstellen? Die nachdrängenden Menschen schieben mich an meinem Problem vorbei und ich suche mir einen Sitzplatz an einem der massiven Holztische. Markus trifft sich ratlos umblickend bei mir ein.

»Hast du irgendwo eine Kassa gesehen?«, fragt er mich. Ich muss verneinen.

»Vielleicht ist das ja im Preis inbegriffen?«

Wie auch immer – es schmeckt wunderbar. Zwischen den Bänken und Tischen macht sich eine Schar Enten ans Aufräumen und schnabelt Essensreste vom Boden auf. Ein unerwarteter Anblick inmitten dieser Massenabfertigung.

»Weißt du, wie lange wir hier Pause machen?«, fragt mich Markus, während er die Entenmama mit Tortillas füttert.

»Ich weiß gar nichts«, stelle ich fest und versuche in der wogenden Menge der Gesichter jemand aus unserem Bus zu erkennen. Da entdecke ich den Fahrer, der noch über einem vollen Teller sitzt. Der Obstsalat geht sich also noch aus, denke ich und stürme gegen den murrenden Menschenstrom an die Theke, schnappe mir Melonen-, Ananas und Papayastücke und kehre triumphierend zu Markus zurück. Der schüttelt bloß angewidert den Kopf. Ich will gar nicht wissen, ob sich sein Ausdruck auf das Obst, das ich ihm anbiete, oder auf meine Eier bezieht.

Den Fahrer lasse ich nicht aus den Augen und wir folgen ihm zum Auto. »Includo«, beteuert er uns, das Frühstück sei im Fahrpreis inbegriffen. Das hören wird gerne.

Als endlich alle Passagiere Platz genommen haben und der Fahrer den Motor anwirft, stürzt eine wild gestikulierende Mexikanerin auf unseren Bus zu und bleibt direkt vor dem Fahrzeug stehen. Der Fahrer muss aussteigen und ein heftiger Wortwechsel beginnt. Beunruhigt stellen wir fest, dass die Aufregung etwas mit uns zu tun haben muss. Die Passagiere unseres Busses verstehen scheinbar den auf Spanisch geführten Streit und drehen sich missbilligend nach uns um. Der Fahrer deutet auf uns und herrscht uns an auszusteigen. Die Frau nickt und funkelt uns zornig an. Also doch nicht »includo«! Wir bezahlen bereitwillig das Missverständnis, schließlich war das Essen ausgezeichnet. Warum für uns andere Regeln als für die Mitreisenden gelten, durchschauen wir jedoch nicht.

Für uns bleibt ohnehin einiges im Unklaren. Wohin wollen die Insassen dieses Transports? Ohne Gepäck in luftigen Sommerkleidern; herausgeputzt wie für den Kirchgang. Doch sicherlich nicht nach Guatemala! Da niemand Englisch spricht, hat es keinen Sinn Fragen zu stellen. Dass wir auf der richtigen Straße sind, bestätigt unser kleiner Kompass. Und das

Militär, welches sich immer öfter in der Nebelbank am Straßenrand materialisiert, deutet auf unsere Annäherung zur Staatsgrenze hin.

Die Wolkensuppe ist dichter geworden, klebt förmlich auf dem Asphalt und löst sich nur zögernd vor dem Auto ab. Normalerweise zwingt eingeschränkte Sicht zum langsam Fahren. In Mexiko ist das anders. Mit unverminderter Geschwindigkeit sticht unser Chauffeur in die weiße Wand, darauf vertrauend, dass die Straße weiterhin schnurgerade verläuft und sich tatsächlich nur Nebel auf der Fahrbahn befindet. Ach ja, - und die Speedbraker – aber das Thema hatten wir schon.

Nach zwei Stunden hat die Sonne die Nebeldecke ausgedünnt, man sieht den Glutball wie eine metallische Scheibe durch den Dunstschleier funkeln. Die Sicht ist besser. Zum Glück, denn die Straße setzt soeben zu mehreren Kurven an, bevor sie im Parkplatz vor der Grenze endet.

Alle müssen aussteigen, der Chauffeur deutet auf ein kleines Restaurant und die Menge setzt sich in Bewegung. »Toilette«, sagt er zu uns, nachdem wir unschlüssig stehengeblieben sind. Nach einer Viertel Stunde kehrt das Rudel zurück und steigt wieder ein. Wir fahren 100 (!) Meter weiter. Der Parkplatz ist groß.

Erneut müssen alle raus. Diesmal endgültig. Auch unser Gepäck wird entladen. Alle bis auf uns werden weggeschickt. Sie müssen zu Fuß ca. einen halben Kilometer bis zu der Ruinen von *Yaxchilán* gehen.

Nachdem wir eine Weile sinnlos neben dem Kleinbus herumgestanden sind, beehrt uns der mürrische Fahrer wieder mit einer Wortspende: »Pasaporte«, raunt er. Knallt mit der rechten Hand einen imaginären Stempel in die Handfläche der linken und zeigt dann auf einen niedrigen Schuppen gegenüber dem Restaurant mit den Toiletten vom Stopp vorhin. Markus und ich machen uns darüber lustig, dass wir vorher, anstatt zuwarten, bereits die Zollformalitäten erledigen hätten können. Jetzt pressiert es offenbar, denn der Fahrer schubst uns ungeduldig an. Während er uns wie lästige Hühner in Richtung Zoll scheucht, legt er die andere Hand auf unsere Rucksäcke. Das soll wahrscheinlich heißen, »ich passe derweil aufs Gepäck auf, aber beeilt euch, meine Geduld ist nicht grenzenlos«. Wir spurten also los und holen uns den Ausreisestempel.

Die Hetze schien nicht unbegründet. Von weitem sehen wir, dass der Fahrer die Rucksäcke wieder in den Kleinbus hievt und einsteigt. Dieser Umstand und der Lärm des angelassenen Motors beschleunigen unsere Schritte und wir klettern atemlos zur offenen Seitentür hinein. Der Fahrer registriert unser Einsteigen gar nicht. »Wäre der auch ohne uns gefahren?«, schießt es uns durch den Kopf. Er wäre. Sicherlich. Denn die Fahrt endet nach höchstens hundert Metern am Rand des Schotterparkplatzes. Wieder laden wir die Rucksäcke aus. Der Fahrer verschwindet in einer Holzbaracke, deren Bodenplatte zu einem Drittel frei über eine steile Böschung hinausragt. Eine desolante Beton-Steinkonstruktion stützt den Abhang und soll wohl Schlimmeres verhindern. Am Fuße der eigenwilligen Mauer trifft von weiter hinten eine steile Rampe ein, nimmt zur Befestigung etwas vom übriggebliebenen Beton mit und verläuft dann buchstäblich im Sand.

Ein kleiner, flacher Strand säumt das Ufer des *Rio Usumacinta*, dem Grenzfluss zu Guatemala. Etliche Boote, deren schmale und spitz zulaufende Form an Krokodile erinnert, liegen vertäut im Flachwasser. Träge schiebt sich die erdbraune Flut an Felsinseln und abgestorbenen Baumstämmen vorbei und fängt sich in spiralförmigen Trichtern hinter den Hindernissen. In ihrem Sog kreisen Blätter und Äste, oder tauchte da kurz die Schnauze eines Krokodils auf?

Warum gaukelt mir meine Wahrnehmung überall diese Reptilien vor? Stand etwas davon im Reiseführer? Oder hängt das mit dem unheimlichen Gebrüll zusammen, das aus dem Urwald jenseits des Flusses aufsteigt und sich im Nebel immer weiter fortpflanzt. Es beginnt mit einem drohenden Knurren, das in offenes Röhren übergeht und schließlich in einem langgezogenen Schrei gipfelt. Das Geheul dringt durch Mark und Bein und die Härchen auf meinen Unterarmen stehen wie elektrisiert ab.

»Brüllaffen, eine Horde Brüllaffen«, sagt ein Tourist neben mir.

Zoologen sind bei der Namensgebung oft nicht sehr einfallsreich, denke ich mir.

Ich bedanke mich für die Auskunft und will von dem Mann wissen, ob er auch auf dem Weg nach Guatemala sei. Sichtlich erfreut, dass er nicht der einzige mit diesem Vorhaben ist, stellt er den schweren Tramperrucksack auf den Boden. Er sei hier einfach vom Taxifahrer abgesetzt worden, ein gewisser Herr Pedro würde ihn hier übernehmen.

»Pedro? Noch nie gehört«, müssen wir ihn enttäuschen.

Da der Trampler, ein Belgier übrigens, noch nicht im Zollhaus war, schicken wir ihn zur Passkontrolle. Kaum ist er weg, kommt unser Fahrer aus der Holzbaracke gestürmt und treibt uns zum Bus. Den Rucksack des Touristen nehmen wir kurzerhand mit. Wir fahren in Richtung Zollhaus, wo der Belgier soeben aus der Tür tritt. Wir schreien und winken, er rennt zu uns. Atemlos bedankt er sich für die Gepäcksaufsicht und steigt ebenfalls in den Wagen. Der Fahrer hält aber nichts davon und weigert sich weiterzufahren. Offensichtlich hat er es sich anders überlegt. Wortlos klettert er aufs Busdach, wirft Markus' und meinen Rucksack herunter und weist uns den Weg zu einer Ansammlung kleiner Holzhütten am Ende eines seitlichen Ausläufers des Parkplatzes.

Wir drei Touristen gehorchen brav – was bleibt uns auch anderes übrig? – und schleppen unsere Habseligkeiten zu dem Minidorf. Dort erwartet uns Pedro. Na endlich, denken wir, einer, der wenigstens freundlich lächelt, wenn er schon nicht Englisch spricht.

Drei weitere Touristen sitzen im Schatten eines Holzschuppens und warten. Ihren Gesichtern nach zu urteilen, schon recht lange. Nun, wir sind ebenfalls nicht glücklich über den langen Aufenthalt an diesem Parkplatz, denn es liegen noch mindestens sechs weitere Reisetage vor uns.

Wir fragen unsere Leidensgenossen, ob sie vielleicht wüssten, was für ein Problem es gäbe? Die Boote zur Überfahrt stünden ja am Flussufer bereit.

Mislauniges Schulterzucken als Antwort. Die Unfreundlichkeit der hiesigen Mexikaner hat bereits abgefärbt.

Wir lassen uns ebenfalls am Boden nieder und starren Richtung Guatemala. Da huscht plötzlich ein Mädchen mit wehenden, schwarzen Haaren zwischen den Holzhäuschen durch. In ihren schrägen, wie bei Asiaten geschlitzten Augen stand eine seltsame Mischung aus Neugier und Angst. Leider überwog die letztere. Gerne hätte ich mir das Kind genauer angesehen. Es machte den Eindruck eines Waldmenschen, scheu und gewandt wie ein Reh, dunkelhäutig, barfüßig und nur mit einem langen, weißen Hemd bekleidet, das aus einer rechteckigen Stoffbahn mit einem Kopfloch in der Mitte bestand. Eine Kordel hielt den Stoff anstelle von Seitennähten zusammen.

Markus und ich schauen uns irritiert an. Gibt es hier noch Ureinwohner, die von der modernen Zivilisation verschont geblieben sind? Wie um eine Antwort zu geben, schreitet ein Mann von der Uferböschung her kommend in unsere Richtung. Er ist gleich gekleidet wie das Mädchen; ein bis zu den Knien reichendes weißes Hemd - und sonst nichts. Die scharfen Steine des Schotterparkplatzes scheint er nicht zu spüren. Sein würdevoller Gang, die schwarzen Haare, die ihm bis in den halben Rücken fallen, die hohen Wangenknochen und die schrägen Augen erinnern an einen Indianerhäuptling nach Karl-May Klischee.

»Lakandonen«.

Der Belgier weiß offenbar alles.

Dem Reisehandbuch entnehme ich, dass diese »wahren Menschen«, wie sich die Lakandonen selbst bezeichnen, mittlerweile auf eine Population von rund 800 Menschen geschrumpft sind. Es dürfte sich um direkte Nachfahren der Mayas handeln, die heute das Regenwaldgebiet in der Grenzregion des mexikanischen Bundesstaates Chiapas und Guatemala bewohnen. Brandrodung, Umweltzerstörung und der Tourismus wird diesem Naturvolk ein baldiges Ende bereiten. Es soll nur mehr ganz wenige, versteckte Siedlungen geben, in denen die Lankandonen ihre ursprüngliche Lebensweise praktizieren können.

Bevor ich das traurige Kapitel zu Ende lesen kann, bricht Hektik aus. Ein Kleinbus holpert die Schotterpiste heran (er sieht dem Wagen unserer Herfahrt verdammt ähnlich) und wir müssen alle, angetrieben vom lächelnden Pedro, schnell schnell einsteigen. Zwei Minuten später steigen wir bei der Holzbaracke oberhalb des Bootsplatzes wieder aus. Der Belgier schaut uns amüsiert an und wir müssen ebenfalls lachen. Hier haben wir uns vor einer Dreiviertelstunde zum ersten Mal getroffen. Pedro schweigt immer noch lächelnd und verschwindet in der Holzhütte.

Die Mexikaner sind mit der Organisation der Bootsfahrt heillos überfordert. Um uns nicht zu verunsichern, behandeln sie uns wie Schafe, treiben uns an überschaubaren Stellen zusammen und verschweigen die Probleme, die es offenbar gibt. Pedros ständiges Lächeln und sein beschwichtigendes »No problema« reizt manche der Wartenden bis zur Weißglut. Je mehr sie sich aufregen, desto überzeugender muss Pedro natürlich sein »No problema« bringen.

Der Belgier lacht beinah Tränen, als wir ihm eine Episode aus Tibet erzählen, wo sich ein Engländer, in einer ähnlich Nerven strapazierenden Situation, bei den Einheimischen mit folgenden Worten nach der Ursache erkundigte: »What kind of no problem?«

Bevor wir diese Frage an Pedro richten können, teilt uns ein Militärposten mit, dass wir uns zum Fluss hinab begeben dürfen. Wir kommen der Sache also näher!

Ein Boot ist für uns bereit und wir klettern über die schwankenden Holzplanken. Als endlich alle Platz genommen haben, entbrennt eine heiße Diskussion zwischen den uns betreuenden Mexikanern (mittlerweile haben wir fünf lächelnde Pedros um uns). Fazit: wir müssen wieder aussteigen. Eine Israelin, vorher noch blass vor Zorn, ist mittlerweile den Tränen nahe. Nur der Belgier und wir können der Situation noch etwas Lustiges abgewinnen. Das trägt nicht zur Steigerung unsere Beliebtheit bei den Mitreisenden bei. Die Pedros lächeln dafür umso dankbarer.

Unsere Rucksäcke liegen im Sand und warten. Die Sonne hat den Nebel völlig aufgetrocknet und die Brüllaffen sind verstummt. Am Fluss ist es schwül und das T-Shirt klebt im Nu am Körper. Ein neues Boot wird für uns auf den Sand gezogen. Alle Touristen zögern, niemand will wieder sinnlos Gepäck schleppen, doch die Pedros lächeln hartnäckig und winken. Diesmal ist es ernst.

Wir bekommen Schwimmwesten ausgehändigt, die wir anziehen und zubinden müssen! Als ich zum Belgier sage, dass dies die Servietten für die Krokodile seien, ernte ich böse Blicke der nervenschwachen Israelin. Ich geb' ja zu, dass ich mich insgeheim auch fürchte. In diesen braunen Fluten zu ertrinken oder gar darin verspeist zu werden, stelle ich mir nicht schön vor.

Der Motor wird angelassen, Dieselqualm hüllt uns ein. Das Militär hilft, das Boot ins Wasser zu schieben, als plötzlich Geschrei an der Uferböschung ertönt und den Vorgang stoppt. Die Rufe setzen sich bis zum Strand fort und der Motor wird abgestellt.

Ich warte darauf, dass die Israelin einen Tobsuchtsanfall bekommt, aber sie scheint resigniert zu haben. Nach fünf Minuten Wartezeit tauchen auf dem steilen Uferweg zwei Mädchen mit Hartschalenkoffern auf. Sie bemühen sich, die schweren Ungetüme über den holprigen Beton und anschließend über den Sand zu ziehen. Völlig erschöpft klettern sie zu uns ins Boot und endlich kann die Fahrt losgehen.

Wir tuckern über die braune Fläche und Fahrtwind streicht erfrischend über unsere Haut. Ganz vorne im Bug sitzt ein kleiner Junge, der dem Bootsführer hinten per Handzeichen die gefährlichen Untiefen anzeigt. Um diese Jahreszeit ist der Wasserstand niedrig und Felsblöcke zeichnen sich dunkel unter der Wasseroberfläche ab. Mehr jedoch muss der Junge auf die wechselnden Strömungsmuster in der braunen Suppe achten, die auf die Wassertiefe hindeuten. Unheimlich finde ich die großen Strudel, die bis zu 20 Zentimeter tiefe Trichter in die Wasseroberfläche saugen und uns vielleicht verschlingen könnten? Fehlen bloß mehr die Krokodile.

Aber so sehr wir auch in den Urwald starren und auf den Sandbänken und Felsinseln Ausschau halten, wir entdecken kein einziges Lebewesen. Nur vereinzelte Spuren von Menschen zeugen davon, dass man in diesem Dickicht, welches zu beiden Seiten des Flusses wuchert, leben kann. Vom rund zwei Meter hohen, vegetationslosen Streifen am Ufer sind Lehmziegel abgestochen worden, die jetzt in der Sonne zu Baumaterial trocknen.

Hier wohnen tatsächlich Menschen. Wahrscheinlich die barfüßigen Lankandonen.

Für mich ist es schier unvorstellbar, dass man in diesem tropisch schwülen Dschungel existieren kann. Mit all den Insekten, Blutsaugern und gefährlichen Tieren. Dem Morast, den Sümpfen und dem braunen Wasser. Und dann noch die Krankheiten, von Malaria bis zu schrecklichen Würmern, die sich durch die Haut bohren. Mir erscheint ein üppiger Regenwald wesentlich menschenfeindlicher als eine karge, kalte Hochlandwüste. Das weite, ungestörte Seefeld bis zum Horizont vermittelt das Gefühl von Sicherheit, während im Dickicht des Dschungels Gefahren in unmittelbarer Nähe lauern können. Vielleicht erklärt das den unruhigen, beinah gehetzten Blick in den Augen des Lakandonenmädchens von vorhin.

Unser Boot kommt gegen die Strömung nur langsam voran. Wir gleiten über den *Rio Usumacinta*, den einzig möglichen Transportweg inmitten des Regenwaldes, und genießen die Fahrt. Diese etwas abenteuerliche Einreise nach Guatemala ist erst seit kurzer Zeit möglich. Auf mexikanischer Seite gab es schon seit der Öffnung der Ruinen von *Yaxchilán* für den Tourismus eine Straße bis zum Fluss, am anderen Ufer, im ärmeren Nachbarland hingegen musste erst eine Verkehrsanbindung geschaffen werden. Dort soll nun ein Bus auf uns warten, der uns in fünf oder sechs Stunden quer durch den Norden Guatemalas karren wird. Viel angenehmer wäre es auf dem Wasserweg zu bleiben, doch nach einer halben Stunde sanften Schaukelns steuert der Bootsmann die Uferböschung am Fuße einer Lichtung an. Helfer klettern vorsichtig den schmalen Pfad zum Fluss herab und vertäuen das Boot. Dann schauen sie uns zu, wie wir über den glitschigen Pfad unser Gepäck hinaufschleppen. Helfer war vielleicht das falsche Wort.

Die zwei Mädchen mit den Hartschalenkoffern drohen auf den ersten guatemaltekischen Metern zu scheitern. Zum Glück haben Rucksacktouristen die Hände frei, um mit anzupacken. Wie zur Entschuldigung gesteht eines der Mädchen, dass sie zwei Nächte in *Flores* verbringen wollen. Unsicher blickt sie daraufhin in die irritierten Mienen der Mitreisenden. »Und zwei Tage«, ergänzt die andere und stellt ein beauty-case auf ihren Megakoffer. Die Israelin fühlt sich herausgefordert.

»Ich reise ein ganzes Jahr lang durch Mittel- und Südamerika. Mit dem hier!«, lässt sie die verdutzten Mädchen wissen und klopfte auf ihren grindigen Rucksack, dass der Staub aufwirbelt.

Am liebsten hätte ich sie angesichts ihrer schmutzigen Erscheinung gefragt, wie die vergangenen 363 Tage waren...

Stattdessen erkundige ich das guatemaltekische Terrain. Die Lichtung entpuppt sich als breite Schneise, die vom offenen Hinterland in den Waldgürtel entlang des Flusses geschlagen worden ist. Eine Fahrspur, von einem Baufahrzeug notdürftig in den Boden gekratzt, endet an der Uferböschung. Vor dem Abhang rostet ein abgewrackter Bus vor sich hin. Er ist mit einem militärischen Tarnnetz bedeckt, in das Zweige und Blätter eingeflochten sind. Sollte hiermit die Umweltsünde des Autofriedhofes verschleiert werden? Seltsam.

Ich trete unter ein Flugdach, welches vor einer winzigen Holzhütte zwischen den Bäumen aufgespannt ist, und frage einen in der Hängematte dösenden Einheimischen nach unserer

Weiterfahrt. Er murmelt etwas in Spanisch vor sich hin, was ich folgendermaßen deute und den anderen verkünde: »Der Bus kommt gleich. Wir sollen hier im Schatten warten.« Ein zweiter Guatemalteke taucht auf und bietet uns eisgekühlte Cola zum Verkauf an. In der brütenden Mittagshitze eine fabelhafte Geschäftsidee!

Nach einer geraumen Weile gemeinsamen Wartens, erhebt sich der Typ aus der Hängematte, sammelt die leeren Flaschen ein und gibt dem anderen Einheimischen per Kopfnicken ein Zeichen. Aufbruch.

Aber unser Bus ist doch noch gar nicht eingetroffen? Ungläubig beobachte ich den Guatemalteken, wie er zum Buswrack marschiert und das Tarnnetz vom Dach zieht. Die alte Rostlaube sollte nicht vor Blicken geschützt werden, sondern von der Sonnenhitze! Als dann auch noch sein Kollege einen Schlüsselbund schwingend durch das Loch der ehemaligen Fahrertür hinter das Lenkrad klettert, gibt es keinen Zweifel mehr. Die wollen uns tatsächlich mit diesem Gefährt hunderte Kilometer weit transportieren!

Die Koffermädchen haben sich das Abenteuer ebenfalls etwas komfortabler vorgestellt. Markus ist hingegen zuversichtlich. Da die Bootsmänner schon lange wieder weg sind und die zwei Einheimischen hier alle Luken dicht gemacht haben, sind wir die letzten Menschen hier. Das bedeutet, die zwei sind mit diesem Vehikel extra wegen uns hierher gefahren. Und, so kombiniert Markus, wenn die Kraxe eine Strecke durchgehalten hat, wird sie den Rückweg auch noch überleben. Ich kann Markus Logik zwar nicht ganz nachvollziehen, aber sein Vertrauen übernehme ich gerne.

Schwarze Dieselwolken hustend, setzt sich der Bus in Bewegung. Es liegt nicht an der mangelnden Technik des Fahrers, wenn das bisschen Metall, das der Rost übrig gelassen hat, bei Schrittgeschwindigkeit entsetzt aufkreischt. Die Fahrspur besteht aus einer unendlichen Abfolge von Buckeln und Schlaglöchern und sieht aus wie grobes Wellblech. Erst bei einer Geschwindigkeit von rund 40 km/h hüpfen die Reifen von Wellenberg zu Wellenberg und der Lärm wird erträglicher. Stoßdämpfer besitzt der Bus längst keine mehr.

Kaum haben wir die eben beschriebene optimale Reisegeschwindigkeit erreicht, bremst der Fahrer ab und wir scheppern von einem Schlagloch ins nächste. Meine Wirbelsäule presst die Bandscheiben zu flachen Omeletts und ich springe aus dem Sitz. Ich werde die Dauer der Fahrt stehend verbringen. Im hüftbreiten, leicht gebeugten Tai Chi-Stand versuche ich die Stöße zum Gaudium des einheimischen Fahrtbegleiters abzufedern. Lieber einen Muskelkater in den Beinen, als Rückenschmerzen!

Warum aber diese sinnlosen Bremsmanöver? Der Fahrer muss bis in den ersten Gang zurückschalten, obwohl nur ein paar baufällige Hütten am Straßenrand auftauchen. Keine taube Menschenseele weit und breit, die unser Herannahen überhören hätte können. Dann aber entdecke ich den Grund unseres Anhaltens und muss laut auflachen: zwei querliegende Baumstämme sind hintereinander bis zur Hälfte in der Fahrbahn eingegraben worden. Die halbkugelförmigen Wülste stellen Speedbraker dar und sie erfüllen ihren Zweck besser als ihre asphaltierten Vorbilder in Mexiko. Ein Schildbürgerstreich auf guatemalisch!

Wahrscheinlich steht in einer gutgemeinten Vorschrift, dass in Siedlungsnähe künstliche Bodenwellen errichtet werden müssen, um die Bevölkerung vor Rasern zu schützen. Die

Gesetzhüter standen angesichts der desolaten, vor Schlaglöchern strotzenden Fahrbahn vor dem Problem, zusätzliche, deutlich sichtbare Speedbraker zu bauen. Gar nicht so einfach. Wir begegnen auf unserer Fahrt den verschiedensten Lösungsansätzen: anstelle der Baumstämme wurden große Felsbrocken eingegraben (die haben den Vorteil, dass sie länger halten), oder es wurden stufenförmige Barrieren betoniert. Letztere sind aufgrund ihrer streng geometrischen Form leicht von den natürlichen Buckeln in der Straße zu unterscheiden. Sonst wüsste der Lenker ja nicht, dass es sich um einen Speedbraker handelt!

Die dezentrale Siedlungsstruktur mit den losen verteilten Hütten am Straßenrand hat fatale Auswirkungen auf unsere Reisegeschwindigkeit. Zwei Speedbraker pro Baracke. Einer davor und einer danach. Unser Fahrer lässt auf der kurzen Distanz den Bus im ersten Gang kreischen. Er hat längst resigniert.

Ich frage den Jüngeren der beiden Einheimischen, den Fahrtbegleiter, wie oft sie diese Strecke fahren.

»Zwei Mal pro Tag«, gibt er mir zur Antwort.

»Und da seid ihr nie auf die Idee gekommen, die Speedbraker auszugraben, zu sprengen oder wenigstens zu umfahren?«

Er schaut mich verständnislos an. Ich bohre nicht weiter, denn schließlich lebt ein Staat von gesetzestreuen Bürgern und nicht von eigenständig denkenden. Es ist nicht meine Aufgabe eine Revolution gegen Speedbraker anzuzetteln, obwohl mich das im Moment ungeheuer befriedigen würde.

Nach einer dreiviertel Stunde Rumpelfahrt kündigt eine Viererreihe Speedbraker ein wichtiges Gebäude an: Die Einreisebehörde. Der Fahrtbegleiter bittet uns, die Pässe mit je einem zehn Dollarschein zu versehen und ihm zu übergeben. Er werde sich dann um die Formalitäten und die Visa kümmern, während wir im angebauten Kiosk etwas konsumieren könnten. Gute Idee, finden alle, bis auf die Israelin. Sie schleicht dem Typ ins Innere des Gebäudes nach, während wir im Schatten einer Veranda ein paar Kekse verdrücken. Plötzlich steht ein Hundeskelett vor uns. Die Knochen sind bloß vom Fell zusammengehalten. Zwischen den Rippen und den Hüften, wo normalerweise der Bauch und die Eingeweide Platz finden, ist das Fell zu einem Hautlappen zusammengepickt. Das Tier ist kurz vor dem Verhungern, es kann sich kaum mehr auf den zitternden Beinen halten. Stumm steht es vor uns und beobachtet, wie wir Kekse mampfen. Markus kauft gleich eine zweite Packung und versucht den Hund zu füttern. Aber die Reaktionen des leidenden Tieres sind schon so langsam und vom Tod gezeichnet, dass es kaum einen Happen zwischen die Zähne bekommt. Denn ein Rudel deutlich vitalerer Hunde balgt um die Kekse und frisst ihm alles weg. Die Rangordnung gebietet es dem Schwachen in gebührender Entfernung zu warten. Wir versuchen die anderen Hunde zu vertreiben oder abzulenken. Vergeblich. Mehr als drei Kekse einer ganzen Packung erreichen die traurige Gestalt nicht. Wir trösten uns mit dem Gedanken, das Sterben des Hundes nicht unnötig verlängert zu haben.

Der Guatemalteke kommt mit dem Stapel Pässe und einer keifenden Israelin zurück. Empört berichtet die Frau, dass sie beobachtet habe, wie die Dollarnoten vom Zollbeamten einfach

eingesteckt worden sind. Als sie für ihr Visa nicht bezahlen wollte, hätte man ihr die Einreise schlicht verweigert. Und auf ihr Begehren nach einer Quittung habe der Typ nicht einmal reagiert. Erst als sie ihn angeschrien und der Korruption bezichtigt habe, sei auch er laut geworden. Daraufhin habe man sie aus dem Gebäude gezerrt.

Niemand der Mitreisenden kann ihren Zorn nachvollziehen. In den Reisehandbüchern steht, dass das Einreisevisa 10 US-Dollar kostet, was beileibe nicht viel ist. Und eine zusätzliche Quittung zum ohnehin ersichtlichen Stempel im Pass macht nicht viel Sinn. Markus stellt lakonisch fest, dass er bei israelischen Touristen öfters eine Art Verfolgungswahn beobachtet habe. Ständig fühlen sie sich bedroht oder betrogen. Was ja nicht so abwegig ist, wenn man ihre Geschichte bedenkt. Jetzt tut mir die Frau fast leid, aber ich kann sie nicht beschwichtigen. Die Welt hat sich gegen sie verschworen.

Der Bus startet und wir reiten wieder. Das englische Wort *riding* für Fahren muss in Guatemala erfunden worden sein. Momentan setzen wir zum Galopp an und ich nehme wieder meine knieweiche, federnde Stellung ein.

Die Landschaft ist öde und eintönig. Ein Bild dessen, was nach Brandrodung und Abholzung von Regenwald übrigbleibt. Ein paar halbverdorrte Maisfelder, magere Rinder im dornigen Gebüsch. Da und dort vergessene Urwaldriesen, deren majestätische Größe völlig deplatziert wirkt. Die meisten sind in der sengenden Hitze abgestorben. In den dünnen Schattenstreifen ihrer ausladenden, kahlen Äste reihen sich Ziegen auf. Staubwirbel lösen sich vom Boden und tanzen über die toten Felder. Über zwei Stunden dauert unsere Fahrt nun schon und wir haben erst 100 Kilometer zurückgelegt.

Die Mädchen mit den Koffern sind nicht zu beneiden. Nach ihrem Kurztrip müssen sie dieselbe Strecke wieder zurück! Wieder über die gleichen Speedbraker spicken! Plötzlich ein neues Geräusch, das Scheppern ebbt ab. Haben wir einen Motorschaden, rollen wir im Leerlauf? Nein, wir haben Asphalt erreicht! Endlich. Meine Oberschenkel zeigten schon eine gefährliche Krampfneigung. Nun kann ich mich endlich setzen. »Das Schlimmste liegt hinter uns«, sage ich zu Markus. Ich konnte nicht ahnen, dass die Asphaltstraße nach zwanzig Kilometern wieder in das übliche Wellblech übergehen würde.

Schließlich treffen wir völlig durchgebeutelt am Stadtrand von Flores ein. Der Bus hält in einer wenig einladend wirkenden Straße und der Fahrtbegleiter zeigt auf ein desolates Gebäude. »Der einzige Bankomat in ganz Flores«, verkündet er. Der Bus würde so lange warten, bis alle Geld geholt hätten. Die braven Schafe der Herde, wir eingeschlossen, steigen folgsam aus und reihen uns vor dem Geldautomaten auf. Die Israelin bleibt misstrauisch im Bus neben ihrem Rucksack sitzen.

Der Bankomat ist defekt, eine Art Kiefersperre verhindert das Einschleichen jeglicher Karte, egal welchen Typs. Ein Fußgänger weiß zum Glück einen anderen Bankomaten, ein paar Hundert Meter weiter. Ich berichte dem Busfahrer und sein Begleiter posaunt darauf hin verschmitzt: »Auf zum nächsten einzigen Bankomaten in Flores«. Die Israelin sieht sich bestätigt.

Der Geldautomat steht diesmal im Foyer einer Bank und akzeptiert leider nur VISA und master-Cards. Unsere europäischen *maestro* können wir einpacken. Ein Bankangestellter bestätigt, dass dies tatsächlich der einzige funktionierende Bankomat in dieser Stadt mit über 15000 Einwohnern sei. Die im Bus schmollende Israelin wird sich ohne *Quetzales*, so heißt die hiesige Landeswährung, schwer tun.

Wir bleiben nicht in diesem Stadtteil von *Flores*, der eigentlich den Namen *St. Elena* trägt, sondern wir werden, wie 90 Prozent aller Tourist, auf der Insel im See *Lagó Petén Itzá* wohnen. Vor der Fahrt über den schmalen Verbindungssteg hält der Bus ein letztes Mal an. Diesmal handelt es sich um das »einzige« Reisebüro, das Tickets zur Weiterreise nach Belize verkauft. *Zufällig* gehört es dem Busfahrer und seinem Begleiter, der uns wortreich davon überzeugen will, hier und jetzt die Fahrt zu buchen. Sonst wären alle Sitzplätze weg, denn schließlich steht der Jahreswechsel und viele Feiertage vor der Tür, und bla bla bla. Alle reagieren argwöhnisch und kein Ticket wird verkauft. Beleidigt über das entgegengebrachte Misstrauen, scheucht man uns in den Bus zurück.

Beim ersten Halt auf der Insel schnappen wir unser Gepäck und suchen unser gebuchtes Hotel zu Fuß. In den schmalen und verwinkelten Gässchen verlieren wir die anderen Touristen schnell aus den Augen. Weit müssen wir unsere Rucksäcke nicht tragen, die Insel misst ca. 200 mal 300 Meter. Ich freue mich schon auf das angeblich beste Hotel, in dem wir ein Zimmer reservieren haben lassen. Zumal es fast gleich viel kostet wie unsere 4*-Luxusherberge von *Palenque*. Doch auf dieser Reise werden unsere Erwartungen nie erfüllt, egal ob positive Vorfreude oder schlimme Befürchtungen. Es kommt immer anders.

Das Zimmer ist tatsächlich reserviert, damit haben wir eigentlich nicht gerechnet, dafür ist es winzig klein. Und mit einem Bad verbunden wir, gelinde gesagt, auch andere Vorstellungen. Im Reiseführer wurde zudem der Swimmingpool verschwiegen, in dem eine Horde Kinder tobt und meine busbedingten Kopfschmerzen steigert. Ziemlich benommen von all den Anstrengungen und meiner Erkältung falle ich auf das schmale Bett und schlafe augenblicklich ein. Markus verstaubt derweil unser Gepäck so, dass man sich im engen Gang rund um das Bett bewegen kann.

Als ich wieder erwache sind die Kinder verstummt und warmes Abendlicht flutet in den Raum. Markus erwartet mich auf der Terrasse des Restaurants, die einen offenen Blick über den See nach Westen gewährt. Die Sonne verfärbt sich im Dunst dunkelrot und ist in kurzer Zeit hinter dem Horizont verschwunden. Das ging enttäuschend schnell.

Der Kellner serviert Spaghetti al Pesto.

Völlig unerwartet setzt Minuten später ein Feuerwerk der Farben ein. Dünne Schleierwolken am Himmel spiegeln ihr Zinnoberrot auf den See, der zu leuchten beginnt, als würde seine Oberfläche brennen. Die Palmen am Seeufer zeichnen scherenschnittartige Muster in das lodernde Wasser, am hinteren Seeufer entzünden sich erste elektrische Lichter. Der See verglüht allmählich zu purpurrot und ein Fischerboot zieht eine keilförmige Schleppe aus goldenen Wellenkronen nach sich. Alles ist in wunderbares Leuchten gehüllt und ich bin von

der feierlichen Stimmung so überwältigt, dass ich den Angriff der Moskitos zu spät bemerke. Hastig wickle ich meine nackten Füße mit den juckenden Stichen in ein Tuch und widme mich den Spaghetti al Pesto, die inzwischen schon erkaltet sind. Trotzdem schmecken sie hervorragend, da könnte mancher Italiener von den Guatemalteken etwas lernen.

Während ich unter der Dusche stehe, erschüttern Hammerschläge das dünne Gemäuer. »Markus wird doch nicht...«, schießt mir ein Verdacht durch den Kopf. Ich angle mir das Handtuch und ziehe eine nasse Spur ins Zimmer. Mit tief befriedigtem Gesichtsausdruck wickelt Markus eine Gleitschirmleine um einen 50er-Nagel, der neben einem dünnen Metallstiftchen aus der Wand ragt. Das Stiftchen diente als Halterung für ein Bild, das Markus unters Bett verräumt hat.

»Kein Mensch wird das Loch bemerken, sobald das Bild wieder hängt«, sagt Markus, bevor ich ein Wort herausbringe. Dann prüft er die Belastbarkeit der Schnur, fädelt das Moskitonetz ein und spannt den Bündel quer übers Bett an die Trennwand zum Bad und markiert dort einen Punkt. Schnappt sich einen weiteren Nagel vom Nachttisch und klopft ihn mit dem Leatherman in die Mauer. Ich hoffe inständig, dass der Lärm nicht das Hotelpersonal zusammentrommelt!

»Und mit welchem Bild willst du dieses Loch tarnen?«, frage ich ihn amüsiert.

»Glaubst du, dass es jemand auffällt?«, antwortet er mit unschuldiger Miene und befestigt die Leine. Dann steigt er vom Bett herab, zupft das Netz auseinander und stellt zufrieden fest: »Wusste ich doch, dass ich Nägel von zuhause mitnehmen muss!« Und fügt hinzu: »Besser Löcher in der Wand, als herausgerissene Vorhangstangen wie in Nepal, weißt du noch?«

Wie könnte ich das demolierte Zimmer jemals vergessen? Seit damals sind Nägel fixer Bestandteil in Markus' Gepäck. Als er daheim einmal über eine Werbung für Reisebügeleisen stolperte, fragte er im Ernst: »Glaubst du, gibt es auch Reisehämmer?«

Flores, die romantische Insel

25.Tag, Freitag, 30.12.2005

Heute ist *Freitag* und er bleibt ein freier Tag. Nach fast elf Stunden Schlaf unterm Moskitonetz genießen wir ein üppiges Frühstück im Freien. Noch ist die Temperatur angenehm, aber im Laufe des Vormittags wird es unangenehm schwül.

Selbst in den schmalen Gassen zwischen den mehrstöckigen Häusern gibt es nur dünne Schattenstreifen. Wir sind dem Äquator zu nahe, die Sonne steht fast senkrecht über uns. Das Timing für einen Stadtbummel ist nicht optimal, aber im Zimmer fühlte sich die Luft wie Sirup an. Zudem müssen wir uns um die Weiterreise nach Belize kümmern. In drei Tagen, am 2.1.2006 werden wir auf *Tobacco Caye*, der winzigen Karibikinsel, erwartet.

Wir klappern die Reisebüros ab und erhalten überall dieselben Tarife und Abfahrtszeiten. Die Guatemalteken haben das Einheitssystem der Mexikaner übernommen. Individuelle Wünsche können nicht berücksichtigt werden. Die Buslinien verkehren zwischen Flores und der Hauptstadt von Belize. Auf halber Strecke bei *Belmopan* gabelt sich die Straße und zweigt nach *Dangriga* in Richtung Süden ab. Dort wollen wir hin. Die Frau im Reisebüro zuckt mit den Schultern. Pech. Sie macht uns einen Vorschlag: Wir sollen die volle Strecke bis Belize City buchen, aber in *Belmopan* aussteigen. Erwartungsvoll blickt sie uns an. Unsere Begeisterung kennt Grenzen.

»Wie sollen wir von *Belmopan* nach *Dangriga* kommen?«, fragen wir sie.

Schulterzucken.

Aha. Das ist nicht mehr ihr Problem, will sie damit ausdrücken.

»Wenn wir nur die halbe Strecke im Bus sitzen, wieso müssen wir dann voll bezahlen?«, unternehme ich einen Versuch, die Sache wenigstens billiger zu machen.

Dafür hat sie eine gute Erklärung. Wir würden einen Platz von hier aus belegen. In *Belmopan* steige niemand mehr zu, der die restliche Fahrt berappen würde.

Wir geben uns geschlagen und wollen die Tickets kaufen.

»Am Sonntag, den 1.1.2006?«, fragt sie erstaunt nach.

Was soll daran so ungewöhnlich sein?

»Es ist Sonntag und zudem Feiertag, ein doppelter Feiertag, sozusagen«, erklärt sie uns. Sie müsse erst nachfragen, ob da ein Bus überhaupt verkehre. Nach etlichen Telefonaten und einer enormen Zunahme unserer Nervosität, gibt sie endlich grünes Licht. Dankbar bezahlen wir die Tickets bis Belize City, ohne Gedanken an den Fahrpreis zu verschwenden. Eine Frage muss ich ihr noch stellen, bevor wir das Reisebüro verlassen: »Gibt es eine Chance, dass an doppelten Feiertagen in Belize irgendwelche Busse fahren, die uns nach *Dangriga* bringen könnten?«

Schulterzucken. Nicht ihr Problem.

Kaum sind wir zurück in der schmalen Gasse, fällt uns ein, dass wir noch ein Transportmittel zu den Ruinen *Tikals*, die rund 50 Kilometer nordöstlich von *Flores* liegen, für morgen brauchen. Schnell steigen wir die Treppen zum Eingang des Reisebüros hinauf und stehen vor geschlossener Tür. Hinter dem Glas schwingt sanft das Schild mit der Aufschrift *cerrado* hin und her.

Die Mittagshitze wird von den Steinmauern der Stadt vielfach reflektiert. Wir bewegen uns in einem Backofen. Die Uferpromenade ist da weitaus angenehmer. Vom See her weht eine leichte Brise, angereichert von Staub und Dieseldunst. Ein Bagger hebt einen Leitungsgraben aus und eine Planierdrause ist bemüht, den Eingriff wieder auszubügeln. Die Uferpromenade ist für Fußgänger leider unpassierbar geworden. Wir kehren in den Backofen zurück und streben der Kirche zu, die auf der Inself Spitze thronet. Und da gibt es endlich, was wir gesucht haben: Eine schattige Terrasse direkt über dem steilsten Uferabschnitt und dem Wind ausgesetzt. Ein Hinweisschild preist Fruchtshakes und kühle Getränke an.

Und die Doppeltürme der Kirche, das Wahrzeichen von *Flores*, kann man bequem vom Gastgarten aus fotografieren. *Flores* ist eine idyllische, kleine Insel und erinnert an Lindau. Der Wirt erklärt uns, dass die Insel bereits die Hälfte ihrer Fläche eingebüßt habe, denn der Wasserspiegel des Sees steige in den letzten Jahren stark an. Die flachen Uferzonen seien alle überflutet und die Wellen unterspülten die Gebäudefundamente. Ich frage ihn nach der Wasserqualität, denn in einem Entwicklungsland erwarte ich mir keinerlei Kanalisation. Das südliche Seeufer ist dicht verbaut, dennoch scheint das Wasser sauber zu sein. Voller Stolz erklärt uns der Wirt, dass alle Häuser an ein Kanalnetz angeschlossen seien. Mit Pumpen werde das Abwasser zu den Kläranlagen ins Hinterland geleitet. Das Wasser des *Lago Petén Itzá* könne man trinken! Leiser fügt er hinzu: »Wir sind nämlich keine solchen Schweine wie die Mexikaner, die alles ungefiltert ihren Flüssen überantworten.«

Vielleicht sollte man die Italiener tatsächlich einmal nach Guatemala schicken. Neben der Pestozubereitung könnten sie sich die Kläranlagen anschauen...

Eine Stunde, 3 Fruchtshakes und 2 Colas später sind wir reif für einen zweiten Besuch im Reisebüro. Die Dame ist wieder da und verkauft uns ein Ticket nach *Tikal*. Um 8:00 Uhr würden wir vom Hotel abgeholt werden.

Die Hitze macht mich träge. Ich döse unterm Moskitonetz während Markus schon wieder Spaghetti al Pesto futtert. Mein Magen muss erst die Bananen, Ananas- und Mangoshakes verarbeiten.

Am späteren Nachmittag drängt Markus zu einer Bootsfahrt auf dem See. Ich tippe zuerst auf einen Sonnenstich, aber es ist ihm ernst. Er hält mir vor, plötzlich keinen Sinn mehr für Romantik zu besitzen. Ich muss zugeben, dass mich der maßlos überbewertete Preis für eine halbstündige Runde in einem Motorboot abschreckt.

»Aha. Romantik muss also billig sein«, fordert mich Markus heraus. »Schnäppchen-idylle«, setzt er noch eins drauf. »Jetzt verstehe ich auch, warum ein Ruderboot romantischer ist als ein Motorboot.«

Ich muss so lachen, dass ich mich gar nicht verteidigen kann. Irgendwie hat er ja Recht. Kerzenschein ist eben stimmungsvoller als elektrisches Licht.

Ich winke den Buben, der in seinem Boot sitzend erwartungsvoll unsere Debatte beobachtet hat, heran. Wir steigen in den Kahn und tuckern eine sinnlose Runde über den See. Markus lehnt sich zurück, schließt verzückt die Augen und seufzt: »Ist das nicht romantisch?« Ich gebe keine Antwort, sondern schwöre mir stattdessen, dieses Wort nie mehr zu verwenden.

Tikal, Maya-Tempel im Urwald

26.Tag, Samstag, 31.12.2005

Das Pickup Service mit dem Sammeltaxi hat funktioniert. Bereits kurz nach 9:00 Uhr stehen wir auf dem Besucherparkplatz vor den Ruinen *Tikals*, die zu den eindrucksvollsten Maya-Tempeln zählen. Manche Reiseführer schreiben sogar, *Tikal* sei der Höhepunkt jedes Mittelamerikatrips schlechthin. Viel besser als die Pyramiden von Gizeh in Ägypten! Wir machen uns nicht besonders viel aus alten Steinen und sind an einigen sehr bedeutenden Ausgrabungen bereits vorbei gefahren, aber *Tikal* wurde uns immer aufs Wärmste empfohlen. Nun stehen wir auf dem Parkplatz und stellen fest, dass er sich von anderen Parkplätzen kaum unterscheidet. Etwas mehr Schotter ist zu sehen. Weil weniger Autos draufstehen. Ein gutes Zeichen.

Wir folgen dem Besucherpfad, der am Parkplatzende in den Dschungel schlüpft. Der Übergang zwischen dem gleißenden Schotter und dem Dunkel des Waldes ist so abrupt, dass wir stehen bleiben müssen, um unsere Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen. Eigenartige, fremde Vogelstimmen erfüllen die von Feuchtigkeit schwere Luft. Wir verharren regungslos, lauschen, lassen unseren Blick in das Blätterdach, welches sich hoch über unseren Köpfen schließt, schweifen. Oberschenkeldicke Lianen hängen herab, bilden am Boden Knäuel bevor sie sich mit dem nahrhaften Boden verbinden. Oder ist es umgekehrt? Wachsen sie aus dem Erdreich, winden sich wie Schlangen, um dann aus dem Wirrwarr senkrecht nach oben ans Licht zu streben? Wohl kaum. Aber bei einigen anderen Pflanzen ist die Wachstumsrichtung tatsächlich nicht mehr erkennbar. Die Würgefeige ist eine dieser rätselhaften Spezies. Manchmal verschmelzen mehrere Exemplare zu einer Art Baumgruppe, die auf meterhohen Stelzen, ihren einstigen Wurzeln steht. Erst in einigen Metern Höhe beginnt der Stamm und wir fragten uns, wie ein Baum in der Luft zu wachsen beginnen kann. Bis wir einigen jüngeren Vertretern dieser Schmarotzerpflanze gegenüberstanden. Die Würgefeigen keimen in den Astgabeln der großen Urwaldbäume, nachdem ihre Samen von den Vögeln dorthin gebracht worden sind. Während sie sich von ihrem Wirtsbaum in lichter Höhe aushalten lassen, beginnen sie dünne Luftwurzeln auszutreiben, die irgendwann einmal den Boden berühren. Kaum haben sie eine eigene, unabhängige Nährstoffzufuhr aufgebaut, beschleunigt sich ihr Wachstum. Sie treiben in alle Richtungen, nutzen die Äste und den Stamm des Wirtsbaumes als Himmelsleiter und vermehren gleichzeitig ihre Luftwurzeln, die allmählich zu starken

Säulen anschwellen. Irgendwann ist die Würgefeige mächtiger als ihr Ziehvater und wird ihrem Namen gerecht: Sie erwürgt ihn. Jahrzehnte später ist vom Wirtsbaum nichts mehr übrig, nur mehr Hohlräume zwischen den ehemaligen Luftwurzeln erinnern an seine einstige Form. Dass man mit Hinterlist derart erfolgreich sein kann, zeigt dass moralische Betrachtungsweisen bloß vom Menschen erfundene Modelle sind.

In diesen Gedanken verloren, stehe ich vor einem Baum, der von einer jungen Würgefeige befallen ist und somit seinen eigenen Tod nichtsahnend in den Armen hält. Das Bild berührt mich und ich merke gar nicht, dass Markus schon weiter gegangen ist.

»Den musst du dir ansehen!«, ruft mich Markus aus meiner morbiden Stimmung.

Ich kann aus der Distanz nicht erkennen, wer so ansehnlich sein soll, sondern erspäre nur eine hellgraue Wand hinter den Büschen.

Die Wand ist Teil eines Baumes. Ein Teil nur, wohlgemerkt. Insgesamt wachsen vier dieser brettartigen, drei Meter hohen Verdickungen aus dem Stamm und stützen ihn in alle Himmelsrichtungen ab. Wie eine startbereite Rakete erhebt sich der Baum in den Himmel. Erst in schwindelerregender Höhe treiben Äste aus der glatten Säule. Sie sind wulstig, von geringer Spannweite und tragen einen Pelz aus Moos, auf dem rote Grasbüschel sprießen. Die Ähnlichkeit mit den behaarten Spinnenbeinen einer Tarantel ist frappant. Wir haben solche Raketenbaumstämme schon des Öfteren im Dickicht gesehen, aber es blieb uns im Blätterdschungel stets verborgen, dass diese eleganten Riesen so stümperhaft und haarig enden. Dieses Exemplar hier wurde eigens für die Besucher frei gelegt, das Gebüsch und die umstehenden Bäume gefällt. Endlich genug Freiraum, um den Baum fotografieren zu können! Markus stellt sich zum Größenvergleich zwischen die Wurzelwände. Eine bessere Bezeichnung fällt uns zu den meterhohen Verstreungen nicht ein.

»Wenn wir uns in diesem Tempo in Richtung Ruinen bewegen, erreichen wir sie noch vor Einbruch der Dunkelheit«, gebe ich mit einem Blick auf die Uhr zu bedenken. Ein Anfall von touristischem Pflichtbewusstsein macht sich bemerkbar. Wir kommen jedoch keine fünfzig Meter weiter.

Ich studiere einen Wegweiser an einer Weggabelung und will Markus fragen, ob wir zuerst zur nördlichen Akropolis oder zum Fledermauspalast gehen sollen, da schneidet er mir mit einer dramatischen Geste das Wort ab und hebt den Finger an seine geschlossenen Lippen. Wortlos deutet er in das Gebüsch am Wegrand und schleicht ein paar Schritte näher zu den wackelnden Zweigen. So viel Vorsicht wäre nicht nötig gewesen. Das Rudel niedlicher Pelztiere, welche mit ihren langen Nasen den Boden durchpflügen, nimmt uns gar nicht zur Kenntnis. Die Tiere sind flink und wieselnd im Unterholz umher, offenbar auf der Suche nach schmackhaften Würmern oder sonstigem Bodenetier. Ihre Körpergröße entspricht etwa der unserer Hauskatzen, aber der Schwanz ist eindeutig länger. Braun – weiß geringelt ragt er wie eine Antenne senkrecht in die Höhe und zittert elektrisiert, wenn die schnüffelnde Nase auf Beute gestoßen ist. Offenbar das Signal für die anderen Rudelmitglieder in unmittelbarer Nähe des Fundortes die Schnauze ins Moos zu bohren.

Markus pirscht sich mit dem Fotoapparat an ein einzelnes Tier an, das mit seinem scharfen Krallen einen modrigen Baumstamm zerfleddert. Es nimmt Reißaus und flüchtet sich in eine

Astgabel über unseren Köpfen. Dort wähnt es sich in Sicherheit und beginnt sich zu kratzen. Die Krallen des Hinterbeine bearbeiten das rötlich braune Fell hinterm Ohr, die helle Brust und schließlich ganz vorsichtig die beinah schwarze Partie unter den Augen. Die Flöhe müssen extrem lästig sein. Das Tier ist so mit dem Juckreiz beschäftigt, dass wir in Ruhe Fotos machen können. Erst als die Ringelschwanzantennen seiner Artgenossen auf der anderen Wegseite im Gebüsch verschwinden, saust unser Fotomodell ihnen in Panik nach.

Wir finden unsere Sprache wieder.

»Was waren das für Tiere?«, frage ich Markus.

»Nasensäure«, kommt die prompte Antwort.

Ich bin erstaunt, aber nicht überzeugt.

»Sehen die so aus?«, hake ich skeptisch nach.

»Keine Ahnung«, gibt Markus zu meiner Überraschung zu. »Der Name würde jedenfalls gut zu ihrem Gesicht passen.«

Unsere zoologischen Ausführungen werden jäh von Gebrüll gestört. Ein unmenschliches Röhren tobt im Blätterrascheln und Astknacken über unsere Köpfe hinweg.

»Brüllaffen!«, diesmal sind wir uns beide einig.

Leider können wir die Tiere im Dickicht der Baumkronen nicht erspähen. Wir stolpern dem Lärm nach, den Blick starr in das grüne Dach über unseren Köpfen gerichtet. Plötzlich fächern sich die Schreie auf, ein grauschwarzes Hindernis teilt den Wald. Wir stehen vor der steilsten Mayapyramide, die es gibt. Der nahezu quadratische Unterbau türmt sich mit über 45° Neigung zur Höhe der Baumwipfel auf und bildet das Fundament für eine Kammer, die bis auf das Eingangsloch geschlossen ist. Die Decke dieses Raumes dient als Sitzfläche eines Thrones, die Hinterwand der Kammer geht nahtlos in die Rückenlehne über. Auf diesem kolossalen Herrschersitz, der zig Meter über den Regenwald aufragt, nahmen die Götter Platz, während die Priester zu ihren Füßen in der Kammer die Zeremonien abhielten. Ob sie wirklich Menschen geopfert hatten, ist nicht gesichert. Darstellungen scheinen dies zu bezeugen, aber es kursieren widersprüchliche Theorien. Wie dem auch sei, die Pyramiden allein waren eine beeindruckende Machtdemonstration und sind es bis heute.

Die Brüllaffen sind für kurze Zeit vergessen.

Auf der Vorderseite der Pyramide führt eine Treppe bis zur Opferkammer. Das Besteigen ist allerdings verboten. Nicht aus Angst vor dem Schaden, den kletternde Touristen verursachen könnten, sondern aus Angst um die Touristen. Die zum Teil abbröckelnden Steinstufen könnten zum Absturz führen. Im Reiseführer steht, dass es bereits zu Todesfällen gekommen sei. Was angesichts der Steilheit und des Höhenunterschiedes leicht zu glauben ist. Die Mayapriester sollen sich mancher ihrer Opfer auf diese Weise entledigt haben, nachdem sie ihnen zuvor das Herz herausgeschnitten hatten. Darum sind wir nicht unglücklich, wenn wir die blutgetränkte Treppe nicht benutzen dürfen, sondern über eine schwankende Holzleiterkonstruktion den Fuß des Thrones erreichen.

Welch ein Ausblick!

Das Blätterdach des Regenwaldes erstreckt sich ringsum, so weit das Auge reicht. Wir stehen auf einer kleinen Steininsel inmitten eines wogenden grünen Meeres. Ganz in der Nähe, höchstens zweihundert Meter entfernt, durchsticht ein weiterer Thron den Urwald. Der Sitz ist dem unsrigen zugewandt. Die Götter konnten sich ungestört über die Vegetation hinweg

anblicken. Etwas kleinere Tempel sind zwischen den Baumkronen auszumachen und zeigen das Ausmaß des heiligen Bezirkes an. Die Anlage erstreckt sich über einen Quadratkilometer. Und es sind bei weitem noch nicht alle Bauwerke ausgegraben!

Wir genießen die sanfte Brise, die dem Wald die obersten Zweige krault und ab und zu einen Schmetterling in den Himmel hebt. Die vom Laub und der schwülen Hitze des Bodens gedämpften Stimmen der wenigen Menschen vermischen sich mit den Tierlauten des Dschungels zu einem weichen Klangmeer, das an die Stufen des Tempels schwappt. Umso deutlicher und strenger tritt die Stille des Götterthrons hervor. Das Heilige schafft sich eine eigene Sphäre, die sich bis zum Blau des Himmels dehnt. In *Tikal* ist diese Symbolik körperlich mit allen Sinnen erfahrbar und nicht bloß eine Metapher.

Wir wären der Faszination dieses Platzes wahrscheinlich noch länger erlegen, wenn sich nicht plötzlich die Horde Brüllaffen lautstark zu unseren Füßen gemeldet hätten. Eilig klettern wir die Holzleitern hinab, um endlich eines dieser Tiere zu Gesicht zu bekommen. Das Gebrüll ist verstummt, aber ein Einheimischer hat die Affen rechtzeitig entdeckt und zeigt ins Geäst. Da hocken sie. Schwarzer Pelz, gedrungener Körper, nicht von beeindruckender Größe. Ganz normale Affen. Kaum zu glauben, dass sie derartige Laute von sich geben können. Den Beweis liefern sie leider nicht, sondern widmen sich vielmehr der gegenseitigen Fellpflege. Markus blickt durchs Fernglas und entdeckt zwei Junge, deren helle, faltige Haut noch kaum behaart ist. Ganz interessiert äugen sie zu uns herab. Endlich bekomme auch ich das Fernglas in die Hand. Die Affenmütter pressen den Nachwuchs an ihren Brustkorb und klettern gemächlich zum nächsten Ast, direkt über uns. Ich muss das Fernglas kurz absetzen, weil ich sonst ein steifes Genick bekomme. Als ich wieder durchschaue blicke ich direkt auf einen Affenhintern mit rosaroten Genitalien. Voyeuristisch beobachte ich, wie sich ein Teil dunkelrot zu färben beginnt. Ein Loch dehnt sich aus und für kurze Zeit wird etwas Gelbliches sichtbar. Mein Nacken schmerzt so stark, dass ich den Kopf wieder senken sollte, aber die Neugier ist stärker. Jetzt taucht das Gelbe wieder auf, wird größer, quillt auf und fällt. Mit einem Satz bin ich zur Seite und der Kot klatscht neben mir auf den Boden. Schnell wechseln wir den Standort, denn auch die anderen Affen beginnen zu scheißen und ein schwefelgelber Hagel geht auf den Besucherpfad nieder.

»Das hätte ins Auge gehen können«, sage ich erleichtert zu Markus, der lachend kontert: »Eher in den Mund«, und meine überstreckte Kopfhaltung mit weit aufgerissenen Kiefern nachahmt.

Vorsichtig, auf jedes Rascheln im Geäst achtend, wandern wir auf einem engen Dschungelpfad zur nächsten Pyramide. Dabei passieren wir kegelförmige, meterhohe Erdhaufen, die dicht mit Bäumen und Unterholz bewachsen sind. Darunter verbergen sich weitere Bauwerke, die erst noch freigelegt werden müssen. Manchmal sind in kleinen Grabungsschlitzten die behauenen Steine einer Mauer erkennbar und liefern den Beweis, dass es sich nicht um natürliche Hügel handelt.

Die kolossalen Bäume, die darauf wachsen, repräsentieren die Zeitspanne besser als jede Zahl. Ihre Wurzeln haben selbst riesige Opfersteine von mehreren Tonnen Gewicht gesprengt, auseinandergebrochen wie ein mürbes Keks. Der Gegensatz zwischen der

momentanen Erhabenheit der menschlichen Schöpfungskraft, die sich in den Tempelbauten spiegelt und der zeitlichen Überlegenheit der Natur, die sich alles wieder einverleibt, als wäre das Gleichgewicht nie gestört worden, ist beeindruckend. Nichts hat Bestand, was der Mensch sich in seinem Bedürfnis nach Sicherheit und Stabilität erschafft. Selbst Götter sind vergänglich. Ein tröstlicher Gedanke.

Vor uns öffnet sich eine Lichtung, zwei Pyramiden, mindestens so hoch wie die vorherige, stehen sich gegenüber. Zwischen ihnen liegt der Ballspielplatz, dem bei den Mayas eine besondere rituelle Bedeutung zukam. Die auserwählten Menschenopfer mussten hier angeblich vor den Augen der Priester Geschicklichkeitsspiele austragen, bei denen es buchstäblich um Leben und Tod ging.

Zu einem der Tempel führt eine Holzleiter hinauf. Bevor sie sich an die Steinstufen lehnt, streift sie die Baumkrone eines nahestehenden Baumes und gewährt den Einblick in die Flora zwischen Himmel und Erde. Die Äste sind in weiches Moos gepackt, aus dem Gräser, Blumen und sogar kleine Palmen sprießen. Von den baumeigenen Blättern ist nicht mehr viel übrig. Die Schmarotzerpflanzen sind in der Überzahl. Und da der Lebensraum auf der Astoberseite beschränkt ist, haben sich manche Gewächse aufs Hängen spezialisiert. Meterlange Gardinen grauer Flechten spannen sich wie Spinnennetze zwischen den Ästen oder zieren in dünnen Schnüren wie Lametta den Baum. Die verstaubte Dachbodenatmosphäre des silbrigen Gespinstes passt vortrefflich zu dem alten Gemäuer.

Die Hitze der großen Lichtung treibt uns in den Urwald zurück. Ringsum liegen noch viele kleinere Tempel im Urwald verstreut, die über kaum begangene Pfade miteinander verbunden sind. Das Reisehandbuch warnt zwar vor Raubüberfällen im einsamen Dschungel, aber Affenscheiße erscheint uns gefährlicher.

Der Spaziergang durch den Urwald zwischen Tempelruinen und haushohen Baumfarnen, mit handtellergroßen Schmetterlingen und blutroten Orchideen und dem Klang fremder Vogelrufe ist ein Fest für die Sinne. Wir suchen ein Plätzchen für eine Rast, doch die vielen Ameisen und Insekten des Waldbodens beherrschen jede in Betracht kommende Sitzfläche. Also steigen wir die Treppen zu einer Minipyramide hoch, deren kahle Steinblöcke unbelebt sein dürften.

Der Tempel ist ein exaktes Abbild der großen Kultstätten. Die Treppe endet oben mit einer kleinen Plattform, auf der sich eine fensterlose Kammer befindet. In der Schwärze des schattigen Raumes leuchtet ein Auge! Schnell winke ich Markus herbei. Meine Pupillen müssen sich erst an die Dunkelheit gewöhnen um zu erkennen, was sich im Tempel verbirgt. Kaum nehme ich die Umrisse eines großen Vogels wahr, schreitet ein Geier majestätisch über die Schwelle ins gleißende Sonnenlicht. Wir verharren regungslos keine drei Meter entfernt. Nie waren wir einem so imposanten Vogel in freier Wildbahn näher!

Der Geier hat die Größe eines ausgewachsenen Truthahnes, sein pechschwarzes Gefieder glänzt in der Sonne. Die kahlen Beine ruhen auf Füßen mit drei markanten Zehen, die mit schwarzen, gebogenen Krallen bewehrt sind. Dem federlosen Kopf des Vogels fehlt die typische, rote Runzelhaut, die die Geier so hässlich wirken lässt. Das Tier vor uns strahlt

hingegen eine vornehme Würde aus, hervorgerufen durch eine Art hellgrauer Perücke, die vom Schnabel bis in den Nacken reicht und an den Kopfschmuck englischer Lords erinnert. Des Geiers Kopfhaut besteht aus lauter kleinen, knotenartiger Verdickungen und Wülste, die künstlich gelegten Locken frappierend ähneln. Das uns zugewandte Vogelauge schimmert wie ein dunkler Kiesel am Ansatz des schwarzen Schnabels, dessen oberes Ende in einem spitzen Bogen über den unteren Teil hinausragt.

Der Geier nimmt keine Notiz von uns und stört sich nicht am surrenden Zoom unserer Kamera. Einmal wendet er den Kopf und blickt hinter sich in das Dunkel zurück. Ein zweiter Vogel tritt ans Sonnenlicht, blinzelt kurz in unsere Richtung und hat uns dann vergessen. Offenbar sind wir seine Aufmerksamkeit nicht wert. Diese Ignoranz erdreistet uns zuerst wieder zu sprechen und schließlich uns dem Paar zu nähern.

Obwohl sie uns keines Blickes würdigen, halten sie durch kleine Schritte den Sicherheitsabstand von eineinhalb Metern bei. Streicheln ist also nicht drin. Da wir alle erdenklichen Fotos schon gemacht haben, werden wir übermütig und respektlos. Uns würde die Flügelspannweite interessieren. Während ich die Kamera bereit halte, scheucht Markus die Vögel mit raschen Bewegungen auf. Äußerst unwillig flattern sie vom Boden weg und lassen sich auf einem Mauersims in rund zwei Metern Höhe nieder. Und damit wir nicht weiterhin nerven, werfen sie sich zum Fotoshooting in Pose. Sie spreizen die Flügel und fächern die sechs letzten, schneeweißen Federn, die man zuvor nicht sehen konnte, zu einem Strahlenkranz auf. Die Geier drehen sich solange um die eigene Achse, bis die Sonne optimal von hinten aufs Gefieder brennt. Die Vögel sonnen sich und wir knipsen wie besessen.

Nur Fliegen sahen wir sie noch nicht. Unsere Fuchtelei und das Händeklatschen beeindruckt die Geier gar nicht. Zurufe und Gebrüll ignorieren sie, als wären sie taub. Selbst kleine Ästchen, die wir auf die Mauer werfen, bringen die Vögel nicht vom Sonnenband ab. Wir greifen zum letzten Mittel und schleudern einen ordentlichen Batzen Dreck in ihre Richtung. Als hätten sie den Anschlag kommen sehen, hupfen sie flink und ohne zu fliegen der Mauer entlang aufs Tempeldach. Wir geben uns geschlagen, entschuldigen uns für die Störung, bedanken uns für die Fotos und steigen von der heiligen Tempelruhe in den rastlosen Dschungel hinab.

Die Begegnung mit den Geiern ließ uns nicht nur die Sitzpause vergessen sondern auch die Zeit. Es ist bereits später Nachmittag und wir wissen nicht, wie weit wir vom Parkplatz und den Minibussen entfernt sind. Zudem tun mir die Füße von den kilometerlangen Märschen weh. Wir sind seit mehr als sechs Stunden auf den Beinen! Vom Hunger und Durst ganz zu schweigen!

Endlich sehen wir die Kiesfläche des Parkplatzes durch das Blattwerk schimmern. Doch gleichzeitig ertönt ein fast hypnotischer wirkender, langgezogener Klageruf eines Tieres.

»Es kam von dort«, ist sich Markus sicher und steuert auf einen riesigen Baum zu.

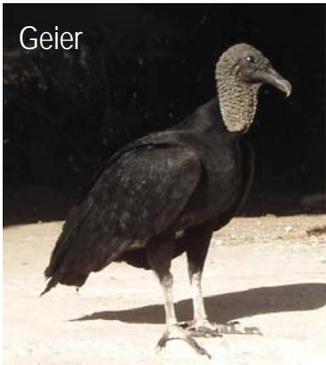
Wir starren ins Geäst, lauschen und warten. Nichts bewegt sich. Nichts ist zu hören. Endlich erklingt der melodische Schrei erneut und zwar in unmittelbarer Nähe. Gleichzeitig sehe ich etwas Dunkles von einem Ast stürzen und dabei gelb blinken. Dann versperren mir Blätter die



Der Grenzfluss zwischen Mexiko und Guatemala

Abendstimmung in Flores





Geier



Toucan



Nasenbär?



Ruinen
im

Urwald:

Tikal





Baumbärte wie Spinnennetze



„Frau“-hohe Blätter



Tikal



Tobacco Caye



Pelikane

Sicht. Vorsichtig pirschen wir näher und werden Zeugen eines äußerst seltsamen Balzrituals. Ein großer Vogel, vergleichbar mit einem ausgewachsenen Hahn, hockt auf einem Ast. Mit seinem dunklen Gefieder hebt er sich im Schatten des Blätterdachs kaum ab. Dann stößt er seinen exotischen Ruf aus und lässt sich kopfüber vom Ast fallen. Im Sturz spreizt er seine Flügel und leuchtend gelbe Schwanzfedern werden sichtbar. Der Vogel fällt jedoch nicht herunter, sondern hält sich mit den Krallen am Ast fest, sodass er wie ein Reckturner hin und her schaukeln kann. Allerdings mit dem Kopf nach unten. Durch das Vor- und Zurückpendeln holt er genügend Schwung, bis er wieder auf dem Ast sitzt. Manchmal schafft er drei volle Umdrehungen hintereinander! Offenbar sind nur wir von seiner Vorführung beeindruckt, denn kein Weibchen wird angelockt und der Akrobatikvogel fliegt davon.

Wir kehren auf den Pfad zurück und erreichen endlich den Parkplatz. Eine Schar bunt schillernder Vögel kreuzt unseren Weg. Sie sehen aus wie Pfauen mit gestutzten Schwanzfedern. Je nach Einfallswinkel der Sonnenstrahlen schimmert ihr Gefieder in den Farben des Regenbogens. Mit großen Schritten eilen sie auf die Busse zu, immer wieder mit dem kräftigen Schalen zwischen den Kieselsteinen nach Fressbarem pickend. Auf meine Frage, ob diese großen Vögel Haus- oder Zuchttiere von den Einheimischen seien, antwortet mir der Busfahrer, dass es sich um Wildtiere handle. »Oszilating turkeys«, weiß er sogar den englischen Namen, der nicht treffender das Farbspiel der Federn beschreiben könnte.

Als ich mich nach der Abfahrtszeit Richtung *Flores* erkundigen will, fliegt ein seltsames Geschöpf mit hängendem Kopf über den Parkplatz. Nach aerodynamischen Gesetzen hätte das Tier eigentlich gar nicht in der Luft sein dürfen. Der riesige, bunte Schnabel, der ein Drittel der Körperlänge ausmachte, schien so schwer, dass der Vogel in kopflastiger Schräglage die Distanz zwischen den Bäumen mehr zu durchpflügen als zu überfliegen schien. »Ein Toucan!«, rufe ich ganz aufgeregt Markus zu und wir rennen zu dem Baum, in dessen Wipfel der Vogel eingeschlagen ist. Bislang haben wir den Nationalvogel von Belize nur auf Bildern gesehen und wir können unser Glück kaum fassen. Da sitzt dieses seltsame Tier auf einem Ast und schaut zu uns herunter. Sein markanter, neongrüner Schnabel endet in einer roten Spitze, zwischen dem Ober- und dem Unterschnabel (oder wie bezeichnet man die beiden Teile richtig?) leuchtet ein oranger Streifen, der mit einem schwarzen Zickzack übermalt ist. Das Gesicht des Vogels ist hellgrün und auf der Brust prangt ein zitronengelber Latz. Augen und Flügel sind pechschwarz. Und als wäre die Farbgebung des *Toucans* nicht schon auffällig genug, erstrahlen die flaumigen Federchen rund um den After in Signalrot. Ohne uns aus den Augen zu lassen, pflückt der Vogel eine hartschalige Frucht des Baumes behutsam mit seinem riesigen Schnabel ab. So unbeholfen der *Toucan* in der Luft wirkt, so elegant und wohlüberlegt erscheinen seine Bewegungen bei der Nahrungsaufnahme. Die Schale zersplittert unter dem Druck des Schnabels und wie ein Papagei nimmt der *Toucan* die Fußkrallen und die Zunge zu Hilfe, um an den weichen, essbaren Kern heranzukommen. Unverwandt blickt uns der Vogel an und zwickt dabei im Zeitlupentempo die nächste Frucht ab. Als der Vogel alle erreichbaren Nüsse geknackt hat, haben auch wir uns satt gesehen. Der Busfahrer hupt und wir kehren nach *Flores* zurück.

Ich bin völlig erschöpft und daher dankbar, dass ich bloß mehr die 20 Schritte zwischen der Dusche und der Restaurantterrasse zurücklegen muss. Die Spaghetti al Pesto schmecken selbst beim dritten Mal noch gut und als uns um Mitternacht Raketenlärm aus dem Schlaf reißt, fällt uns ein, dass Silvester ist.

Ein neues Jahr, ein neues Land: Belize

27.Tag, Sonntag, 1.1.2006

Neujahrstag und der Wecker klingelt um 6:30 Uhr. So etwas gönnt man sich bloß im Urlaub. Aber Markus hatte mich ja gewarnt, bevor wir die Flüge buchten: »Für mich steht das Reisen im Vordergrund, nicht die Erholung!«

Mit den ständigen Ortswechseln macht sich eine gewisse Packroutine bemerkbar, schnell ist alles in den Rucksäcken verstaut. Markus hat seine Nägel aus der Wand gezogen und ich unsere Wertsachen in meinen geheimen Rocktaschen verstaut.

Punkt 7:30 Uhr holt uns ein Minibus vor dem Hotel ab. Wir freuen uns, dass wir die lange Fahrt nach Belize in diesem komfortablen Wagen antreten können. Wir freuen uns zu früh.

Denn zehn Minuten später, als wir das Festland erreicht haben, hält das Taxi just vor jenem Reisebüro, in welchem man uns vor der Ankunft auf *Flores* die Weiterreisetickets aufzwingen wollte. Andere Touristen warten bereits. Ein kleiner Reisebus rumpelt heran, wir steigen alle ein. Doch aus einem uns Ausländern unbekanntem Grund fahren wir nicht ab. Weitere Touristen klettern in den Bus, aber es gibt keinen Sitzplatz mehr. Tumult bricht aus. Amerikaner beschwerten sich, schreien, drohen und die Einheimischen ziehen sich wieder in das Reisebüro zurück.

Wir warten.

Es ist bereits acht Uhr und ich unterdrücke den Gedanken, dass wir länger hätten schlafen können. Oder zumindest frühstücken!

Endlich taucht ein großer Reisebus auf, der verdammt viel Ähnlichkeit mit der Rostlaube unserer Herfahrt besitzt, und das Umladen des Gepäcks von Busdach zu Busdach beginnt. Nur unsere Rucksäcke kommen in den Fahrgastraum. Offenbar sind wir wie einzigen, die in den Süden von Belize wollen und auf halber Strecke abgesetzt werden.

Heute trübt kein Dunst den Himmel und die Sonne verwandelt den Bus in kurzer Zeit in einen rollenden Backofen. Solange wir auf der schnurgeraden Asphaltstraße nach Osten fahren, erhaschen wir gelegentlich eine Brise vom Fahrtwind. Doch nach einigen Kilometern weist der Straßenbelag große Löcher auf, die sich wie eine Krankheit über die Fahrbahn ausbreiten. Ein paar schmale Bitumenreste ragen reliefartig aus dem Staub und kapitulieren schließlich vor

einer Hinweistafel, die den Beginn der unbefestigten Straße ankündigt. Und damit das Ende des Fahrtwindes. Staubschichten pudern meine schwitzende Haut und ich freue mich auf die kleine Insel im karibischen Meer, die wir morgen erreichen werden! Vorausgesetzt, die Anreise klappt. Noch ist alles sehr ungewiss...

Nach einer Stunde Wellblechfahrbahn endlich wieder Asphalt. Die Grenze zwischen Guatemala und Belize kündigt sich im Straßenbelag an. Das Vertrauen zwischen beiden Staaten scheint nicht sehr groß zu sein. Der Bus muss komplett entladen eigenen Zollbeamten übergeben werden. Die Passagiere sind dazu angehalten, ihr gesamtes Gepäck durch das Zollamt zu schleppen. So weit wäre das Grenzritual noch verständlich. Aber mit dem Betreten des Zollgebäudes nimmt der Vorgang schließlich kafkaeske Züge an. Es handelt sich um eine längliche Halle, in der zwei breite Schreibtische stehen. Im vorderen Drittel sitzen die Beamten von Guatemala, vor dem hinteren Ausgang thronen die Zöllner von Belize. Der große Freiraum, denn bis auf die Pulte beherbergt der Raum kein Mobiliar, ist von Metallzäunen in schmale Streifen zerschnitten. Darin gefangen, windet sich der Tourist langsam schlangenförmig vor den Schreibtischen hin und her, bis er endlich seinen Pass vor die schweigenden Gesichter legen darf. Abkürzungen oder wenigstens das Gepäck unter den Geländern durchzuschieben ist nicht erlaubt. Die Staatsmacht ist so präsent, dass eine hochgezogene Augenbraue bereits ausreicht, um uns alle unterwürfig durch die Halle mäandrieren zu lassen. Schließlich will jeder das Visum erhalten.

Endlich haben wir den Hürdenlauf hinter uns und einen farbigen Stempel mit unleserlichem Gekritzel mehr im Pass. Jetzt fehlt nur der Bus.

»Oh das kann dauern«, spricht uns ein Taxifahrer auf Englisch an. Der Klang seiner Sprache ist ebenso ungewohnt, wie all die schwarzen Gesichter um uns herum. In Belize haben die ehemaligen Sklaven und aus Afrika Verschleppten eine neue Heimat gefunden. In ihrer Sprache spiegelt sich der derbe Umgangston ihrer weißen Herren wider. Schimpfwörter und Befehle, das bekamen sie hauptsächlich zu hören. Die launige Sprachmelodie haben sie ebenfalls übernommen, sie klingt wie Bellen, die Wörter werden dem anderen regelrecht ins Gesicht geschmettert. Die Lautstärke liegt einige Dezibel höher als in Mexiko oder Guatemala und verunsichert mich. Selbst wenn der Taxifahrer sich nun bemüht, freundlich auf mein erschrockenes Gesicht zu wirken. Sein: »Wo wollt ihr hin?« klingt trotzdem wie der Beginn eines Verhörs. Meine Antwort: »Nach *Dangriga*« löst schallendes Gelächter aus. Schnell rotten sich auch die anderen umherstehenden Männer zusammen.

»Euer Bus fährt aber nach Belize City!«, trumpft der Taxler auf und sein höhnisches Grinsen verschwindet selbst dann nicht, als ich ihm erkläre, dass wir das wüssten und eben darum in *Belmopan* in einen öffentlichen Bus umsteigen wollten. Als hätten sie auf diese Aussage gewartet, sprechen nun alle gleichzeitig auf mich ein. Kein Bus würde heute fahren, wir würden die ganze Nacht auf der Straße stehen, wir würden *Dangriga* nie erreichen, außer – und jetzt macht sich ein gönnerhaftes Lachen auf dem Gesicht des Wortführers breit – außer wir würden seine Dienste in Anspruch nehmen.

Aha, denke ich mir und bilde mir ein, die Dollarzeichen in seinen schwarzen Augen blinken zu sehen. Für rund 250 US – nicht Belize-Dollars, die nur die Hälfte der amerikanischen Währung wert sind – könnten wir im Taxi bis *Dangriga* fahren.

Blöd wären wir, da der Bus bis *Belmopan* bereits bezahlt ist und die restliche Strecke rund 2 Dollar kosten dürfte. Das spreche ich aber in der aufgeheizten Stimmung lieber nicht so aus, sondern beharre einfach stur auf unseren ursprünglichen Reiseplänen.

»Wenn doch heute kein Bus fährt!«, brüllt mich der Taxler sichtlich entnervt an.

»Dann übernachteten wir eben in *Belmopan* und fahren morgen mit dem Bus«, gebe ich schnippisch zurück.

Daraufhin wendet sich der Taxler ab und tippt sich bedeutungsvoll an die Stirn. Sein Kollege springt ein, wählt einen herablassenden Tonfall, als ob er einem dummen Kind etwas beibringen möchte, und erklärt mir: »Belize ist ein wunderbarer Staat. Wenn ein Feiertag, so wie heute der Neujahrstag, auf einen Sonntag fällt, so gibt die Regierung der Bevölkerung den darauffolgenden Montag frei. Als Ausgleich für die kalendarische Ungerechtigkeit. U n d a n Feiertagen fährt kein Bus. Morgen könnt ihr daher auch nicht nach *Dangriga!*«

So einen haarsträubenden Blödsinn haben wir doch noch nie gehört, die Typen müssen uns für extrem bescheuert halten. Zum Glück kommt unser Bus endlich aus der Zollabfertigung und wir können von hier weg.

Dieser erste Eindruck hat meine Vorfreude auf das englischsprachige Land etwas getrübt. Ich fühlte mich in Mexiko und Guatemala mit meinen rudimentären Spanischkenntnissen hilflos, aber hier fühle ich mich unverstanden und das ist schlimmer.

Durch das Busfenster präsentiert sich eine nett aufgeräumte Gegend, mit niedlichen bunten Schachtelhäusern, die auf Stelzen einen guten Meter über der Gartenlandschaft schweben. Die Palmen stehen ebenso in Reih und Glied wie die Bäume, meist Orangenplantagen. Der Urwald hat sich in die Nationalparks zurückgezogen. Die Briten und auch die Holländer hatten sich lange genug am Holz des damals von Mayas bevölkerten Landes bereichert. Über die Hälfte der Bäume wurden mit Hilfe von Sklaventrupps aus Jamaika und kreolischen Arbeitskräften anderer karibischer Inseln geschlägert und aufs europäische Festland verschifft. Als das Land 1981 endlich in die Unabhängigkeit entlassen wurde, traf die demokratisch gewählte Regierung eine weise Entscheidung, indem sie 46 % der Landesfläche, die ohnehin bloß 23.000 km² beträgt, als Nationalparks vor jedem weiteren menschlichen Eingriff schützte. Ein paar kluge Köpfe müssen gehaut haben, dass sich langfristig gesehen das Geschäft mit dem Öko-Tourismus – und dazu braucht man intakte Natur – mehr Devisen bringt, als Mahagoni oder Orangensaft.

Das Konzept ist aufgegangen. Belize kann sich eines relativ hohen Lebensstandards rühmen und gilt als die teuerste Reisedestination in Zentralamerika. Das Preisniveau liegt nur geringfügig unter dem europäischen Schnitt. Was allerdings weniger auf das reale Wirtschaftsaufkommen sondern vielmehr auf die Koppelung der Landeswährung an den US-Dollar zurückzuführen ist.

Denn anders ist kaum zu erklären, dass nur vier asphaltierte Straßen, sogenannte Highways, das Land durchziehen. Sogenannt verende ich, weil im europäischen Verkehrsbild keine Autobahn mit vier Metern Breite, Gegenverkehr und Speedbrakern existiert. Korrekterweise

muss ich ergänzen, dass die *Braker* hierzulande *Bumps* heißen, obwohl es auf dasselbe hinausläuft. Es macht nicht viel Unterschied, ob der Bus fast einen Achsbruch erleidet oder bloß die Fahrgäste von ihren Sitzen spicken. Gebremst wird wegen der künstlichen Hindernisse kaum.

Nach 50 Kilometern gabelt sich der *Western Highway* Richtung Süden, zum *Hummingbird Highway*. Wie schön klänge bei uns die Verkehrsdurchsage, die vor einem Stau auf der *Kolibri-Autobahn* statt auf der *A1* warnen würde?

Es bleibt uns keine Zeit um in neuen Straßenbezeichnungen für Österreich zu schwelgen, denn der Bus hält und setzt uns an der Kreuzung ab. Irgendwie hatte ich mir das anders vorgestellt. Wir stehen in einer völlig einsamen Gegend, kein Ort, keine Siedlung, ja nicht einmal ein einzelnes Haus ist zu sehen. Brachliegende Felder, Wiesen und ein paar Bäume. Und das T-förmige Bitumenband der Kreuzung, auf dem unsere Schuhsohlen kleben. Eilig suchen wir Schutz im Schatten eines Baumes an der rechten Fahrbahnseite. Oder fahren die etwa links? Als ehemalige britische Kolonie? Beide denken wir angestrengt nach, schließlich ist uns nie ein Fahrzeug entgegengekommen und der Bus fuhr ziemlich genau in der Straßenmitte. Wo saß der Chauffeur?

Aber da auf der linken Seite kein Schatten zu finden ist, bleiben wir, wo wir sind. Und unterhalten uns über das Wetter, die angenehme frische Brise, die seltsam geformten Blätter des Baumes. Niemand spricht aus, was unser Denken eigentlich beherrscht: Was tun wir hier in dieser gottverlassenen Gegend, wenn tatsächlich kein Bus kommen sollte?

Lange müssen wir uns nicht in Konversation und Optimismus üben. Ein Pickup braust heran und bremst neben uns. Der Fahrer winkt uns zu sich heran. Sein pechschwarzes Gesicht ist ungeheuer faltig aber freundlich. Zudem wirken seine weißen Haare wie ein Heiligenschein.

»You guys, what you gonna do here?« fragt er in dem derben Slang von Belize, während uns seine Augen interessiert mustern.

Ich erkläre ihm unsere Situation, aber er winkt sogleich ab, als er das Wort Bus vernimmt.

»Heute ist Feiertag und da fahren nur ganz selten Busse. Wenn ihr einen schnappen wollt, müsst ihr zum Busplatz, dort habt ihr bessere Karten. Steigt ein, ich bring euch hin, er liegt einige Kilometer südlich von hier.«

Mit einer Handbewegung bedeutet er uns, die Rucksäcke auf die offene Tragfläche des Pickups zu werfen und einzusteigen. In dem Moment, da wir das Gepäck über die hohe Reling hieven, fällt mir die Geschichte von Markus' Bruder ein, dem auf diese Weise sein Hab und Gut gestohlen worden ist. Das Auto fuhr einfach davon, bevor er einsteigen konnte.

Unser Helfer wartet jedoch geduldig und ich schäme mich ob des ungerechten Verdachts. Als er erfährt, dass wir aus Österreich kommen, überrascht er uns mit einigen deutschen Wörtern. Er habe jahrelang in der Fabrik eines Nazis gearbeitet, der nach Kriegsende von Wien nach Belize ausgewandert sei. »Ein unmenschlicher, selbtherrlicher Diktator«, berichtet der Fahrer, »der keinerlei Respekt vor uns schwarzen Menschen hatte.« Ich fühle mich bemüßigt, uns für unsere Vergangenheit zu entschuldigen. Da lacht der Mann und strahlt übers ganze Gesicht: »Ihr könnt doch nichts dafür, was eure Väter und Großväter getan habt! Jetzt seid ihr

hier in Belize und es macht keinen Unterschied, welche Hautfarbe wir haben. Mensch ist Mensch!«

Mittlerweile sind wir beim Busplatz angelangt, doch er lässt uns noch nicht aussteigen.

»Wartet, ich muss euch noch das System der verschiedenen Buslinien erklären«.

Damit beginnt er sämtliche Farben und Namen der Transportunternehmen aufzuzählen, die es in Belize gibt. Uns interessiert jedoch vielmehr, wann der nächste Bus in den Süden fahren wird.

»Das kann euch niemand sagen«, gibt er zu unserem Erstaunen zu, »aber heute fährt bestimmt noch einer!«. Dann fügt er im Flüsterton an: »Und lasst euch nicht von diesen Typen das Gegenteil aufschwätzen. Die wollen nur leichtes Geld verdienen!« Er zeigt auf Taxifahrer, die im Schatten einer Hauswand lungern.

Wir berichten ihm von unserem Erlebnis an der Grenze und der Penetranz der dortigen Taxifahrer. Daraufhin reißt unser Fahrer die Wagentüre auf und schreit über den Platz: »Wartet auf den Bus und geht nicht mit diesen Hyänen. Ich versichere euch, dass heute noch ein Bus nach *Dangriga* fährt.«

Die Menschen wenden sich erschrocken zu unserem Auto um und Markus versucht sich dankend beim Fahrer zu verabschieden. Der kommt aber erst richtig in Fahrt und wiederholt seine Sätze, immer lauter brüllend. Wir schleppen unser Gepäck in den Schatten eines Flugdaches und können die argwöhnischen Blicke der Anwesenden beinahe körperlich spüren. Endlich erschöpft sich der Elan unseres Helfers, er steigt ein, hupt, winkt und braust davon. Wirkung hat sein Auftritt jedenfalls gezeigt. Kein Mensch spricht uns an, niemand nimmt Notiz von uns.

Ich kaufe ein paar Bananen und versuche herauszufinden, wann ein Bus in den Süden fahren wird. Ich ernte nur Achselzucken. Oder freundlich gemeinte Auskünfte wie bald, oder demnächst. Leider stimmt nichts davon. Die Stunden des Wartens ziehen sich dahin, das dünne Blech des Flugdaches glüht wie eine Herdplatte über unseren Köpfen und wir müssen uns einen neuen Standort suchen.

Wir sind nicht die einzigen, die warten. Einheimische sitzen schon seit dem frühen Vormittag hier und sind dennoch zuversichtlich. Unsere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Einmal kommt ein schwer betrunken oder eingerauchter junger Mann her und schnorrt uns um etwas Kleingeld an. Zuerst starrt er ungläubig auf die zwei Belizedollar in seiner Handfläche, dann deutet er auf uns und grölt: »Friends!«. Als er uns auch noch umarmen will, wehren wir ihn heftig ab. Offensichtlich muss er seinen Dank irgendwie loswerden und er erzählt den Umstehenden, dass wir – *fucking white tourists* – ihm, dem *Nigger*, Geld gegeben hätten. Das Ganze wird zu peinlich und wir wechseln in den Schatten eines anderen Gebäudes, wo zu unserem Erstaunen bereits zwei europäische Tramper am Boden sitzen. Es ist ein junges Paar aus Tschechien. Beide wirken sehr verstört. Sie warten ebenfalls auf einen Bus nach Süden, wollen jedoch weiter als nur bis *Dangriga*, unserem Ziel.

Alte Wunden brechen auf

»Don't talk to them!«, schreit mich plötzlich ein bulliger, glatzköpfiger Einheimischer an, »These are fucking bad people!«.

Die Tschechin senkt ihr Gesicht auf den vor ihr stehenden Rucksack und beginnt leise zu weinen. Ich hab überhaupt nicht vor, mich von dem wütenden Typ beeindrucken zu lassen und frage den Tschechen, was denn los sei. Der gibt aber, offenbar völlig eingeschüchtert, keine Antwort. Zumindest kann ich neben dem Gebrüll des Einheimischen nichts verstehen. Dieser hat sich vor dem Paar aufgepflanzt und beschimpft sie auf wüste Art. Wirft ihnen Rassismus vor, dass sie sich wohl zu schade wären, um mit einem Schwarzen zu sprechen, aber dass sie sich nun anschauen würden, in einem Land, das nur aus schwarzen Niggergesichtern bestünde, usw...

Es ist nicht auszuhalten!

Obwohl ich selbst Angst habe, mische ich mich ein und will von dem speicheltriefenden Typ wissen, was die beiden denn getan hätten. Anstelle einer Antwort platzt der ganze aufgestaute Hass eines Generationen lang unterdrückten und gedemütigten Volkes aus ihm heraus: Am liebsten möchte er die beiden kalt machen und demonstriert das mit der unmissverständlichen Kopf-ab-Handbewegung. Als er mein entsetztes Gesicht sieht, beruhigt er sich etwas und erklärt, Markus und ich müssten keine Angst haben, schließlich hätten wir seinesgleichen sogar Geld gegeben; wir seien demnach Ausnahmen.

Die Atmosphäre bleibt dennoch furchtbar angespannt. Der Tscheche schaut weiterhin Löcher in die Luft, sein Mädchen bebt vor Angst. Endlich zieht sich der Typ auf einen Stuhl in rund zehn Metern Entfernung zurück und erklärt seinen Zorn einer Schar sensationslustiger Männer, die immer häufiger grimmige Blicke in unsere Richtung werfen. Die Hetze beginnt zu wirken und mehrere Stimmen werden laut. Bevor die Meute sich zu den Tschechen in Bewegung setzt, kommt eine unerwartete Wende. Der Schreihals und Rädelsführer, von Beruf Taxifahrer, muss einen Auftrag ausführen und braust davon. Der Mob zerstreut sich und Ruhe kehrt ein.

Ein kleiner Bub tritt sein Fahrrad heran und entschuldigt sich beim Tschechen für das Verhalten seines Bruders. Endlich taucht auch das Gesicht der Tschechin wieder aus dem verrotzten Rucksack auf und sie wischt sich die Tränen ab. Stockend erzählt sie uns, dass der Taxifahrer sie in den Süden bringen wollte, weil heute angeblich kein Bus mehr käme. Die Summe, die er dafür verlangt habe, hätte ihr gesamtes Urlaubsbudget gesprengt und sei einfach unverschämt gewesen. Und als der Taxler sah, dass er mit ihnen nicht ins Geschäft kommen würde, sei er plötzlich total ausgerastet. Sie habe sich zuerst auch nicht zurückgehalten und so sei der Streit eskaliert.

Wenn so eine Kleinigkeit schon für eine Morddrohung reicht, dann Gute Nacht Belize!

Markus und ich überlegen fieberhaft, wie wir von hier wegkommen, denn der streitsüchtige Taxler kann jeden Augenblick zurückkehren. Eineinhalb Stunden hocken wir schon auf diesem Busplatz herum. Es gäbe einen Ausweg aus unserer Misere: Wir könnten mit einem

Taxi zur nächsten Unterkunft rund 40 Kilometer südlich von hier fahren und morgen dann mit dem Bus weiter. Im Reisehandbuch wird die *Caves Branch Jungle Lodge* in den höchsten Tönen gelobt und eine Nacht in einem *Bunkhouse* – was auch immer das ist – scheint uns mit 15 US-Dollar pro Person erschwinglich.

Der Haken an der Sache ist das Taxi. Nicht unbedingt der Preis, sondern das Umgehen des Arschlochs, der an diesem Standort offenbar der Boss ist. Soeben fährt er mit quietschenden Reifen auf den Busplatz herein, springt aus dem Auto und bellt schon wieder seine Fuck-Tiraden in Richtung der Tschechen.

Vor uns parkt ein alter Chevrolet und ein Taxler schläft darin. Markus tut so, als ob sich für das Auto interessieren würde und weckt behutsam den Fahrer. Ob er uns für 12 Dollar zur *Jungle Lodge* bringen könne, fragt Markus. Hierzulande ist es besser, selbst ein Angebot zu machen, um sich nicht mit utopischen Preisen konfrontiert zu sehen. Der Mann winkt verschlafen ab. 15 Dollar müssten es mindestens sein. Markus schlendert so gelangweilt wie möglich zu mir zurück, ständig von den misstrauischen Blicken des Arschloches, der wieder auf seinem Beobachtungsstuhl Platz genommen hat, verfolgt. Die Tschechen wollen nicht mit. Die *Jungle Lodge* könnten sie sich nicht leisten.

Wir bereiten heimlich unseren Aufbruch vor. Schnell muss es gehen. Als das Arschloch sich endlich einmal von seinem Stuhl erhebt und an die gegenüberliegende Hauswand pinkelt, sausen wir mit unserem Gepäck zum Taxi und steigen zu dem völlig verdatterten Fahrer ein. Der war inzwischen wieder eingedöst und glaubt im ersten Moment an einen Überfall. Dann aber braust er davon und das Geschrei des Arschlochs geht im Motorgeheul unter. Als wir in den weichen, mit rotem Plüsch überzogenen Sitzen den Kolibri-Highway entlang schaukeln, liegt der Busplatz wie ein böser Albtraum hinter uns.

Der Fahrer mit dem verschlafenen Gesichtsausdruck wirkt sympathisch und deshalb frage ich ihn nach der sonderbaren Feiertagsregelung, die angeblich immer einen normalen Werktag einbeziehen soll. Er nickt und erklärt uns traurig: »Deshalb machen wir in Belize ja auch keine Fortschritte. Wir haben mehr Feiertage als Arbeitstage. Ohne die Touristen und deren Dollars würden wir hungern. Darum sollte man sie nicht so behandeln, wie der Boss das Paar vorhin.«

In seinen Sätzen spiegelt sich deutlich die Ambivalenz in der Haltung der Belizer den Weißen gegenüber. Irgendwie kann ich das nachvollziehen. Endlich ist man nach Jahrhunderten Herr im eigenen Land, die verhassten Ausbeuter und Unterdrücker sind weg und jetzt soll man die Weißen wieder zuvorkommend bedienen, bloß des Geldes wegen. Momentan wäre ich froh um eine schwarze Hautfarbe, die ich jedoch vor der Rückkehr nach Österreich unbedingt ablegen müsste, um nicht wie die Tschechen hier behandelt zu werden. Bisher habe ich Rassismus nie am eigenen Leib verspürt, aber es ist schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte. Man will ja nur als Mensch wahrgenommen werden und nicht in der ethnischen Schublade der Vorurteile landen. Ich bin froh, dass wir so weit von Europa entfernt sind und niemand weiß, dass in unserer Regierung eine ausländerfeindliche Partei sitzt. Damit wären wir in der Schublade eingesperrt wie bei uns die angeblich drogendealenden Nigerianer in der Schubhaft.

Ich frage den Fahrer, wo er seine Heimat definieren würde. Hier in Belize, oder seinen Wurzeln entsprechend in Afrika? Daraufhin erzählt er uns seine Geschichte, vom verschleppten Ur-Ur-Ur-Ur-Großvater der mit einem spanischen Sklaventransport vor den westindischen Inseln kenterte und sich auf die Insel St. Vincent retten konnte. Es kam öfters vor, dass die Afrikaner bei einem Schiffsunglück flüchteten und vor ihren Tyrannen bei den Einheimischen dieser unzähligen Inseln Unterschlupf fanden. Aus der Vermischung der beiden Ethnien entstand die Volksgruppe der Garifuna, die den britischen Herrschaftsansprüchen über St. Vincent vehement trotzte. Einmal konnten sie sogar mit französischer Unterstützung die Engländer verjagen. Die kehrten jedoch zurück und setzten dem Widerstand ein rigoroses Ende. Die Siedlungen der Garifuna und ihre Kulturstätten wurden gebrandschatzt und der kleine Rest der Menschen, der diese Gewaltwelle überlebte, wurde von der Insel deportiert und auf den kleinen Eilanden vor der Küste Honduras ausgesetzt. Spanien kaperte eines dieser Aussiedlungsschiffe und brachte die Garifuna aufs Festland. In Honduras konnten sie allmählich wieder Fuß fassen und schließlich von dort aus einige Generationen später den Süden von Belize besiedelten.

»Wo soll also meine Heimat sein?«, fragt uns der Taxifahrer, »In St. Vincent? In Honduras? In Belize?«

Es entsteht eine Pause.

»Oder vielleicht in jenem unbekanntem Flecken Afrikas, der heute dem Staate Nigeria zugeordnet wird?«, fährt er fort, ohne sich eine Antwort zu erwarten. Danach breitet sich Schweigen aus, das niemand unterbrechen will, zumal es eine fast heilende Wirkung auf die aufgerissene Wunde hat.

Ein Hinweisschild kündigt den *Blue Hole National Park* an und gleich gegenüber zweigt eine grobschotterige Straße zur *Jungle Lodge* ab. Rund einen Kilometer rumpeln wir durch Urwalddickicht, bis unser Taxi auf einem Parkplatz neben großen Allradlimousinen hält. Der Fahrer will nicht abwarten, ob wir ein freies Zimmer bekommen. Er zweifelt im Gegensatz zu uns nicht im Geringsten daran, steckt das Geld ein und macht sich auf den Rückweg.

Die Dschungelnacht

Uns pocht das Herz vor Nervosität während wir an der Rezeption warten. Kein Mensch kümmert sich um uns, obwohl genügend Leute unter der überdachten Veranda herumsitzen. Wir räuspern uns laut, husten, scharren am Boden, klopfen auf die Theke – ohne Erfolg. Ich halte die Spannung nicht länger aus und marschiere schnurstracks ins Büro, hinter dessen offenen Tür ich eine Frau am Computer sitzen sah. Empört über mein Eindringen, schnauzt sie mich an und schickt mich an die Theke zurück. Der Rezeptionist sei dafür zuständig, wir sollen nicht derart ungeduldig sein, lautet das Fazit ihrer Keiferei. Als wir ihr höflich entgegen, dass wir bereits eine halbe Stunde auf diesen ominösen Herrn warten, schimpft sie einen dunkelhäutigen Burschen, der sich mit einer Gruppe Amerikaner am Tisch direkt hinter uns unterhalten hatte. Sie stellt ihn zur Rede, weshalb er uns ignoriert habe, und er antwortet unverfroren, er habe sich eben auch um andere Gäste kümmern müssen.

Am liebsten würden wir auf der Stelle umdrehen und gehen.

Aber da sich keine andere Alternative bietet, frage ich höflich nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Stumm drückt er mir eine Preisliste in die Hand und mustert unser Gepäck mit abschätzigem Blick. Mir fällt der Wisch fast aus der Hand. Hundert US-Dollar für einen schwindligen Bambusbungalow ohne Bad und Dusche?!

»Was ist ein Bunkhouse?«, frage ich vorsichtig, denn da kostet die Nacht bloß 30 US-Dollar. Verächtlich zupft er mir die Preisliste aus der Hand und winkt uns in spärlich ausgeholzten Urwald am Rande des Parkplatzes. Ein Angestellter in einem grünen Arbeitsoverall kommt uns entgegen und lüftet behutsam den Deckel eines Eimers, den er bei sich trägt. Eine Schlange liegt zusammengeringt am Boden des Kübels und der Rezeptionist fährt erschrocken zurück. Wo er die denn gefunden habe, fragt er den Mann. Der zeigt anstelle einer Antwort auf das Gebüsch, welches als Sichtschutz zwischen zwei Bungalows wächst. Markus, ohnehin kein Freund von Schlangen, wendet sich an den Angestellten und will wissen, ob das Tier giftig sei. »Yes«, antwortet der Rezeptionist knapp anstelle des Gefragten und schiebt uns weiter den Kiesweg entlang.

»Hinter dieser Strohwand befindet sich die Dusche«, erklärt er, im Vorbeigehen auf eine geflochtene Matte deutend. Wir bleiben stehen und schauen uns die sanitäre Einrichtung etwas genauer an. Aus einem Eimer kann man sich auf einem grindigen Holzrost stehend, Wasser über den Kopf schöpfen.

»Die Leute finden das romantisch, abenteuerlich. Jungleshower!«, preist uns der Rezeptionist die Vorzüge des Minimalismus an.

Dann erreichen wir einen dünnmaschig vergitterten Holzbau. Das *Bunkhouse*. Im Inneren befinden sich auf engstem Raum 4 Stockbetten, ein großer Ventilator soll für eine kühle Brise in schwülen Tagen sorgen. Vergeblich suche ich nach einem Lichtschalter. Schließlich funktioniert der Ventilator auch mit elektrischem Strom.

»No electric light«, trumpft der Rezeptionist auf, als hätte er uns einen Whirlpool angekündigt. Petroleumlampen seien viel romantischer, fügt er hinzu und zeigt auf die umherstehenden Dinge aus Großmutterns Zeiten. Erwartungsvoll sieht er uns an:

»Gonna stay?«

Wir haben leider keine andere Wahl. Bevor wir den Käfigbau verlassen, mahnt uns der Rezeptionist, stets die Türe sofort hinter uns zu schließen. Hier gäbe es jede Menge Taranteln und anderes giftiges Getier.

Markus und ich schauen uns betroffen an. Auf dem Weg zurück ins Hauptgebäude zeigt uns der Rezeptionist den vorbei fließenden Fluss der der *Jungle Lodge* den Namenszusatz *river branch* verpasst hat.

Hier könne man schwimmen, völlig ungefährlich, keine Krokodile.

Scherzbold. Aber wie um seine Aussage zu untermauern, sehen wir Kinder am sandigen Ufer im seichten Wasser planschen.

Auf der Veranda vor der Rezeption beginnt das große Umpacken. Da das *Bunkhouse* nicht versperrbar ist, müssen wir alle Wertsachen hier abgeben. Anschließend müssen wir die Nacht im Voraus bar bezahlen, Vertrauen wird offenbar nur von unserer Seite verlangt. Wir haben Hunger und fragen nach der Speisekarte. Schließlich haben wir bis auf ein paar Bananen noch nichts zwischen die Zähne geschoben. Wir werden auf den Abend vertröstet, an dem ein großes Gemeinschaftsbuffet für 17 US-Dollar pro Person kredenzt wird. Mit Live-Musik! Uns bleibt auch nichts erspart. Vorerst gibt's nur Coca Cola für den rebellierenden Magen.

Ich blättere im Reiseführer und stoße auf eine Beschreibung eines wunderbaren Dschungelpfades, der von der *Jungle Lodge* quer durchs artenreiche Gelände führen soll. Als ich den Rezeptionist danach frage, plustert er sich überheblich auf. Das sei nur in der organisierten Gruppe unter der Führung von geschulten Guides, wie er einer sei, möglich. Für auf-eigene-Faust-Typen sei der Urwald lebensgefährlich.

Ein Kollege, vom Schlage unserer Schillehrer zuhause, eilt herbei und will wissen, welche der angebotenen Touren wir denn buchen wollten. Für das Höhlentrekking morgen wären noch zwei Plätze frei. Resigniert winken wir ab.

Nach der Cola richten wir unsere Schlafstätte her, montieren das Moskitonetz über dem Stockbett und suchen die Badesachen heraus. Zum Glück haben wir eigene Handtücher mitgenommen, obwohl wir sie bis heute nie gebraucht hatten und an deren Sinnhaftigkeit schon gezweifelt haben.

Das Bad im Fluss ist herrlich. Die laue Wassertemperatur, die zarte Strömung von der man sich ein Stückchen weit mittragen lassen kann und die fremden Vogelstimmen im tunnelartigen Blätterdach über dem Fluss entschädigen uns für die Anreisesträpazen des heutigen Tages.

Unsere Lebensgeister erwachen erneut und die Sonne steht noch hoch am Himmel. Das *Bunkhouse* ist kein Ort zum Entspannen, daher entschließen wir uns das *Blue Hole* auf der anderen Seite des Highways zu besichtigen.

Eintritt wird gefordert. Gratis gibt es in Belize nichts. Auch kein Wechselgeld. Der Kassier zuckt die Schultern. Entweder wir verzichten auf die Münzen oder wir bleiben draußen. Der Schaden wäre kleiner, wenn er den Betrag geringfügig verringern würde, aber er lässt nicht mit sich verhandeln. Ich versuche ihm klar zu machen, dass das Problem doch eigentlich von seiner Seite aus gehe und nicht von unserer. Der Kassier sieht das anders. Schließlich wollen wir das blaue Loch sehen, noch dazu mit Papiergeld.

Irgendwie nervt mich das durchsichtige Abzockmanöver des übelgelaunten Typs. Als er sieht, dass wir zögern, vertröstet er uns auf später, in einer Stunde hätte er sicherlich etwas Kleingeld und wir könnten es dann bei ihm abholen. Ehrenwort.

Wir glauben ihm kein Wort, auch nicht das Ehrenwort und stecken die Eintrittskarten ein. Bevor wir jedoch zum *Blue Hole* dürfen, muss uns der Kassier anhand einer gemalten Tafel die verschiedenen Dschungelpfade erklären. Weder Markus noch ich können seinem Slang folgen und nicken ihn ab. Dann marschieren wir zum *Blue Hole*. Das Geschrei in unserem Rücken ignorieren wir. Schnell hat uns der Kassier eingeholt und deutet in die entgegengesetzte Richtung.

»Dort liegt das Wasserloch!«, seine Miene verrät Besorgnis. »Ich habe euch doch den Weg erklärt.« Er wiederholt seine unverständlichen Beschreibungen wortreicher als zuvor, ohne Unterstützung der gemalten Karte.

»Verstehst du was?«, frage ich Markus.

»Du kannst doch Englisch«, antwortet er kopfschüttelnd in vorwurfsvollem Ton.

»Vielleicht ist das kein Englisch«, rechtfertige ich mich.

Zwei Minuten später sind wir am Blue Hole. Auf dem Gemälde hat es eindrucksvoller ausgesehen. Vor allem war es dort blau. Wir stehen vor einem ovalen Loch im Waldboden, mit etwa zehn Meter Durchmesser. An den steilen Seitenwänden der Öffnung erkennt man die dünne Gesteinsdecke, auf der etwas Humus und die Vegetation ruhen. Wurzeln, Lianen und Moose baumeln von oben in das dämmrige Loch hinab, das eine Art Guckloch in die Unterwelt öffnet. Der Blick fällt auf Wasser, tiefes smaragdgrünes Wasser. Die Strömung des unterirdischen Flusses kann man nur an den trägen Bewegungen vereinzelter Blätter erkennen, die, von Besucher hinabgeworfen, sich einige Minuten Zeit lassen und im Kreise drehen, bevor sie unter der Felsendecke verschwinden.

Der Blattwurf war wohl ein Test gewesen, denn eine Besuchergruppe jugendlicher Amerikaner turnt plötzlich in Badekleidung den schmalen Pfad zum Wasser hinab und wirft sich schreiend und spritzend in den Fluss. Mir wäre ein wenig unheimlich bei dem Gedanken, aus dem Loch abgetrieben zu werden. Es könnte verdammt lange dauern, bis die nächste *Cenote* – so heißen diese Flussfenster – Erlösung von der Unterwelt brächte.

Wir lassen die Badesachen im Rucksack und schlagen stattdessen einen der Urwaldpfade ein, von denen der Kassier gesprochen hatte. Soweit wir ihn verstanden hatten, handle es sich um einen Rundkurs, der in einer knappen Stunde zu bewältigen sei. Als wir kurze Zeit später stehen bleiben, um einem seltsamen Vogelruf zu lauschen, bemerken wir erstmals die riesigen, eiförmigen Mückenschwärme, die unsere schwitzenden Körper umtanzen.

»Malaria-Gebiet!«, ist der erste Gedanke, der mir siedend heiß durch die Gehirnwindungen schießt. Hektisch reißen wir die Handtücher aus dem Rucksack und behängen und umwickeln unsere nackte Haut. Hauptsächlich gilt es die Arme und den Kopf zu schützen, meine Kniestrümpfe ziehe ich unterm langen Rock so hoch es nur geht. Aber die Moskitos sind so aggressiv, dass sie durch die dünne Kleidung hindurch stechen, und sich in den Haaren zur Kopfhaut vorarbeiten. In Panik wild um mich fuchtelnd sause ich los. In Bewegung fühle ich mich sicherer und das hohe Summen wird vom Atem und dem Herzschlag übertönt. Nur schnell den Rundkurs hinter uns bringen und raus aus dem Dickicht, das eine wahre Brutstätte für die Quälgeister ist.

Wir rennen den Pfad entlang und schwitzen in unserem vermummten Zustand so sehr, dass noch mehr Blutsauger angelockt werden. »Es kann doch nicht mehr weit sein?«, rätseln wir, da wir bereits eine halbe Stunde in die gleiche Richtung gehen. Nach einem Rundkurs sieht das jedenfalls nicht aus. Immer wieder erhaschen wir einen Blick auf das Asphaltband des parallel verlaufenden Highways, der höchstens fünfzig Meter Luftlinie zu unserer Rechten liegt. Dort, im grellen Sonnenlicht wären wir in Sicherheit! Aber es ist unmöglich, auch nur einen Meter vom Pfad abzuweichen, selbst mit einem Buschmesser wollten wir nicht durch das verfilzte Grünzeug mit all den unsichtbar lauernden Gefahren. Also bleibt uns nichts anderes übrig als weiter zu rennen. Zur Umkehr ist es schon zu spät und wir hoffen, das kürzere Wegstück vor uns zu haben.

Völlig verschwitzt und außer Atem taumeln wir nach über einer Stunde bei *St. Hermans Cave* auf den Highway. Wir befinden uns rund vier Kilometer von unserer Lodge entfernt und hoffen auf eine Mitfahrgelegenheit. Da aber überhaupt kein Verkehr herrscht, können wir uns erst einmal auf die Fahrbahn setzen und uns verschlafen. Schließlich ist auch das eine neue Urlaubserfahrung: sich auf eine Autobahn legen und dem Vogelgesang lauschen.

Das Blau des Himmels trägt bereits den goldenen Schimmer der späten Nachmittagssonne und in den Blättern raschelt eine aufkommende Brise. Und als hätte der Wind die Tiere aus den Zweigen geschüttelt, steigen plötzlich Scharen exotischer Vögel aus den Baumkronen und queren die Schneise, die der Highway in den Urwald geschnitten hat. Schillernde Papageien, die kopflastigen Toucane mit ihren gewaltigen Schnäbeln, winzige Kolibris und bunte Paradiesvögel ziehen über unsere Köpfe hinweg. Wir brauchen nur auf dem warmen Asphalt zu liegen und das Fernglas an die Augen zu heben. Den Dschungelpfad hätten wir uns ersparen können, denn außer Ameisen und Moskitos haben wir keine Tiere im Wald gesehen.

Ein unerwartet bekannte Stimme reißt uns aus unseren Betrachtungen: Der Kassier fährt mit einem Fahrrad auf uns zu. Er habe uns den Weg doch zweimal genauestens erklärt, entgegnet er verzweifelt auf unsere Aussage, dass wir uns hierher verlaufen hätten.

»Genau das war das Problem«, antworte ich ihm lachend, aber er versteht den Witz nicht. Mit der Entschuldigung, es sei schon spät und er müsse noch weit nach Hause radeln, macht er sich davon. Denn allen war plötzlich der gleiche Gedanke eingefallen: Das

Wechselgeld. Ich sprach dieses Wort, das mit einem Male so präsent und greifbar in der Luft lag, jedoch nicht aus, mir genügte die Scham in seinen Augen.

Gemächlich treten wir den Heimweg an, stets auf die Vögel achtend und die Stille des Highways genießend. Beim einzigen Auto, das eine halbe Stunde später vorbei fährt, heben wir den Daumen nicht, der Spaziergang auf der Autobahn ist ergiebiger als jeder *bird-watching-trip* der Reiseagenturen.

Als wir endlich in der *Jungle Lodge* eintreffen, ist die Sonne bereits untergegangen. Der Fluss schimmert silbern als hätte er das Licht in seinem Wasser gespeichert. Ungeachtet der Moskitogefahr schlüpfen wir rasch in unsere immer noch feuchten Badesachen und tauchen in die leuchtende Flut ein, während in den Bungalows die Petroleumlampen zu glühen beginnen. Das Ende des Bades ist weniger romantisch. Gilt es doch, möglichst schnell in die Kleider zu gelangen, ohne das Gleichgewicht auf dem glitschigen Ufer zu verlieren oder den auf den Fußsohlen pickenden Lehm in die Unterwäsche zu streifen.

In den Tropen bricht die Nacht schnell herein und der laubbedeckte Waldboden ist schwarz und ohne Konturen, als wir in Richtung *Bunkhouse* stolpern. Ist der längliche Gegenstand unter der Sandalensohle ein Ast oder eine Schlange? Wo lauert die Tarantel oder hat sie meine Zehen vielleicht schon berührt?

Ohne erkennbaren Zwischenfall – was nicht bedeutet, dass keiner stattgefunden hat, doch mehr dazu später - erreichen wir unseren Käfig und holen uns langärmelige Hemden, dicke Socken und dichtgewebte Hosen für das Abendessen auf der offenen Veranda. Jeder wickelt sich einen Schal um den nackten Hals und so verummmt marschieren wir zum Hauptgebäude.

Das Buffet ist eröffnet. Für die Mücken. Über hundert nackte Beine und ebenso viele Arme reihen sich um die groben Holztische. Niemand trägt eine lange Hose, geschweige denn ein Hemd oder eine Bluse. Ganz im Gegenteil. Gebräunte Frauenhaut glänzt unter Spaghettiträgern und rollt sich über dem Bund von Hotpants zu prallen Wülsten. Die wollig behaarten Schulterblätter mancher Männer dürften eher Primaten gewohnte Moskitos ansprechen. Für uns zugeknöpfte Europäer interessiert sich garantiert keine Stechmücke. Auch kein Mensch. Die Touristen sind eine organisierte Gruppe von Abenteurern, die sich die Highlights der gemeinsam erlebten Tour noch einmal gegenseitig erzählen müssen, als wäre das Gegenüber nicht selbst dabei gewesen.

Ich habe Hunger. Markus ebenso. Aber wer mich kennt, weiß, dass im ersten Satz sowohl ein Vorwurf als auch eine Drohung mitschwingt. Markus geht grinsend in Deckung als ich funkelnde Blicke zum umherstehenden und mit den Amerikanern scherzenden Personal sende. Ich bin sicher, dass sie die von meinen Augen ausgehende Aufforderung siedend heiß im Nacken spüren müssen. Dennoch tun sie so, als wäre es nicht schon fünf Minuten nach 8:00 Uhr, der Zeit, wo das Buffet bereits eröffnet sein sollte!

Da fällt mir plötzlich die fatale Kombination von Amerikaner und Buffet auf. Wird da überhaupt etwas für uns Vegetarier dabei sein? Ich kann mich keine Sekunde länger in Geduld üben und tippe einem Einheimischen energisch an die Schulter. Er hört sich meine Nachfrage gelassen an und erklärt mir dann ausführlich, dass er ein Guide, nein ein *spezial Tourguide* sei und ihn die Küche aber auch rein gar nichts angehe. Majestätsbeleidigung also. Dass auf meinem Weg immer so viele Fettnäpfe herum stehen müssen!

Aber da ich schon mal am Hineinsteigen bin, kann ich auch gleich mein Anliegen an der Rezeption vorbringen. Die misslaunige, kanadische Besitzerin ist mir da gerade recht.

»Aber natürlich, Schätzchen«, flötet sie zu meiner Verwunderung, »genug Gemüse, Salat, Suppe und Dessert um euch satt zu kriegen!«

Die hat wohl keine Vorstellung von unserem Hunger! Mit beruhigender Stimme fährt sie fort:

»Und weil heute so eine besonderer Tag ist, nämlich Neujahr, wird es noch ein Weilchen dauern, bis die in der Küche fertig sind. Bis dahin hören wir Live-Musik!«.

Damit schiebt sie mich in die Menge zurück.

Ohne meinen Frust los geworden zu sein, kehre ich zu Markus am hintersten Tisch der Veranda, zurück. Den Platz hatte ich aus strategischen Gründen gewählt. Einerseits die größtmögliche Distanz zur Musik und andererseits die direkte Nähe zur Küchentür ließen ihn mir ideal erscheinen. Ein fataler Irrtum.

Als nach schier endlosem Musikgedudel endlich das Buffet aufgetragen wird, erklärt der *spezial tourguide* unter Zuhilfenahme eines Wasserglases, welches er mit einem Löffel anklopft, bis es still wird, dass sich heute die Reihenfolge zum Essenfassen umkehren wird.

»Es beginnt der Tisch dort drüben«, ruft er in die brav wartende Touristenmenge und zeigt dabei ans andere Ende der Veranda.

Mir fällt vor Enttäuschung der Kopf auf die Tischplatte und ich spüre Markus Hand auf meinem Haar. Ich will sein Grinsen nicht sehen. Er muss doch auch Hunger haben!

»Ja, aber ich leide nicht so sehr darunter«, antwortet Markus, als hätte er meine stumme Frage gehört.

Mein Magen brennt, als würde er sich selbst verdauen. Vielleicht kann ich mich unbemerkt vordrängen? Die vage Hoffnung auf ein undiszipliniertes Durcheinander der Amerikaner, in das ich mich einmengen könnte, erfüllt sich nicht. Ich muss zusehen, wie die Köstlichkeiten auf fremden Tellern abtransportiert werden, wie sich die Schüsseln leeren und der Suppentopf umgekippt wird, um die restliche Flüssigkeit herauszuschütten.

Ich leide Tantalusqualen und erhebe mich mit zittrigen Füßen, als wir endlich an der Reihe sind. Traurig blicke ich auf die zersausten Platten des ursprünglich liebevoll angerichteten Gemüses, die welken Salatblätter, die im Saucensee treiben und die Brotkrümel, die im Körbchen zurückgeblieben sind. Da geht die Küchentüre auf und eine Armada von Küchenmädchen will das Buffet abräumen. Schnell kratze ich die Reste auf meinen Teller und kehre Markus zurück, der demonstrativ sitzen geblieben ist. Froh, wenigstens mein Überleben gesichert zu haben, beginne ich mit den erkalteten Speisen, als die Küchentür aufschwingt und die Küchenmädchen im Gänsemarsch frisch gefüllte Töpfe, dampfende Gemüsegratins und farbenprächtige Platten zum Buffet schleppen.

Markus nimmt seinen leeren Teller, sieht mich beinah entschuldigend an, und ist der erste, der von den frischen Speisen schöpft.

Da ich nicht viel von so plakativen Moral-Demonstrationen des Lebens halte, kippe ich den Inhalt meines Tellers in einem unbeobachteten Moment kurzerhand über das Verandageländer in den Urwald und finde mich zu Markus' Überraschung hinter ihm am Buffet ein.

Der Abend ist gerettet.

Bleibt nur mehr die Nacht.

Unsere Hoffnung, dass nicht alle Betten belegt sind, erfüllt sich nicht. Das *Bunkhouse* ist voll. Wir haben unsere Wertsachen bereits abgeholt und richten unser Gepäck für den Aufbruch am nächsten Morgen her. Sobald es hell wird, wollen wir zum Highway. Denn, sollte ausnahmsweise ein Bus fahren, so sagte man uns, dann käme er wahrscheinlich in aller Frühe beim *Blue Hole* vorbei.

Noch bevor die anderen Mitbewohner eintreffen, liegen wir schon in den Betten und genießen die kühle Nachtluft, die ungehindert durch die Gitterwände des Gebäudes streift und sanfte Wellen in unser Moskitonetz schlägt. Die seltsamen Rufe der nachtaktiven Tiere, das geheimnisvolle Rascheln im Unterholz, alles wird durch die absolute Dunkelheit greifbar nah herangerückt. Oder dehnen sich unsere Sinne bis in die hohen Baumkronen aus? Das Gefühl, nackt, aber dennoch geschützt inmitten des tropischen Urwaldes zu schlafen ist unbeschreiblich.

Mitten in der Nacht wache ich mit einer vollen Blase auf. Das Problem lässt sich nicht länger aufschieben. Ich krame nach der Taschenlampe und turne vorsichtig vom Stockbett. Barfuß schlufpe ich in die Sandalen und schleiche mich vor die Tür. Mehr als ein T-Shirt konnte ich in der Dunkelheit nicht ertasten. Und nackt, wie ich war, wollte ich in dem vollbesetzten *Bunkhouse* die Taschenlampe nicht anmachen. Jetzt stehe ich wie das Sterntalerkind unter dem rauschenden Blätterdach und kann nicht einmal die Hand vor den Augen erkennen, was ich nämlich ausprobiert hatte, bis ich mit dem Ballen die Nasenspitze erreichte. Nichts. Nur undurchdringliche Schwärze. Eine lauwarme, angenehme Dunkelheit, die sich an mich schmiegt. Ich drehe die Taschenlampe auf und fahre erschrocken zurück, als sich der Boden im Lichtkegel bewegt. Direkt vor meinen Füßen zieht eine Kolonie Ameisen vorbei, Tier an Tier, ein jedes mit einem briefmarkengroßen Stück Blatt auf dem Rücken. Sie tragen ihre hellgrüne Beute in vier parallelen Karawanen an mir vorbei. Das breite Band der Blattschneiderameisen wogt über den Waldboden. Unheimlich ist die Lautlosigkeit, mit dem da ein zerlegter Baum abtransportiert wird. Ich gehe in die Hocke und beleuchte die Tiere, die sich nicht von mir stören lassen und komme mir vor, wie wenn ich eine Universumdokumentation versetzt worden wäre. Aufs Pinkeln habe ich längst vergessen. Aber die volle Blase meldet sich zurück und ich steige mit einem großen Schritt über die Tiere und gehe auf den gekiesten Zufahrtsweg. Jetzt, da ich rund 50 Meter weit vom *Bunkhouse* entfernt bin, wird der Urwald plötzlich laut. Ein Rascheln umkreist mich, Äste knacken im Unterholz und Dinge fallen auf den Boden herab. Ich kann nicht beurteilen, ob der Wind der

Auslöser der Unruhe ist, oder ob es Tiere sind. Der ganze Dschungel scheint plötzlich lebendig und in Aufruhr. Mit meinem winzigen Lichtlein, das immer mehr zu einem dürtigen Glühen vergeht, komme ich mir ausgeliefert und schutzlos vor. Bis zu den Toiletten traue ich mich nicht und verrichte deshalb mein Geschäft rasch mitten auf dem Kiesweg. Um die leeren Batterien zu schonen schalte ich die Taschenlampe derweil ab. Vielleicht ist es auch besser, nicht gesehen zu werden. Die absolute Dunkelheit bereitet mir zudem weniger Angst als die beschränkte Sicht in meinem Lichtkegel. Ich verharre noch eine Weile auf dem Kiesweg und lausche in die faszinierende Lebendigkeit des Waldes hinein. Seltsamerweise schwindet dabei meine Furcht und eine Art Geborgenheit erfasst mich. Aber dann fällt mir ein, dass ich bis auf mein Leibchen und meine Sandalen nackt bin und in diesem Aufzug von keiner Menschenseele hier angetroffen werden möchte und kehre ins *Bunkhouse* zurück. Die unendliche Kette der Blattschneiderameisen ist noch nicht abgerissen.

28.Tag, Montag, 2.1.2006

Vogelstimmen wecken uns. In den Baumkronen schimmert bereits ein wenig Licht, am Boden des Urwaldes krallt sich die Nacht noch im Unterholz fest. So leise wie möglich stopfen wir unsere Sachen in die Rucksäcke und verlassen das *Bunkhouse*. Zu meiner großen Enttäuschung sind die Blattschneiderameisen spurlos verschwunden, gerne hätte ich sie Markus gezeigt.

Es regnet leicht. Schweigend legen wir den Weg zum Highway zurück, in der Hoffnung, scheue Wildtiere zu überraschen. Aber bis auf streitende Papageien und in einem Tümpel dösende Schildkröten ist die Pirsch unergiebig. Mir fallen schwere Tropfen auf den Scheitel und ich Sorge mich, wo wir wettergeschützt auf den Bus warten können. Umso mehr bin ich überrascht, als wir die Hauptstraße erreichen und der Asphalt trocken ist.

Nebel hängen in den Baumkronen und überspannen die Fahrbahn wie zerschlissene Seide. Ein durchscheinendes Tuch, das sich unter dem Blau des Morgenhimmels in Fäden auflöst, an denen Myriaden Tauperlen funkeln. Die Sonne geht auf. Und von der feuchtkalten nächtlichen Decke befreit, steigen die Vögel in Scharen aus dem Blätterdach und streben dem Licht entgegen.

Während Markus das Fernglas nicht mehr von den Augen absetzt, schleppe ich die Rucksäcke auf die richtige, die rechte Fahrbahnseite, nach dem Motto: erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Als Markus mir endlich das Fernglas überreicht, richte ich es auf das Fahrzeug, welches auf uns zu kommt.

»Ein Bus«, rufe ich und springe auf die Fahrbahn, sodass er uns nur ja nicht übersieht! Per Lichtzeichen gibt mir der Fahrer zu verstehen, dass ich mich nicht sorgen müsse. Trotzdem bin ich vor Erleichterung ganz aus dem Häuschen und reiße die Türe auf, noch bevor der Bus völlig zum Stehen gekommen ist. Völlig überflüssig frage ich: »Dangriga?«. Wohin sollte der Bus auch sonst fahren, es gibt nur diese Straßenverbindung. Ich wundere mich selbst, dass der gestrige Tag solche nervösen Spuren hinterlassen hat.

Während der Fahrt ebbt meine Unruhe allmählich ab. Reggae-Klänge aus acht großen Lautsprechern beschallen die schläfrigen Menschen, die sich in den engen Bänken zusammen pferchen. Es ist ein alter Schulbus, wie man ihn bei uns nur mehr aus nostalgischen Fernsehfilmen kennt. Nur anstelle von hundert Schulkindern, für die die Abstände der Sitzreihen gerecht sein mögen, versuchen nun Männer und Frauen ihre nicht unbedingt schlanken Körper in den beengten Platz zu zwängen.

Zu den Klängen von Bob Marley rollen wir über sanfte Hügel und lassen den Urwald zurück. Wie bei einer Kette fädelt die Straße ein Dorf, eine Citrusplantage, ein Dorf, ein Orangenhain, ein Dorf, eine Citrusplantage, ein Dorf und so fort auf. Die kleinen Abstandhalter zwischen den farbigen Kugeln der Kette übersieht man oft: die speedbraker.

Unsere fahrende Musikbox aus Jamaika scheint beliebt zu sein. Sobald Menschen den Bus hören, richten sie sich von ihrer Feldarbeit auf und winken, Mütter unterbrechen das Spiel ihrer Kinder und deuten auf das Fahrzeug. Dann springen die Kleinen aufgeregt, wild mit den Armen fuchtelnd herum, als hätten sie noch nie ein Auto gesehen. Im Vergleich dazu, war meine Freude von heute Morgen bescheiden.

Die Einwohner von Belize sind ausgesprochen fröhlich und freundlich, dennoch bin ich skeptisch und auf der Hut. Der Vorfall mit den Tschechen gestern, die Warnungen aus dem Reisehandbuch, Erfahrungsberichte meiner Schwester, all das steckt tief in mir drin. Selbst als ich vom dunkelhäutigen Sitznachbar ein Bonbon geschenkt bekomme, vermute ich eher einen dezenten Hinweis auf meinen Mundgeruch als eine nette Geste.

Eine Stunde später erreichen wir *Dangriga*, die zweitgrößte Stadt von Belize. Nicht einmal in Österreich würde man so ein kleines Kaff Stadt nennen. Eine Ansammlung einstöckiger Häuschen, eine Straßenkreuzung wo sich Asphalt mit Lehm überschneidet und ein Hafen. Das war's dann schon. Uns soll es recht sein, so finden wir *Captain Buck* ohne Probleme in einer Kneipe. Dieser ununterbrochen vor sich hin fluchende Mann organisiert den Bootsverkehr zu den vorgelagerten Inseln. Im Laufe des Vormittags wird er uns auf *Tobacco Caye* bringen. Eine genaue Uhrzeit können wir ihm nicht entlocken, aber er versichert uns, mit der Abfahrt zu warten, bis wir von der Bank zurück kämen.

Uns plagen nämlich wieder einmal Geldsorgen. Die Taxis, die *Jungle Lodge* und das großartige Abendbuffet haben unsere US-Dollar-Barschaft ziemlich erschöpft. Unsere Reiseplanung sah deshalb vor, erst am heutigen Montag, den 2. Jänner auf *Tobacco Caye* überzusetzen, damit wir an diesem Werktag noch Einkäufe und Bankgeschäfte erledigen können. Mit der abstrusen Feiertags-Verschieberegelung in Belize konnte kein Mensch rechnen, nicht einmal im Reisehandbuch stand etwas davon. Nun sind wir mittellos und hungrig, und auf unserer Speicherkarte ist nur mehr für wenige Fotos Platz. Aber alles der Reihe nach. Erst das Geld.

In einer Seitenstraße finden wir einen Bankomaten hinter milchigen Plexiglasscheiben versteckt. Mittlerweile sind wir mit den Tücken der ausländischen Geldautomaten ja vertraut und ich wähle die VISA-Kreditkarte, um auf Nummer sicher zu gehen. Denn kein Aufkleber weist auf akzeptierte Plastikgeldformate hin.

Markus klemmt sich zu mir in die Kabine und schaut mir über die Schulter.

»Wie viele Belize-Dollar brauchen wir? Sag schnell!«, frage ich ihn, da der Automat den PIN-Code auf Anhieb verdaut hat.

»Keine Ahnung«, antwortet Markus völlig überrumpelt.

Die blinkende Eingabeaufforderung lässt mir keine Zeit lange nachzudenken und ich tippe den Betrag 2500 ein. Der Beleg wird gedruckt, die Karte spickt heraus und am Display erscheint die Meldung: *Take cash*. Es raschelt, surrt und dann ist der Apparat stumm.

»Hey was soll das?«, rufe ich empört. »Gib das Geld her!«

Markus untersucht den Geldschlitz und bohrt die Finger in die Eingeweide der Maschine.

»Du Schwein«, schimpft er den Bankomaten und versetzt ihm einen Fußtritt. Zum Glück nur einen symbolischen, den eine Alarmauslösung würde die Situation nicht verbessern.

Ich habe mittlerweile die Quittung zum zehnten Mal durchgelesen und keinen Hinweis auf ein Versagen des Automaten entdeckt. Da steht schwarz auf weiß: *2.500 BD transaction ok*
Plötzlich erkenne ich meinen fatalen Fehler und Adrenalin schießt mir siedend heiß durch den Körper.

»Schatz!«, rufe ich entsetzt. »Ich habe 2500 eingetippt!«

»Ja und?« Markus ahnt noch nicht die Tragweite meines Irrtums und beugt sich über den Bankomaten auf der Suche nach weiteren versteckten Öffnungen.

»2500 Belize Dollar, das sind 1250 US-Dollar, also über 1000 Euro!«, rechne ich ihm vor und füge ratlos hinzu: »Ich wollte eigentlich bloß 500 US-Dollar, keine Ahnung wie ich auf diesen Betrag gekommen bin.«

»Ist doch nicht schlimm, es kam ja eh kein Geld raus«, versucht mich Markus zu beruhigen.

»Aber auf dem Bankbeleg steht, dass die Summe ausbezahlt worden ist!«, kreische ich hysterisch. »Wie soll ich beweisen, das Geld nicht erhalten zu haben? Die Bank ist zu! Und in ein paar Stunden fahren wir für eine Woche auf eine winzige Insel, fernab von Telefon und Internet!« Tränen steigen mir vor Verzweiflung in die Augen. »Und Geld haben wir noch immer keines!«

Es klopft an die ohnehin milchige, nun aber durch unsere Verdunstung völlig blinde Plexiglaswand. Eine Frau steht draußen und will wissen, ob sie uns vielleicht helfen kann. Ich reiße mich zusammen und schildere unser Malheur. Mit besorgter Miene hört sie sich die Geschichte an und gibt uns dann den Rat, es einfach noch einmal zu probieren. In Belize würden Dinge oft erst beim zweiten Mal klappen. Damit verabschiedet sie sich.

»Die hat ja keine Ahnung!«, ereifere ich mich. »Nie mehr füttere ich dem Bankomat meine VISA-Karte! Damit er noch mal Geld unterschlagen kann! Kommt nicht in Frage!« Doch während ich so wettäre, dämmert mir eine mögliche Ursache für die hinterhältige Aktion des Automaten: Das Limit wurde überschritten. Der Betrag lag darüber. Allerdings ist das keine Erklärung für die positive Quittung anstelle einer Warnung oder Fehlermeldung, wie es sonst bei Limitüberschreitungen üblich ist. Aber es wäre immerhin eine denkbare Variante. Ob das

nicht ausbezahlte Geld von meinem Konto abgebucht wird oder nicht, kann ich übers Internet erst in einigen Tagen prüfen. Bis dahin müssen wir mit der Unsicherheit leben. Bargeld brauchen wir aber jetzt.

»Noch einmal probieren? Wie es die Frau uns geraten hat?«, frage ich Markus.

Der nickt und entschuldigt sich beim Bankomat für seine Handgreiflichkeiten, bevor ich die Karte einführe. Der Vorgang ist exakt der gleiche wie vorhin. Ich tippe 100 BD ein, die Quittung kommt, die Karte spickt, es raschelt und summt und ein Bündel Banknoten schiebt sich durch den Schlitz! Unsere Erleichterung ist groß und zum Dank bekommt der Bankomat ein paar Streicheleinheiten, bevor ich die VISA-Karte erneut einschiebe. Schließlich brauchen wir 500 BD.

Mit drei Quittungen und dicken Geldpolstern in den Bauchtaschen kehren wir zum Hafen zurück. Dass wir wegen des Feiertags ohne Frühstück bleiben müssen und es heute nicht möglich ist, Fotos auf eine CD zu brennen, hat seine Bedeutung weitgehend eingebüßt. Zwei Flaschen Coca Cola tun es auch und auf unserer Speicherkarte ist noch etwas Platz, der für die kleine Insel reichen müsste. Ich platze fast vor neugieriger Erwartung und Vorfreude und plappere unentwegt auf Markus ein. Plötzlich fragt mich einer der ebenfalls wartenden Touristen auf Deutsch, ob wir Schweizer wären.

»Nein, Österreicher«, gebe ich zur Antwort.

Sofort entschuldigt sich der Mann wortreich.

»Mit Schweizern verwechselt zu werden, ist doch nicht so schlimm«, versuche ich ihn zu beruhigen und füge augenzwinkernd hinzu: »Eine Beleidigung wäre es erst, wenn man uns für Deutsche hielte!«

Der vermutete Landsmann blickt irritiert. Ich bin die einzige die lacht, Markus stupft mich mit dem Fuß an. Da niemand mehr etwas sagt, schalte ich auf höfliche Konversation um: »Woher kommst du? Aus Oberösterreich?«

Der Angesprochene ziert sich, weicht meinem Blick aus.

»Jetzt sag schon«, hake ich nach.

Mitleid spricht aus seinen Augen, als er leise die Worte formuliert: »München, ich komme aus München.«

»Ooh«, mehr bringe ich nicht heraus, die Schamesröte verglüht alle Silben zu einem verlegenen Stammeln und ich weiß nicht, auf welche Stelle am Boden ich meine Augen richten soll. Da durchbricht Motorenlärm die schweigende Starre. Dank sei *Captain Buck*! Von den Fesseln der Peinlichkeit befreit stürme ich zum Kai. Es geht los!

Captain Buck verstaut das Gepäck unter einer wasserdichten Plane im Bug des Bootes und ich nehme auf der vordersten der drei Holzbänke Platz, um einen möglichst großen Abstand zwischen mir und dem Deutschen zu schaffen. Vergebens. Der Captain scheucht mich zurück zu den anderen. Schulter an Schulter hocken wir zu siebt wie Hühner auf den harten Brettern, ich eingeklemmt zwischen Markus und dem Münchner. Ich überlege noch, wie ich eine Entschuldigung formulieren könnte, als der *Captain* Gas gibt. Die Motoren graben ihre Schiffsschrauben ins Wasser und der Bug bäumt sich wie ein erschrockenes Pferd in den Himmel. Fast wären wir rücklings von den Bänken gekippt. Unter ohrenbetäubenden Lärm brausen wir auf das offene Meer hinaus. Als das türkise Schimmern des Küstengewässers in

ein abgründiges Schwarzblau kippt, türmen sich plötzlich Wellen auf, über die unser Boot wie über eine Schanze hinweg springt. Bange Sekundenbruchteile hängen wir in der Luft, das Wasser duckt sich, von der nächsten Welle abgesaugt, unter uns hinweg, und das Boot fällt. Mein Hintern hat den Kontakt zum Sitzbrett verloren. Mit einem explosionsartigem Knall schlägt der Bootsrumph auf dem Meer auf; mit einem Schmerzensschrei mein Steißbein auf dem Holz. Dann taucht der Bug in die weißgekrönte Wellenwand vor uns und eine Gischtfontäne bricht über uns herein.

Captain Buck flucht und drosselt die Motoren. Im kleinen See zu unseren Füßen treiben vier Schwimmwesten. Schnell grapsche ich mir eine und schiebe sie mir unter die gestauchte Wirbelsäule. Andere tun es mir nach. So reiten wir über das Meer wie auf einem wild gewordenen Gaul. Im Bus konnte ich wenigstens stehen um die harten Stöße abzufedern, hier muss ich mich jedoch mit beiden Händen fest auf die Holzbank pressen, um nicht von Bord zu fliegen!

Die Wellen rollen in immer dicker werdenden Wülsten auf uns zu. Das Boot springt ab, die Schiffsschrauben heulen leer drehend in der Luft auf, wir knallen hart aufs Wasser und ducken uns vor der unvermeidlichen Dusche. Bis zum Horizont nur die endlose Abfolge von schaumgekrönten Meeresbergen. Ob ein Boot auseinanderbrechen kann?, frage ich mich, wenn wir besonders heftig aufschlagen. Niemand würde je etwas erfahren, wir wären einfach spurlos verschwunden. So hatte ich mir den Auftakt zu unserem Karibiktraum jedenfalls nicht vorgestellt.

Endlich eine grüne Linie hinter dem wogenden Auf und Ab. »Land in Sicht!«, brülle ich Markus ins Ohr, der zur Antwort stumm und erleichtert nickt. Je näher wir dem Mangrovengürtel kommen, desto mehr verblasst die bedrohliche Schwärze des Wassers. Im seichten Blau lösen sich schließlich die Schaumkronen der Wellen auf und machen einer sanft schwingenden Meeresoberfläche Platz. Doch anstatt die Ruhe zu genießen, gibt *Captain Buck* Vollgas und prescht auf eine schmale Luke in der grünen Wand zu. Ich kann mir nicht vorstellen, wie die Landung auf der Insel mit dieser Geschwindigkeit vor sich gehen soll und starre vor Schreck gebannt auf die Schneise. Das Dickicht aus Wurzeln und Ästen ist nur ein paar Meter breit, doch dahinter liegt kein Ufer sondern eine riesige Lagune aus türkischem Wasser. Der Mangrovengürtel umschließt das seichte Becken wie ein Palisadenzaun.

Wir jagen über die seidenglatte Oberfläche dahin und zerschneiden mit Motorenlärm die Stille der Oase. Vogelschwärme steigen kreischend aus den Baumkronen auf und unsere Bugwelle treibt unzählige Keile in das Idyll. Wir verlassen den ruhigen Bereich wieder durch eine kaum erkennbare Öffnung im Mangrovenring und sind erneut den Wellen und der Gischt des offenen Meeres ausgesetzt. Doch unser Ziel ist bereits hinter den Schaumkronen erkennbar: Palmen drängen sich auf einem winzigen Fleck zusammen. Noch ist das Meer schwarz, aber das Dunkel unter unserem Boot zerfällt allmählich in hellere Flecken. Kurz vor der Insel gleiten wir über ein Kaleidoskop von blauen und smaragdgrünen Farben hinweg, deren Leuchten nur von Korallenstöcken durchbrochen wird. *Captain Buck* hat die Motoren gedrosselt und die Schiffsschrauben wegen des seichten Wassers angehoben. Weißer Sand bedeckt den

Meeresboden, rote Fünfzacke von Seesternen liegen wahllos verstreut herum. Ein Schnorchler richtet sich erschrocken auf, als er das Boot bemerkt.

Wir sitzen staunend da und jedem ist die Freude ins salzverkrustete Gesicht geschrieben. *Tobacco Caye*, eine winzige, Palmen bewachsene Sandfläche mitten in der Karibik. Die sichtbar gewordene Spitze des zweitlängsten Korallenriffes der Welt. Mit einem Dutzend kleiner Bungalows und exzellenten Tauch- und Schnorchelbedingungen. Das Paradies, wie es auf eine Postkarte passt und alle Urlaubssehnsüchte vereint.

Ganz benommen klettern wir auf den Landesteg. Nach 45 Minuten im Boot scheint selbst der feste Boden noch zu schwanken. *Captain Buck* entfernt die Plane vom Gepäck und reicht uns die trocken gebliebenen Rucksäcke. Als ich ihm das Fahrtgeld zahle, frage ich ihn, ob die Wellen immer so hoch seien. »Hoch?«, antwortet er erstaunt und fügt hinzu: »Das war doch völlig harmlos, glatter kann die See ja kaum sein!« Meine blauen Flecken am Hintern haben offenbar ihre eigene Wahrnehmung.

Trauminsel der Karibik

Wir schultern unsere Rucksäcke und gehen an Land. Nach den ersten paar Schritten im weichen Sand ist klar, dass unsere Sandalen fehl am Platz sind, wir schaufeln damit bloß das mehrlartige Pulver zwischen unsere Zehen. Und das ist barfuß weitaus angenehmer. Die *Ocean Edge Lodge* sieht verlassen aus, obwohl wir für heute angemeldet sind. Ein Mann werkelt pfeifend an einem Rohrleitungssystem, welches die Dachwässer in ein großes Betonbecken leitet. Als er uns sieht, lässt er seinen Schraubenschlüssel fallen und eilt mit ausgebreiteten Armen auf uns zu: »Welcome to Oceans Edge!« Umarmung, Händeschütteln, Schulterklopfen. Er stellt sich als Hausherr namens Raiman vor und führt uns sogleich in die Küche zu Carmita, der Köchin. Die schwarze Frau hat Leggings an. Einen Moment lang glaube ich, einem lebendig gewordenen Deix-Bild gegenüber zu stehen. Den Karikaturisten würde man der maßlosen Übertreibung bezichtigen, aber Carmita ist echt. Und unglaublich dick. Zwischen Staunen und Mitleid schwankend stehe ich vor dem unförmigen Körper und fühle meine Hand in einer weichen Masse versinken. Carmitas tiefe, rauchige Stimme könnte genauso gut einem Mann gehören. Die Köchin bellt uns eine Begrüßung ins Gesicht. Wir sind uns vom ersten Augenblick an unsympathisch. Ich reiße mich zusammen und heuchle Lebenswürdigkeit, denn in ihrem Reich stapeln sich wahre Schätze an Lebensmitteln: Ananas, Bananen, Kuchen, Toastbrot und Marmeladen, Gemüse, Kartoffeln und Knabberereien. Mein Magen knurrt laut und erinnert daran, dass er heute noch nichts erhalten hat. Markus und ich müssen in Carmitas Augen wie zwei Skelette aussehen und so wage ich zu fragen, ob wir nicht etwas zu essen bekommen könnten. Raiman ist in Geberlaune und antwortet, noch bevor die Köchin etwas erwidern kann: »Natürlich, Carmita macht euch was. Wollt ihr Pancakes oder Kuchen?«

»Am liebsten beides, wenn ich ehrlich bin«, nütze ich die Gunst der Stunde, während die Köchin mich anfunkelt. Raiman erteilt ihr Anweisungen in einem uns unverständlichen Kauderwelsch und führt uns zu unserem Bungalow. Wir sollen unsere Rucksäcke auspacken und mit Geld und Pässen wieder in der Küche erscheinen, bis dann sei auch das Essen fertig.

Unsere Unterkunft für die kommende Woche befindet sich im ersten Stock eines kleinen Häuschens und besteht aus zwei Räumen. Im größeren der beiden hat das Doppelbett, eine kleine Kommode und unser Gepäck Platz. Daran schließt eine winzige Nasszelle mit Klo und Duschkabine an. Als wir den Bungalow übers Internet buchten, hatte ich eine andere Vorstellung von einer Unterbringung für 100 US-Dollar pro Tag. Dabei vergaß ich, dass indonesische Maßstäbe nicht auf die Karibik anwendbar sind. In Bali wären uns für soviel Geld wahrscheinlich neben reichlich Luxus auch eigene Diener zur Verfügung gestanden. Aber der Name Karibik hat seinen Preis. Und der ist in Belize und speziell auf *Tobacco Caye* noch immer am günstigsten.

Mit den Pässen und der VISA-Karte eilen wir in den Speiseraum vor der Küche. Die Teller mit dampfenden Pancakes stehen schon am Tisch. Leider fehlt das Besteck. Für einen hungrigen Menschen grenzt das an Folter. Carmita schlurft aus der Küche. Ihre Hüften sind derart mit Fettpolstern bepackt, dass sie ihren Körper seitlich durch die Türe schieben muss. Sie bringt uns einen Krug Fruchtsaft. Wie in Zeitlupe schlendert sie wieder in ihr Reich zurück. Geschirr klappert und die Köchin taucht gemächlich mit zwei Gläsern auf. Die Pancakes werden kalt. Ganz vorsichtig mache ich sie auf das fehlende Besteck aufmerksam. »Ja, ja, kommt ja gleich«, antwortet sie, als hätte ich eine übermenschliche Anstrengung von ihr verlangt. Meine Urgenz war ein Fehler. Carmita bleibt in der Küche verschwunden. Aber da die Pancakes ohnehin ausgekühlt sind, kann man sie auch mit den Fingern essen. Nachdem wir fertig sind, bringt die Köchin das Besteck. Vorwurfsvoll blickt sie auf die leeren Teller und schüttelt missbilligend den Kopf über soviel Ungeduld. Wir werden nie Freunde werden.

Im Gegensatz zu Carmita ist Raiman geradezu ein Lichtblick. Er lacht und scherzt und ist immer in Eile, als ob er überall gleichzeitig gebraucht werde. Wie vereinbart können wir die Woche Aufenthalt in der *Ocean Edge Lodge* mit VISA bezahlen. Wegen diesem Entgegenkommen verzichte ich auf einen Einwand, als er fordert, dass wir die Woche im Voraus begleichen.

Nachdem das Finanzielle geregelt ist und unsere Mägen nicht mehr knurren, bringen wir die Schnorchelausrüstung aus den Untiefen unserer Rucksäcke ans Licht. Es fehlen uns bloß Flossen. Wir waren sicher, dass wir die auf der Insel ausleihen können, aber im Tauchshop ist kein Mensch anzutreffen. Raiman kommt uns zu Hilfe und lässt uns in seiner Rumpelkammer nach ausrangierten Flossen wühlen. Dankbar wählen wir zwei Paar aus und reparieren sie notdürftig mit Tesaband.

Das Meer ist aufgewühlt und kühl. Die Wellen durchmischen die von der Sonne aufgeheizten Oberflächenschichten mit dem kalten Wasser der Tiefe. Sand trübt die Sicht. Unser erster Schnorchelgang dient daher mehr zum Test der Ausrüstung, als zur Erkundung des Riffs. Vor Kälte schlotternd sausen wir zurück zum Bungalow, im Wettlauf um die heiße Dusche. Ich war

zwar langsamer, aber Markus lässt mir den Vortritt um sich mein Gejammer zu ersparen. Flugs stehe ich in der Minikabine und hoffe, dass aus der Brause endlich warmes Wasser kommt. Die momentane Temperatur entspricht der des Meeres, dem wir gerade mit blauen Lippen entstiegen sind. Mit Haaren voller Schampon warte ich mit klappernden Zähnen, aber das dünne Rinnsal wird immer kälter! Es bleibt mir nichts anderes übrig, als unter der mittlerweile eiskalten Dusche Haare zu waschen. Danach reibe ich mit dem Handtuch ab, suche den bereits weggepackten Rollkragenpullover heraus und lege mich unter die Bettdecke, bis Markus' Flüche aus dem Bad verstummen. Dick verummt suchen wir Raiman auf. Der behauptet, dass der Boiler intakt sei oder zumindest sein sollte. Er werde sich darum kümmern. Für den Abend garantiere er uns eine heiße Dusche.

Im Speiseraum gibt es eine Wassermaschine, die sowohl Eiswürfel als auch kochendes Wasser produzieren kann. Gläser und ein fast leerer Behälter mit Teebeuteln stehen auf einem Sims daneben. Aus der Zuckerdose transportieren winzige Ameisen die süßen Kristalle über die Wand hinauf in einen Spalt unter der Decke. Ein einziger, dreckiger Löffel pickt auf dem Plastiktischtuch. Markus und ich untersuchen den Apparat, aus dem laut Raiman per Knopfdruck ständig heißes Wasser fließen sollte. Aber wie bei der Dusche handelt es sich um leere Versprechungen, mein Teebeutel zieht im lauwarmen Bad nur eine mäßig braune Spur. Danach kommt nur mehr kalt. Bevor Eiswürfel in das Glas klumpen geben wir auf.

Carmita hat unser Hantieren argwöhnisch durch die Luke über dem Sims beobachtet. Ich berichte ihr unseren Misserfolg und sie schlurft aus der Küche. Fachkundig prüft die Köchin mit der Handfläche die Außentemperatur des Apparates. Sichtlich zufrieden füllt sie etwas Wasser in ein Glas ab und hält es mir hin.

Will sie mich provozieren oder ist sie tatsächlich so stumpfsinnig? Dass man mit lauem Wasser keinen Tee brühen kann, müsste sogar in ihr Hirn Eingang gefunden haben. Behutsam mache ich sie darauf aufmerksam. Gelangweilt zuckt sie mit den Schultern, schiebt ein Stromkabel in die Steckdose und legt einen Schalter an der Rückseite des Geräts um. Mit den ausgestreckten Fingern einer Hand deutet sie, dass es in fünf Minuten heißes Wasser gäbe. Dann bugsiert sie sich mit einer seitlichen Drehbewegung durch die Tür und ist in der Küche verschwunden.

Markus mustert angewidert den gebrauchten Löffel.

»Warum hast du nicht nach sauberen Löffeln gefragt?«, will er von mir wissen.

»Das kannst du probieren, ich hab mich nicht getraut«, rechtfertige ich mein Schweigen.

Schließlich ist Carmita die Herrin der Lebensmittel und es mit ihr zu verscherzen wäre fatal!

Markus verzichtet plötzlich auf Zucker und braucht eigentlich gar keinen Löffel. Feigling! Der Apparat gibt grünes Licht und heißes Wasser dampft heraus. Markus ertränkt eilig den letzten trockenen Teebeutel in seiner Tasse und schlendert zum Esstisch. Ich bin mit einer leeren Schachtel konfrontiert. Es gibt zwei Möglichkeiten: Carmita um Nachschub bitten, oder den aufgeweichten Beutel aus dem inzwischen kalten Wasser des ersten Teeversuches zu verwenden. In der Not wähle ich das kleinere Übel und lasse die Köchin in Ruhe.

Mit einem Male füllt sich der Raum. Gäste kommen zum Lunch. Vier Touristen und eine Gruppe von einheimischen Soldaten nehmen an den Tischen Platz. Dann wird das Essen

aufgetragen und wir sind wieder mit Carmita versöhnt. Anstelle der Fleischstücke hat sie uns mehr Gemüse und eine Eierspeise auf den Teller gehäuft. Danach gibt es Obst, Kuchen und Kaffee und ich traue mich sogar, um Teebeutel zu bitten. Zum Abschluss steuert Raiman unseren Tisch an und berichtet, dass der Boiler jetzt funktionieren müsse. Er habe den elektrischen Defekt behoben.

Wir sind im Paradies!

Nach einem kurzen Mittagsschläfchen erkunden wir die Insel. In zehn Minuten haben wir sie umrundet. Wenn wir uns beeilt hätten, hätten wir es vielleicht in fünf Minuten geschafft. *Tobacco Caye* ist wirklich winzig. Nun starten wir zur zweiten Runde mit einem vollen Akku für die Kamera und lassen uns Zeit. Fasziniert untersuchen wir die Muschelhaufen, die vielerorts zur Befestigung des Sandufers dienen. Die filigranen Gehäuse sind ockerfarben und bilden lange, zackige Fortsätze am »Dach« der sich verjüngenden Spiralform. In sattem Rosa schimmert der Eingang, dessen Oberfläche mit Perlmutter überzogen ist. Manche der Muscheln sind fast 30 Zentimeter hoch und echte Prachtexemplare, die man teuer verkaufen könnte. Und hier liegen sie zu Hunderten in Schutzwällen aufgetürmt. Oder dienen in den Sand gesteckt als Wegrandmarkierung zwischen den Bungalows. Eigenartig. Wir durchstöbern die Haufen nach einem unbeschädigten Gehäuse einer jungen Muschel, welche erst kurze Fortsätze ausgebildet hat, die den Transport in einem Rucksack zulassen. Während wir im »Abfall« wühlen, beobachtet uns ein Einheimischer und lacht. Als wir ihm unser Fundstück präsentieren, meint er bloß, er hätte uns ein Schöneres besorgen können. Die Fischer würden nämlich das Muschelfleisch als Köder verwenden, deshalb lägen hier so viele Gehäuse herum.

»Warum verkauft ihr die nicht als Souvenir?«, will ich von dem Mann wissen.

»Weil sie unter Schutz stehen und der Handel mit ihnen verboten ist.«

»Aha. Schutzbedürftige darf man zum Uferschutz verwenden.«

Der Mann versteht meinen Sarkasmus nicht und erklärt: »Das ist kein Uferschutz, sondern bloß eine Art der Entsorgung. Müllkippen quasi. Die Insel ist klein, wo sollte man die Reste sonst deponieren?«

Irgendwie ist unsere Freude an dem rosaroten Perlmutterglanz etwas ermattet.

Blackout nach Pelikan-Film

Wir schlendern über den schneeweißen Sand und der Wind rauscht durch die Palmwipfel. Ab und zu fällt eine Kokosnuss mit einem dumpfen Laut auf den Boden. Da einem die massigen Dinger halb erschlagen könnten, werfen wir immer wieder prüfende Blicke nach oben um einer drohenden Gefahr rechtzeitig ausweichen zu können. Eben platscht etwas neben uns ins Meer. Wir drehen uns erschrocken um und sehen gerade noch, wie ein Vogel vom Wasser aufsteigt und hinter einer Mangrove verschwindet.

»Komisch«, sage ich zu Markus, »kann ein Vogel abstürzen?«

Ich deute auf die schwarzen Fregat-Vögel, die wie Drachen angebunden ständig über den Palmwipfeln hängen, den starken Aufwind der Insel zum Soaren nutzend. Da taucht die Antwort aus der Mangrove auf: Ein Pelikan!

Niemals zuvor haben wir einen Pelikan in freier Natur beobachten können. Der Vogel kommt ganze nahe ans Ufer, jagt in ein paar Metern Höhe über die Wasseroberfläche dahin und setzt dann plötzlich zu einem Looping an. Bevor er aber die Drehung vollendet, lässt er sich über einen Flügel abkippen und sticht kopfüber ins Meer. Dabei reißt er den riesigen Schnabel auf und schöpft einen ordentlichen Schluck Wasser in seinen Hautbeutel, der sich unter seinem Schnabel zu einem Ballon ausgedehnt. Gleich nach dem Auftauchen siebt er die Beute aus, lässt das Wasser überlaufen und schluckt die zappelnden Fischlein hinunter. Sofern er welche erwischte.

Die schattigen Stellen unter einem Bootssteg haben es dem Pelikan besonders angetan. In waghalsigen Flugmanövern stürzt sich der Vogel unmittelbar neben den Holzplanken ins Wasser, versucht den Schwung des freien Falles auszunutzen, um sich in das Dunkel unterhalb des Steges zu bohren. Wie soll man das fotografieren? Wir stehen ziemlich ratlos mit unserer Digitalkamera auf dem Steg, während der Pelikan unter unseren Füßen jagt. Mit der Verzögerung beim Auslöser – ein großer Nachteil der digitalen Technik – konnten wir bislang nur ein paar Schwanzfedern abspeichern.

»Probieren wir es mit Filmen«, schlägt Markus vor.

»Das braucht aber so viel Speicherplatz und wir haben nicht mehr viel frei«, erinnere ich ihn an die begrenzte Kapazität unserer Karte.

»Dann müssen wir eben einige Fotos aussortieren und löschen«, entschärft Markus meine Bedenken. Der Pelikan wiederholt geduldig seine Flugvorführung, bis wir alle Phasen seiner Akrobatik gefilmt haben. Die Speicherkarte ist danach voll.

Wir holen unsere Schnorchelsachen und gehen auf der Westseite der Insel ins Meer. Dort ist das Wasser sehr seicht und die Sonne hat es zur erträglichen Temperatur aufheizen können. Es gibt zwar kaum Korallen, aber dafür eine Unmenge von zutraulichen Fischen. Sie schwimmen neugierig in unsere Nähe, aber wenn man sie angreifen will, drehen sie blitzschnell ab. Wahrscheinlich erwarten sie Futter.

Die Ebbe setzt ein und die schwimmende Rückkehr ans Ufer ist gar nicht so einfach. Mit kaum merklichem Flossenschlag und eingezogenem Bauch gleiten wir über Sand, Seegras und

knallrote Seesterne dahin. Krebse schaufeln kleine Sandpyramiden, eine Flunder presst sich in eine Mulde und irgendetwas Schlangenförmiges windet sich durchs Seegras. Dann sind da plötzlich zwei dunkle behaarte Säulen, die im Sand stecken. Mit einem letzten Flossenschlag schwimme ich an den Männerbeinen vorbei und nütze den Schwung einer Welle um zu stranden. Ich liebe es, bäuchlings wie ein flacher Kahn auf Grund zu laufen und dabei den Sog des zurückweichenden Wassers an meinen Beinen zu spüren. Aus Rücksicht auf die anderen Touristen, die mich für ein lebloses Stück Treibgut halten könnten, drehe ich mich gleich auf den Rücken und streife die Flossen ab.

Raiman hat sich geirrt. Der Boiler lieferte nur eine halbe Minute lang heißes Wasser. Nun liegen wir beide zum Aufwärmen unter der Bettdecke und spielen im Dunkeln die Videosequenzen vom Pelikan ab. Mit Ausnahme von zwei kurzen Filmchen, die einmal die Flugakrobatik und ein andermal die Fangtechnik des Vogels zeigen, haben wir großteils Himmel und Meer gefilmt, deren Blau jäh von verschwommenen Flügelspitzen durchkreuzt wird.

»Die darfst du alle löschen«, beschließt Markus und gibt mir die Kamera in die Hand.

Ich mache mich an die Arbeit.

Auswahl, Papierkorb, Einzel, Bestätigung (Antwort auf die Frage: Löschen Einzel oder Alles?), Pfeil unten (Antwort auf die Frage: Dieses Foto löschen, Abbruch oder Weiter?)

Bestätigung.

Nächstes Video.

Papierkorb

Bestätigung

Pfeil unten

Bestätigung.

Nächstes Foto. Papierkorb, Bestätigung, Pfeil unten, Bestätigung.

Nächstes Foto. Papierk., Bestät., Pfeil u., Bestät.

Ich werde immer schneller.

Nächstes Foto. Pap., Best., Pfeil, Best.

Nächstes Foto. Pa., Be., Pf., Be.

Mir tun schon die Finger weh.

Nächstes Foto. PaBePfBe.

Und noch eins. PaBePfBe.

Und noch eins. PaPfBePfBe.

Da beginnt ein leerer Balken blau anzulaufen, während darüber steht: *Alle Fotos werden gelöscht.....*

Augenblicklich versuche ich den Apparat auszuschalten, doch der Ein/Aus-Knopf zeigt keinerlei Wirkung. Das Blau hat schon ein Drittel des Balkens aufgefressen! Hektisch öffne ich die untere Klappe der Kamera und entferne den Akku. Mein Herz rast und ich japse nach Luft. Vor Schreck hatte ich den Atem angehalten. Markus blickt mich besorgt an. Ich weiß nicht ob ich kreidebleich oder knallrot bin. Vielleicht wechsele ich die Farbe auch so wie es mir heiß und kalt den Rücken hinunterläuft. Ich traue mich meine Befürchtung nicht auszusprechen, bevor

ich nicht Gewissheit habe. Doch meine Hände zittern so sehr, dass ich den Akku kaum mehr in die Kamera einlegen kann. Schweiß bricht mir aus, ich muss die Bettdecke wegstrampeln. Dann schalte ich den Fotoapparat ein. Stelle das Rädchen auf Bildwiedergabe und starre auf ein schwarzes Display mit roten Buchstaben: *KEIN BILD*. Ich schließe die Augen und sinke ins Bett zurück.

»Bitte lass es ein Albtraum sein«, flehe ich inständig an irgendeine Instanz, die das Geschehene rückgängig machen kann. Leider ist mir weder eine Gottheit noch sonst ein höheres Wesen bekannt, welches sich zur Rettung von Urlaubsfotos zuständig fühlen könnte.

»Jetzt sag schon, was los ist«, dringt Markus Stimme wie von ferne zu mir.

»Weg. Alles weg. Gelöscht«, flüstere ich tonlos.

Obwohl Markus es verstanden haben müsste, tut er so, als habe er sich verhöhrt.

»Was ist weg?«

»Die Fotos. Ich habe die komplette Speicherkarte gelöscht.«

Tränen steigen mir in die Augen. Am liebsten würde ich mir aus Zorn und Ohnmacht selber eines in die Fresse hauen. Ich spüre glühenden Hass auf meine Ungeschicklichkeit in mir brennen. Markus ist eine Spur blasser geworden. Er beugt sich zu mir rüber und legt mir seinen Arm um die Schultern. Ich verstehe seine Reaktion nicht und zucke misstrauisch zusammen.

»Es sind doch bloß Fotos«, tröstet er mich ohne den geringsten Unterton eines Vorwurfes in der Stimme. »Wann haben wir denn diese Karte eingelegt?«

Mit Mühe bringe ich meine Gedanken etwas in Ordnung und überlege.

»Palenque. In Palenque war die kleine Karte voll und wir haben auf die große gewechselt.«

»Also fehlen uns nun die Tempel, Guatemala und das Bunkhouse.«

»Die Nasenbären und die Geier.«

»Der Sonnenuntergang auf Flores.«

»Die Urwaldbäume in Tikal.«

»Die Bootsfahrt am Grenzfluss.«

»Scheiße.«

»Schade.«

Mit einem Aufheulen werfe ich mich in die Kissen. Ich kann nicht glauben, dass Markus mein Malheur nur »Schade« findet und mir in keinster Weise böse ist. Ich wäre wahnsinnig angefahren und würde ihm garantiert massive Vorwürfe machen. So wie ich mir selbst auch.

»Wie kann man nur so blöde sein?«

»Jetzt hör schon auf, so ein Theater zu machen.« Markus' Schulterstreicheln wird ungeduldiger. »Das kann passieren. Man muss sich deshalb nicht selbst zerfleischen.«

»Aber was machen wir jetzt?«, frage ich aggressiv, als ob ich wünschte, dass Markus endlich böse würde.

Er versteht nicht, was ich meine. Gereizt erkläre ich ihm: »Jetzt haben wir eine volle Speicherkarte mit Fotos von Oaxaca bis Agua Azul und eine gelöschte Karte, die wir nicht mehr verwenden dürfen.«

»Warum?«

»Weil ich eine schwache Hoffnung habe, dass die Fotos rekonstruiert werden können. Voraussetzung ist allerdings, dass nichts mehr darüber gespeichert wird.«

»Das ist ja super!«, freut sich Markus.

»Gar nichts ist super!«, widerspreche ich in streitsüchtiger Laune. »Weil das bedeutet zugleich, dass wir hier eine Woche lang auf unserer Trauminsel sitzen und kein einziges Fotos machen können!«

»Das ist blöd.«

Endlich habe ich ihn auf mein mieses Gefühlsniveau herabgezogen. Ein schäbiger Triumph, dessen ich mich augenblicklich schäme und erneut ins Kissen rotze. Manchmal würde ich zu gerne aus meiner Haut fahren und ein anderer Mensch sein.

»Du lässt dich in deinem Selbstmitleid gehen.« So trocken wie die innere Stimme sein kann, so wirkungsvoll trifft sie ins Schwarze. Ich reiße mich zusammen, richte mich auf und mache mich auf den Weg.

»Wohin gehst du?«, fragt Markus erstaunt.

»Hilfe organisieren. Vielleicht hat irgendjemand einen Laptop hier und ich kann von der vollen Karte eine CD brennen. Ich geh mich mal umhören.«

Es gibt einen Computer auf der Insel. Aber es fehlt das passende Datenübertragungskabel. Raiman überlegt, ob er aus einem Fernsehanschlusskabel einen Stecker konstruieren könnte, der in den PC passt. Alle sind äußerst hilfsbereit, aber nichts führt zu einer Lösung meines Problems. Ich soll Arturo fragen. Der sitzt in seinem Büro einer netten Lodge und hört sich mein Missgeschick verständnisvoll an. Dann lässt er sich die Speicherkarte zeigen und behauptet zuversichtlich, dass er mir so eine Karte in *Dangriga* besorgen könne. Markus und ich hatten in einem Foto-Megastore in Mexico City kein solches Kartenformat auftreiben können, wie soll in dem Kaff an der Küste eines erhältlich sein?

Als Arturo meine Zweifel bemerkt, macht er mir einen anderen Vorschlag. Ich solle ihm beide Karten morgen mitgeben, da er ohnehin aufs Festland müsse. Dann könne er die Daten auf CD brennen und die gelöschte Karte vielleicht retten lassen. Einen Teufel werde ich tun!, denke ich mir, die Karten gebe ich nicht aus der Hand! Ich vereinbare mit Arturo, dass er sich erst mal umsehen soll, ob die technischen Voraussetzungen dazu in *Dangriga* überhaupt gegeben seien.

Im Dunkeln eile ich zu unserm Bungalow zurück. Plötzlich verfängt sich mein Kopf in einem monströsen Spinnennetz, sodass ich rücklings in den Sand geschleudert werde. Völlig geschockt hocke ich im Sand und versuche zu erkennen, was sich da zwischen den Palmen in die Luft gewoben hat. Als ich endlich die Maschen eines Volleyballnetzes ausmachen kann muss ich über mich selber lachen. Plötzlich bin ich zuversichtlich, staube mir den Sand aus den Kleidern und gehe Markus zum Abendessen abholen.

Als wir mit vollem Magen wieder im Bett liegen, saugt Markus geräuschvoll Luft durch die Nase ein und schnuppert am Kissen, an der Bettdecke und am Leintuch.

»Es stinkt«, kommentiert er seine Untersuchung.

»Ich war's nicht«, verteidige ich mich schlaftrunken.

Sein schnüffelndes Gesicht wandert zu mir herüber.

»Dein Kissen stinkt nicht so arg«, stellt er fest.

»Das will ich auch hoffen!«, antworte ich und halte es mit beiden Händen fest, bevor Markus es wegziehen kann. »Sag mal, was soll das Ganze eigentlich?«, frage ich ihn mürrisch, denn ich war bereits am Einschlafen.

»Riechst du es denn nicht?«, stellt Markus erstaunt eine Gegenfrage, »Die Matratze, das Kissen, alles müffelt modrig vor sich hin. Am ärgsten ist der Polster. Als hätte eine Katze darauf gepisst«

Das mit dem Modergeruch ist mir ebenfalls aufgefallen, aber Katzenpisse – »Übertreibst du da nicht?«

Statt einer Antwort hält mir Markus sein Kopfpolster unter die Nase.

»Puh, das stinkt wirklich!«, muss ich zugeben.

Markus schleudert das Ding angeekelt in einen Winkel und knäult sich einen Pullover unter sein Haupt. »Morgen lassen wir uns frische Kissen geben und die Matratze drehen wir um. Gute Nacht!«

Ich liege noch eine Weile wach auf dem Rücken und lausche dem Wind, der durch die Palmblätter streift. Ab und zu fegt eine Brise quer durch unseren Bungalow, bauscht die Vorhänge auf der einen Fensterfront auf und presst den Stoff auf der anderen Seite gegen die Öffnungsschlitz. Die salzige Feuchtigkeit der Meeresluft erfüllt den Raum und legt einen klammen Film auf jede Oberfläche. Fröstelnd verkrieche ich mich unter die Moderhülle und schlafe augenblicklich ein.

29.Tag, Dienstag, 3.1.2006

Ein seltsames Stöhnen reißt mich aus dem Schlaf. Oder ist es ein Fluchen? Ich taste zu Markus, aber das Bett ist leer. Deutlich vernehme ich jetzt seine Stimme aus dem Bad. Ja er flucht! Kurz darauf steht er am ganzen Körper zitternd wieder neben dem Bett und angelt sich ein Handtuch von der Stuhllehne. Unter Zähneklappern bringt er hervor, dass noch immer kein heißes Wasser käme.

»Du musst ja nicht unter allen Umständen zweimal täglich duschen«, wundere ich mich.

»Aber ich hab selbst schon wie Moder gerochen! Komm lass uns die Matratze endlich umdrehen.«

Endlich. Die morgendliche Erfrischung hat ihm wohl nicht gut getan. Meine Lust mich aus dem warmen Bett zu erheben, hält sich in Grenzen, aber Markus kennt kein Pardon. Schon fliegt die Decke in eine Ecke und das Leintuch hinterher. Die Matratze des Doppelbettes besteht aus einem Stück und ist ziemlich schwer. Gerade als wir sie gewendet haben und wieder ins Bettgestell legen wollen, kracht der Holzrahmen auseinander. Gleichzeitig stößt Markus einen Schrei aus. Das schwere Brett der Außenverkleidung ist ihm auf den nackten Fuß gefallen. Er hebt es an, um seinen Fuß zu befreien, da donnern die Bretter des Lattenrostes der Reihe nach auf den Boden. Wie in einem Comic löst sich das Bettgestell in seine Einzelteile auf. Die kommentierenden Wumm-, Rums- und Peng-Sprechblasen stelle ich mir vor, während ich

mir die Ohren zuhalte. Aus dem Raum unter uns ertönen verärgerte und besorgte Rufe. Ich könnte mich zerbröseln vor Lachen, reiße mich jedoch zusammen, zumal Markus sich immer noch den Fußrücken reibt und die Situation gar nicht lustig findet.

Nun wird's eng in unserem Bungalow. Wir müssen die Matratze auf den Steg hinausschaffen, um Platz für die Lattenrostbretter zu gewinnen. Dabei handelt es sich um ungehobelte, massive Holzbretter, die lose im Bettrahmen eingelegt waren. Nachdem wir sie zu einem Stapel geschichtet haben, kramt Markus seine Reisenägel hervor. Ich organisiere aus Raimans Werkzeugschuppen einen Hammer. Mit kräftigen Schlägen nagelt Markus das Bettgestell wieder zusammen, die zornigen Rufe unserer Untermieter völlig ignorierend. Als ich ihn darauf aufmerksam mache, meint er zu seiner Entschuldigung: »Bei dem Lärm konnte ich nichts hören!« Und da Markus schon mal am Hämmern ist, schlägt er noch die Nägel für die Wäscheleinen und das Moskitonetz in die Wand. Danach räumen wir die schweren Bretter wieder ein und werfen die Matratze drauf. Mittlerweile ist die ganze Insel wach.

Unser Tumult muss ansteckend sein. Unter uns werden die Stimmen immer lauter und plötzlich klopft Raiman aufgeregt an unsere Tür, in der Hand einen großen Schraubenschlüssel. Ich will ihm gerade unsere Situation erklären, aber da schiebt er mich beiseite und verschwindet im Bad. Unser Klo sei leck, und er müsse uns deshalb für eine Zeitlang das Wasser abdrehen. In den Räumen unter uns tropfe es bereits von der Decke. Für Markus Protest wegen des kalten Wassers hat Raiman momentan kein Ohr. Fluchend stürmt er aus dem Bad, eine nasse Spur durch unseren Wohnraum ziehend. Gleich darauf kehrt er zurück, diesmal mit einem dicken Werkzeugkoffer in der Hand; mit den Schuhen Sand auf den feuchten Stellen verteilend. Nachdem er ein paar Mal ein- und ausgegangen ist, sieht der Fußboden aus wie ein Strand bei Ebbe.

Wir gehen zum Frühstück, das muffige Kissen unterm Arm geklemmt. Carmita gibt sich keine Mühe ihre Empörung zu verbergen, verspricht jedoch, uns frische Polster bringen zu lassen. Auf unseren Tellern finden wir kurz darauf zwei trockene Brotfladen. Die klebrigen Marmeladegläser knallt Carmita daneben auf den Tisch. Wir warten geduldig auf die Eierspeise. Aber die Köchin taucht nicht mehr auf. An Teebeuteln mangelt es seit gestern, die Zuckerdose ist wegen der Ameisen in irgendeinem Schrank unauffindbar versteckt.

»Das mit den Kissen war keine gute Idee«, stelle ich betrübt fest.

»Lieber hungern als stinken!«, entgegnet Markus in einem Ton, der meinen Widerspruch im Keim erstickt.

Da saust Raiman durchs Esszimmer. Ich stoppe ihn und frage, ob es auf der Insel ein Lebensmittelgeschäft gibt. Etwas verdutzt sieht er mich an und verneint. Aber er hat verstanden. Im Hinterhof brüllt er nach Carmita, die bald darauf aus der Küche schlurft und zwei Kuchenstücke serviert. Dreist nützen wir die Gelegenheit und bitten um Teebeutel. Und Zucker. Und etwas Milch!

Unser Bad gleicht immer noch einer Baustelle und wir betreten den Bungalow bloß, um unsere Schnorchelsachen zu holen. Und um Raiman, der seinen Körper gerade unter die

Klomuschel zwingt, zu fragen, ob heute noch mit heißem Wasser zu rechnen sei. Aus seiner mehrheitlich aus Flüchen bestehenden Antwort werden wir jedoch nicht schlau.

Kaum sind wir am Ufer angelangt, wird es finster. Eine große Gewitterwolke türmt sich in den Himmel und lässt sogar ein paar schwere Tropfen fallen. Scheint nicht unser Tag zu sein. Aber mangels Alternative (im Zimmer flucht Raiman, in der Küche keift Carmita) stürzen wir uns ins Meer, das uns im Vergleich zur Lufttemperatur warm empfängt. Der Wind treibt die Wolke bald weiter und die Sonne kommt hervor. Da leuchten die Farben der Fische und Korallen auf, als hätte jemand einen Schalter umgelegt und bunte Lichter aufgedreht. Das Riff ist eine Pracht!

Wir gleiten über filigrane Fächerkorallen, die sich wie Farne sacht in der Strömung neigen. Dazwischen wachsen violette Bäumchen, deren verästelte Zweige kleinen gelben Fischen Schutz bieten. Verschiedenfarbige Röhrenschwämme, die an auf den ersten Blick an Schornsteine erinnern, bilden meterlange Ausläufer, an denen sich Schlangensterne festsetzen und federbauschige Manschetten bilden. Zwischen den bizarren Gewächsen des Riffs jagen Schwärme silbrig blitzender Fische umher, oder wogen im gleichen Rhythmus der Weichkorallen vor und zurück. Bunte Drückerfische beißen an einer kugelrunden Hirnkoralle die kranken Partien heraus und ein Tintenfisch läuft dunkelrot an, als ich zu ihm hinabtauche. Wir treffen viele alte Bekannte wieder, denen wir in Indonesien begegnet sind: Kofferfische mit den großen, scheuen Augen und den langen Wimpern, nadelförmige Flötenfische und grimmig blickende Barracudas. Plötzlich ziehen große Schatten über den Meeresgrund. Ängstlich blicke ich mich nach Markus um. Er ist nicht weit von mir entfernt und deutet erregt nach vorne. Da sehe ich sie. Rochen. Mit dem eleganten Wellenschlag ihrer Körperseiten gleiten sie majestätisch durch das Blau und formieren sich unter uns zu einem großen Kreis. Ein wunderbares Schauspiel. Mit den ausgebreiteten Armen versuchen wir ihre Spannweite zu schätzen. Rund 70 Zentimeter Durchmesser besitzen ihre flachen Körper, der Schwanz hingegen ist fast doppelt so lange. Der giftige Dorn am Schwanzansatz ist deutlich zu erkennen. Stachelrochen können einem Menschen gefährlich werden. Aber nur wenn man aus Ungeschicklichkeit auf das Tier draufsteigt. Wie bei einer Armbrust besitzt der Dorn eine Art mechanischen Auslöser und kann sogar die dicke Sohle einer Flosse durchbohren. Das Gift ruft akute Lähmungen hervor und im besten Fall muss bloß das betroffene Bein amputiert werden.

Ehrfürchtig beobachten wir das Rochenrudel, wie es Runden über den Meeresboden zieht. Markus und ich taumeln im Wasser aneinander, weil wir beide vor Kälte die Arme fest um den Brustkorb geschlungen haben. Mit blauen Lippen und weiß aufgezogenen Fingern gehen wir an Land. Eine Stunde Meerwasser hat uns ziemlich ausgelaut.

Zitternd und zähneklappernd stehe ich unter der Dusche und nütze das in der Außenleitung von der Sonne erwärmte Wasser. Plötzlich kommt heiß! Endlich! Haare waschen ohne Kopfweh von der Kälte zu bekommen! Bevor der Segen zu Ende geht, lasse ich Markus in den Genuss heißen Wassers kommen.

Das Klo ist repariert. Bis auf den Dreck im Bungalow scheint vorerst alles in Ordnung. Als ich mich bei Carmita um Besen und Wischtücher erkundige, hege ich die schwache Hoffnung,

dass sie uns die Putzarbeiten nicht selbst machen lässt. Schließlich sind wir ja die zahlenden Gäste. Aber die Köchin beauftragt ihre Gehilfin nur, mir zu zeigen, wo ich die Reinigungsgeräte finde und auch wieder zurückbringen muss. Markus stört sich nicht daran. Er wischt gerne Böden.

»Dann ist es wenigstens so sauber, wie ich es haben will«, begründet er seinen Putzfimmel. Mir soll's Recht sein. Ich schaukele derweil in der Hängematte und beobachte die immer mehr werdenden Wolken, deren weiße Rosetten in das Blau des Himmels explodieren. Donnerrollen ist zu hören. Unter der schwarzen Wolkenbasis am Horizont leuchtet das Meer phosphoreszierend. Das schier endlose Rückgrat des Korallenriffes erstreckt sich als türkises Band nach Norden, Schaumkronen verzieren den hellen Streifen wie Tupfen von Schlagobers. Ein hunderte Kilometer langes Riff mit nur ganz wenigen Punkten, die über der Wasseroberfläche liegen. *Tobacco Caye* ist einer davon.

Raiman hat uns erklärt, dass dies die einzige Insel sei, die noch den Einheimischen von Belize gehöre. Auf den übrigen Eilanden herrschten ausländische Investoren vor, die alles aufkauften, bevor ihnen Malediven-Preise berechnet würden. Die Regierung habe jedoch einige Maßnahmen gegen den Ausverkauf der paradiesischen Inseln gesetzt und die noch unberührten Flächen kurzerhand unter Naturschutz gestellt. So bliebe der Ausbau des Tourismus nur auf die jetzt schon besiedelten Inseln beschränkt. In ein paar Jahren werde sich *Tobacco Caye* kaum mehr ein Durchschnittsverdiener leisten können, war sich Raiman sicher. Da müsste allerdings noch einiges investiert werden, dachte ich im Stillen, hielt aber den Mund.

Die dunklen Wolken aus dem Norden rücken näher und schicken eisige Windstöße als warnende Boten voraus. Mich fröstelt und ich gehe zum Bungalow um zu sehen, wie weit Markus mit dem Putzen ist. Er strahlt, der Boden blitzt und blankt und ich muss mir die Fußsohlen gründlich abbürsten, bevor ich eintreten darf. Frische, geruchsneutrale Kissen liegen auf dem Bett und die Wäscheleinen sind wie üblich kreuz und quer durchs Zimmer gespannt. Markus hat sein Werk vollbracht.

Uns knurrt der Magen. Es ist bereits ein Uhr und die Glocke zum Mittagessen hat noch nicht gebimmelt. Unter dem Vorwand, den Besen zurückzubringen, schauen wir in der Küche vorbei. Carmita ist am Essen. Sie deutet mit kauenden Kinnladen ins Speisezimmer. Auf dem Tisch stehen zwei Teller. Offenbar sind die anderen Gäste alle abgereist. Und nur für uns bemüht man die Glocke nicht. Schade. Denn der Temperatur nach zu urteilen, warten die Pommes Frites schon länger auf uns. Vielleicht sind aber bloß durch die Salatsauce abgekühlt, mit der sie sich angesoffen haben. Carmita hat Geschirr gespart und alles auf einem Teller angerichtet: 10 Stück Pommes, grüner Salat, ein Papayawürfel und ein Stückchen Kuchen. Markus und ich tauschen frustrierte Blicke aus. Der Hauptgang fehlt. Schnell ist das Wenige aufgegessen und der Hunger immer noch da. Carmita schüttelt den Kopf. Nein, es gäbe keine Pommes Frites mehr, nur ein bisschen Salat sei noch da. Wie kann eine extrem übergewichtige Frau so verständnislos reagieren, wenn man klagt, dass man mit zehn Pommes nicht satt wird?! Am liebsten würde ich sie fragen, wie sie es denn zu ihrer

massiven Anhäufung von Körperfett gebracht habe, wenn nicht durch Essen? Sicherlich nicht mit ‚einem bisschen Salat‘!

In einer nachmittäglichen Wolkenlücke unternehmen wir einen zweiten Schnorchelgang. Aber trübe Sicht und hohe Wellen treiben uns bald wieder aus dem Wasser.

Arturo müsste inzwischen vom Festlandtrip zurückgekehrt sein und Information über Speicherkartenlesegeräte besitzen. Ich bin nervös und frage auf der ganzen Insel nach ihm. Jeder glaubt zu wissen, wo Arturo zu finden ist. Aber bald stellt sich heraus, dass das Boot noch gar nicht von *Dangriga* zurück ist. Bei meiner Recherche treffe ich die Touristen wieder, die bis vor kurzem bei Raiman gewohnt haben. Ja, sie seien umgezogen, berichten sie, denn in ihrer jetzigen Unterkunft gäbe es wesentlich besseres Essen und vor allem in ausreichender Menge.

»Wir haben für die ganze Woche im Voraus bezahlt«, entgegne ich auf ihre Einladung, ebenfalls umzuziehen.

Mitleid spricht aus ihren Augen. In dem Moment knallt eine Kokosnuss neben uns in den Sand. Mit einem knurrenden Magen bewerte ich die Situation ganz anders als gestern. Aus der Angst vor einer 5-Kilo Bombe erschlagen zu werden ist nun das Glück einer Beschenkten geworden: Manna fällt vom Himmel! Ich schnappe die grüne Frucht und eile zu Markus. Mühevoll arbeitet er sich mit dem Leatherman durch die faserige Außenhaut bis zur hölzernen Schale der Kokosnuss durch. Mit dem Sägemesser erledigt er den Rest, ständig die vielen Möglichkeiten seines Männerspielzeuges lobend.

Tief befriedigt mampfen wir das süße Fruchtfleisch und fühlen uns wie Robinson Crusoe, der eine Strategie zum Überleben entdeckt hat. Hungern ist kein Thema mehr.

Endlich kommt das Boot aus *Dangriga* und mit ihm Arturo. Als er mich sieht, packt ihn das schlechte Gewissen. Ich sehe es ihm an. Er ist nicht ehrlich, als er sagt, er hätte leider keine Zeit gehabt, sich in *Dangriga* zu erkundigen. Als ich meinen enttäuschten Blick nicht abwende, verspricht er, gleich in einem Computergeschäft anzurufen und sich wegen eines Kartenlesegerätes zu erkundigen. Niedergeschlagen trotte ich zu Markus in den Bungalow zurück. Raiman werkelt am Generator und fragt beiläufig, wie es denn mit meinen gelöschten Fotos weitergehe. Ich berichte ihm von Arturo.

»Arturo?!« Beinah wäre ihm der Schraubenzieher aus der Hand gefallen. »Why in hell you need fucking Arturo?«, schnauzt mich Raiman an.

Eine Übersetzung spare ich mir. Offenbar gibt es da eine Rivalität, von der ich nichts ahnte und deretwegen ich nun mit beiden Beinen im Fettnapf stehe. Als ich Raiman erkläre, welchen Dienst mir Arturo erweisen wollte, reagiert er mit einer wegwerfenden Handbewegung und meint abfällig: »Arturo kann nichts. Hat keine Ahnung von irgendwas. Ich bin der Elektriker, ich bin der Fachmann!« Und er fährt fort: »Arturo ist – ist...«, es fällt ihm nichts Passendes mehr ein. Raiman wendet sich wieder seiner Arbeit zu und schenkt mir keinerlei Beachtung mehr. Ich bin für ihn gestorben.

Um drei Uhr nachmittags öffnet die Bar. Die einzige Möglichkeit auf *Tobacco Caye* etwas außerhalb der gebuchten Unterkunft zu konsumieren. Wir decken uns gleich mit Chips,

Nüssen und Snickers ein. Schließlich weiß man nie, wann die nächste Kokosnuss fällig (!) ist. Arturo kommt und berichtet, dass er in mehreren Telefonaten herausgefunden hat, in welchem Geschäft ich von meiner Karte die Fotos auf CD brennen lassen könne und beschreibt mir den Weg in *Dangriga*. Dankbar will ich ihm einen teuren Drink spendieren, doch er lässt sich nur auf eine Cola einladen.

Als ich Raiman mitteile, dass ich morgen mit dem Boot aufs Festland fahre, sitzt Maggy neben ihm. Ziemlich eng neben ihm. Ich hatte schon geglaubt, diese Amerikanerin sei abgereist, da sie nicht mehr bei den Touristen zu finden war. Aber offensichtlich ist sie bloß zur Belegschaft übergewechselt. Geht uns ja nichts an.

Maggy springt auf und verschwindet im Wohnhaus. Gleich darauf kehrt sie mit einer dicken Plastikbox zurück und drückt sie mir in die Hand. »Das ist ein Fotoapparat, der Filmrollen belichtet. Mit dieser wasserdichten Hülle kannst du ihn sogar mit zum Schnorcheln nehmen. Du brauchst morgen in *Dangriga* nur Filme besorgen. Kannst ihn für den Rest der Woche, die ihr auf *Tobacco Caye* bleibt, ruhig verwenden.« Ich bin sprachlos, weiß gar nicht wie mir geschieht. Schließlich bringe ich ein »Danke« hervor und schäme mich, dass ich ihr nie so eine Großzügigkeit zugetraut hätte. Man sollte eben nie von sich auf andere schließen.

30.Tag, Mittwoch, 4.1.2006

In der Nacht fällt Regen. Ich muss an die Bootsfahrt denken und schlafe schlecht. Bereits in der Morgendämmerung stehe ich am Holzsteg unseres Bungalows und starre in die amorphe dunkle Masse, die den Raum zwischen Meer und Himmel füllt. Noch ist nicht erkennbar, ob es Nebel ist, der sich auflösen wird, oder sich dort draußen die nächste Regenfront zusammenballt.

Dem Pelikan ist das einerlei. Er hat sich trotz meiner Anwesenheit in der Krone einer Palme, die sich nur wenige Meter über die Aussichtsplattform erhebt, niedergelassen und beginnt sich zu putzen. Sorgfältig schnabelt er sein Federkleid ab, den langen Hals dabei in alle Richtungen bieugend. Energisch rupft er im flauschigen Wams seiner Brust und knabbert anschließend den Federn seiner Flügel entlang. Dann bohrt er seinen Hinterkopf zwischen die Flügelansätze und lässt dabei den Schnabel klappern. Zu guter Letzt breitet er die Schwingen aus, dreht sich einmal um die eigene Achse, schießt einen dicken, weißen Batzen und gähnt. Gähnt eine halbe Ewigkeit. Durch seinen aufgespannten Kehlsack schimmert das Morgenlicht hindurch. Ein einmaliger Anblick. Nicht sehr ästhetisch, aber beeindruckend. Ich eile zum Bungalow zurück um Markus zu holen. Er sieht mich schläfrig an.

»Der Pelikan gähnt!«, rufe ich ihm zu, aber die erwünschte Wirkung bleibt aus. Markus vergräbt seinen Kopf wieder im Kissen.

»Und er schießt!«

Mit einem Ruck zieht sich mein Mann die Decke über den Kopf. Resigniert lasse ich mich ins Bett fallen. »Ich habe vorher noch nie einen Pelikan gähnen gesehen«, sage ich zu mir selbst, immer noch den rosaroten wie zu einem Lampenschirm aufgeblähten Kehlsack vor Augen. Aber Markus ist schon wieder eingeschlafen.

Allein in »fucking« Dangriga

Das Frühstück ist mager. Mein Appetit auch. Über dem Meer lagern bedrohlich schwarze Wolken, eine Sturmfront ist angekündigt. Carmita gibt sich optimistisch. Die Bootsfahrt ginge sich locker aus, das schlechte Wetter käme frühestens am Abend. Will sie mich loswerden? Ich könnte ebenso gut auch morgen fahren. Trotz des unangenehmen Gefühls im Bauch will ich die Sache jedoch hinter mich bringen, quasi den Fehler wieder gut machen.

Während ich über den Steg zum Boot schreite, drückt mich nicht bloß der Magen, jetzt wird mir auch noch das Herz schwer. Rasch gebe ich Markus ein Abschiedsküsschen und steige ins Boot. Das Meer wirft sich zu hohen Wellen auf, alle tragen Schaumkrönchen. Vier Kinder klettern zu mir, dick in Schwimmwesten verpackt. Der *Captain* brüllt ein paar Kommandos, dann legen wir ab. Kaum sind wir zehn Meter weit weg, erhebt sich ein Geschrei zwischen Raiman, der am Steg zurückgeblieben ist und dem *Captain*. Wir drehen um. Ein Kind wird ausgeladen und Raiman drückt es fest an seinen Körper.

»Was ist los?«, will Markus von mir wissen.

»Ich weiß es nicht!«, rufe ich ihm durch die aufheulenden Motoren zu.

Vielleicht hatte Raiman Angst um das Mädchen? Schnell verdränge ich diesen Gedanken und greife mir die freigewordene Schwimmweste. Während ich mich ein letztes Mal nach Markus umdrehe, schwappt eine Gischtfontäne ins Boot und alle Insassen werden geduscht. Die Kinder kreischen vor Vergnügen auf. Im Gegensatz zu mir genießen sie den wilden Ritt über die Wellen. Ich fühle mich allein und ausgeliefert. Das Bild, wie Markus Gestalt bloß mehr als Strich am Hafenkai zu erkennen war, löste eine Art verzweifelte Sehnsucht in mir aus und stürzte mich in eine morbide Stimmung. Erst als das Festland in Sicht kommt, kann ich mich daraus befreien und mich auf die bevorstehende Aufgabe konzentrieren. Plötzlich fallen mir die Warnungen aus dem Reiseführer wieder ein. Ich bin eine Frau weißer Hautfarbe und allein in Belize. Drei triftige Gründe, nicht aus dem Boot zu steigen. Aber schon streckt sich mir eine schwarze Hand entgegen und zieht mich auf den Steg. Eine Minute später sitze ich bei dem freundlichen Mann im Auto und erkläre ihm den weiten Weg zum Computershop. Unbeeindruckt von meiner Beschreibung biegt er in eine Seitenstraße ab und bleibt nach fünfhundert Metern stehen. Ich protestiere. Er grinst mich unverschämt an und deutet auf ein Schild an einer barackenähnlichen Fassade. *PC-Shop, Internet* steht dort. Um ihm zu beweisen, dass dies nicht der gewünschte Ort ist, steige ich aus und betrete das baufällige Haus. Eine Frau hantiert mit einem Kabelsalat und eilt auf mich zu, bevor ich wieder verschwinden kann. Obwohl es in meinen Augen keinen Sinn macht, mein Anliegen vorzubringen, erkläre ich ihr, dass ich Daten von meiner Speicherkarte auf CD brennen lassen möchte. Sie will die Karte sehen. Genervt krame ich meinen Schatz hervor und will ihn ihr bloß zeigen. Doch schon hat sie die Karte zwischen ihre Finger geklemmt und begibt sich in ein Hinterzimmer. Ich möchte ihr nach, will wissen, was mit den Fotos vom Vivaldi Konzert, von den Agua Azul Wasserfällen und vom Urwald passiert! Hab ich jetzt einen Fehler gemacht? Ist es nicht bereits schlimm genug, dass ich eine Speicherkarte gelöscht habe? Die Tür geht. Mein Fahrer betritt das Geschäft.

»Gonna allright?«, fragt er mich.

Ich weiß es nicht und zucke mit den Schultern. Er sieht, wie nervös ich bin, tätschelt lächelnd meinen Rücken und sagt, dass er im Auto auf mich warten wird.

Die Frau kehrt zurück und drückt mir meine Speicherkarte und eine CD in die Hand. Fünf Belizedollar will sie dafür. Ich hätte die Bilder auf der CD gerne angesehen, bevor ich die Karte lösche, aber der PC streikt plötzlich. Ich werde meine Unsicherheit nicht los.

Mein Fahrer bringt mich zum Hafen zurück und will den vereinbarten Fahrpreis. »Moment mal«, protestiere ich, »die Summe galt für den weit entfernten Computershop außerhalb der Stadt, nicht für die fünfhundert Meter hier!«

Aber ich hätte doch bekommen, was ich wollte, und mir zugleich die lange Fahrzeit erspart, argumentiert der Mann. Er sähe nicht ein, warum mir das plötzlich weniger wert sein sollte. Irgendwie ist seine Logik einleuchtend, wenn auch nicht in meinem Denkschema verankert. Ich zahle und bedanke mich für den neuen Standpunkt, von dem aus ich noch nie eine Geschäftsabwicklung betrachtet habe.

Im Hafen weiß noch niemand etwas über die geplante Rückfahrzeit. Zwei Stunden würde es aber sicher noch dauern, versichert man mir. Ich begeben mich in den Norden der Stadt auf der Suche nach Filmen und einem Internetcafe. Eine halbe Stunde später habe ich alles erledigt und die Gewissheit, dass die Fotos auf der CD gespeichert sind.

Ich fühle mich um zehn Kilo leichter und bin plötzlich ganz zuversichtlich, dass auch die gelöschte Speicherkarte zuhause rekonstruiert werden kann.

Am Rückweg zum Hafen decke ich mich mit Bananen, Nüssen und Keksen ein, damit wir auf *Tobacco Caye* nicht länger von Carmita abhängig sind und hungern müssen.

In der Hafenkneipe blicken mich die Männer erstaunt an. Mein Stimmungswechsel vom ängstlichen, sorgenvollen Rühr-mich-nicht-an zur lebenslustigen, selbstbewussten Frau muss auch äußerlich bemerkbar sein.

»Der *Captain* ist noch nicht da«, warnt mich der Barkeeper.

»Oh, das macht nichts«, entgegne ich locker, denn ich weiß ja, dass ich zu früh dran bin.

»Darf ich trotzdem hier warten?«, frage ich grinsend und lasse meinen Blick über finsternen Gestalten schweifen. Die Szene in dem verrauchten Schuppen könnte einem billigen Western entstammen, bloß die Darsteller sind alle schwarz. Auf ihr kaum merkliches Nicken hin setze ich nach: »Und bekomme ich was zu trinken?« Plötzlich finden die Einheimischen ihre Sprache wieder und jeder will mich zu einem Bier einladen. Als ich auf einer Cola bestehe und diese noch dazu selbst bezahle, erlischt ihr Interesse an mir. Sie setzen ihre Unterhaltung untereinander fort und ich beginne mit den Fingern die Häufigkeit des Wortes »fuck« mitzuzählen. Nicht nur die Männer gebrauchen diesen Ausdruck in allen Variationen auch die einheimischen Frauen verwenden das »fuckin'« inflationär. Im Supermarkt, wo ich vorhin die Filme kaufte, stoppte eine elegant gekleidete Mutter den Redeschwall ihrer kleinen Tochter mit dem Befehl: »Shut up your fuckin' mouth!« Ich blickte schockiert in die Gesichter der Umstehenden, aber niemand schien sich an der Ausdrucksweise zu stören. Auch auf das Mädchen hatte der Satz keinen anhaltenden Eindruck gemacht. Es gab die Schelte postwendend an ihre »fuckin' doll« weiter, die sie im Puppenwagen vor sich her stieß.

Der Barkeeper beobachtet interessiert mein Fingerspiel und will wissen, worüber ich mich so köstlich amüsiere. Ich weihe ihn in meine Beobachtungen ein: »Jedes zweite Wort ist fucking!« Erstaunt zieht er die Augenbrauen hoch und horcht nun seinerseits aufmerksam der Unterhaltung seiner Gäste zu. Einer knallt die leer Bierflasche auf den Tisch, rülpst und fragt sein Gegenüber nach der »fuckin' time«. Als er die Antwort »fuckin' noon« erhält, kramt er in der Hosentasche nach »fuckin' money«, flucht etwas über »fuckin' wife«, seine Frau, die mit dem »fuckin' lunch« auf ihn warte und verlässt mit einem »see you, fuckin' guys!« die Kneipe. Der Barkeeper klatscht vor Begeisterung mit der flachen Hand auf die Theke und lacht, bis ihm fast die Tränen kommen. Offenbar ist ihm die Eigenart des Belize-Slang zum ersten Mal bewusst geworden.

»Oh fuck! We have a fuckin' language«, bringt er unter Lachsalven hervor und stellt mir eine neue Cola hin. Die geht auf seine Rechnung, weil ich so ein lustiges, »fuckin' girl« sei; er kriegt sich gar nicht mehr ein. Ich schnappe mir die Cola und gehe nach draußen.

Der *Captain* werkelt unter Flüchen in seinem Boot herum und in einem Anfall von Übermut frage ich den kahlköpfigen Muskelberg, zu welcher fuckin' Zeit er gedenke, mich mit seinem fuckin' Boot endlich aus diesem fuckin' *Dangriga* wegzubringen? Als ich meine eigenen Worte vernehme, klopft mir das Herz schneller. Doch nicht im Mindestens irritiert schaut der so dreist Angesprochene zu mir auf den Kai hinauf und sagt: »Don't worry baby!« Eine Stunde müsse ich mich noch gedulden, dass Meer sei jetzt zu rau.

Erleichtert, dass mein Sprachexperiment so unauffällig über die Bühne gegangen ist, ziehe ich mich auf eine Stiege neben der Kneipe zurück und warte. Touristen kommen, ziehen Koffer auf winzigen Rollen, die im Dreck versinken, bis vor die Kneipe. Skeptisch blicken sie auf die herumlungernenden Männer, die Bierflaschen und den fluchenden *Captain* im Boot. Bei jedem »fuck« zucken sie zusammen: Neulinge.

Niemand beachtet das Paar, das so verloren am Kai zum Stillstand gekommen ist. Ich erhebe mich aus dem Schatten und zerbreche ihre Isolationsblase mit der Frage: »Wollt ihr nach *Tobacco Caye*?« Vor lauter Dankbarkeit fallen sie mir fast um den Hals und ein nicht enden wollender Redeschwall ergießt sich über mich. Kanadier.

Die eine Stunde Wartezeit vergeht wie im Flug. Die weißen Schaumkronen am Meer vor dem Hafen sind zwar verschwunden, aber riesige, schwarze Gewitterwolken türmen sich dort, wo ich unsere Insel vermute. Noch eine Stunde warten. Langsam werde ich nervös und die Schauermärchen von der gefährlichen Überfahrt nach *Tobacco Caye*, die ich den Kanadiern auftischte, könnten sich vielleicht bewahrheiten!

Als die Stunde um ist, wird unser Gepäck im Boot verstaut. Die schwarzen Wolken haben den gesamten Himmel überzogen, die Stimmung ist düster. Der *Captain* gibt sich optimistisch, obwohl vereinzelte Blitze den dunklen Vorhang zerreißen. Bevor wir einsteigen, erhebt sich ein unheilvolles Brausen in der Luft und schwere Regentropfen prasseln nieder. Hektisch wird das Gepäck aus dem Boot geborgen, in dessen Rumpf sich im Nu ein kleiner See bildet. Bis alles in der Kneipe unter Dach ist, sind wir bis auf die Haut nass. Ich tröste die Kanadier mit dem Hinweis, dass wir bei der Überfahrt durch die Gischt ohnehin nass geworden wären. Mit dem Galgenhumor kaschiere ich meine schlimmsten Befürchtungen: Was passiert, wenn wir

heute nicht mehr fahren können? Hier übernachten? Und Markus wüsste nicht einmal, ob wir gekentert und ertrunken wären, oder gar nicht aus *Dangriga* weggekommen sind.

Die nächste Stunde dehnt sich unerträglich lange. Die Kneipentür muss verriegelt werden, da sich der verflüssigte Dreck vom Hafenkai in den tiefer gelegenen Gastraum ergießen will. Erst als das Getöse von Sturmböen und Wassermassen verebben, wagt es der Barkeeper, die Tür einen Spaltbreit zu öffnen. Ein brauner Schwall schwappt über seinen Füße und wird mit einer fucking-Tirade begrüßt. Es regnet jedoch nur mehr leicht und wir brechen auf. Als die Kanadier neben mir Platz nehmen und verunsichert auf das aufgebrachte Meer starren, das uns vor der Hafeneinfahrt erwartet, bereue ich meine Horrorgeschichten zutiefst. Nun muss ich erneut lügen und gegen mein besseres Wissen Zuversicht heucheln. Das bin ich ihnen schuldig.

Von der Fahrt selbst bekommen wir nicht viel mit. Vor dem Hafen wirft sich das schäumende Meer gegen unser Boot, doch der *Captain* gibt unbeeindruckt Gas. Wir Touristen decken unsere Körper mit der Gepäcksplane zu und ziehen die Köpfe ein. Die salzige Gischt macht uns ohnehin blind. Eine Stunde lang sind wir nur damit beschäftigt, uns festzuhalten und darauf zu achten, nicht während einer Meerwasserdusche einzuatmen.

Als das Boot endlich mit den Bocksprüngen aufhört und die Wellen zahmer werden, können wir die salzverkrusteten Sonnenbrillen abnehmen. Vor uns liegt *Tobacco Caye*.

Ich finde Markus lesend in der Hängematte. Dick verummmt mit Rollkragenpullover und Schal. Sein Aufzug straft das Karibikidyll ringsum Lügen. Er war schnorcheln bis das Unwetter hereinbrach und stand danach unter der eiskalten Dusche. Ein Stromausfall trage laut Raiman Schuld daran.

Da meine Haut seit der Überfahrt aussieht wie mit Mehl gepudert und die feinen Salzkristalle brennen, beschließe ich ob der kalten Aussichten, schnorcheln und duschen zu gehen. Frieren werde ich ohnehin.

Später, nach einer Aufwärmphase unter der Bettdecke, ziehe ich ebenfalls einen Pullover an. Markus und ich marschieren demonstrativ im verummmten Partnerlook an Raiman vorbei. Der blickt uns verwundert nach, schüttelt den Kopf und macht sich wieder am Generator zu schaffen.

»Soll ich ihm Arturo zur Hilfe schicken?«, frage ich Markus im Scherz.

»Bist du wahnsinnig!«, ruft er entsetzt, meine Ironie überhörend. »Wir müssen noch vier Tage hier wohnen!«

Als wir in unserem Aufzug an der Bar auftauchen und nach einer temperierten, bitte nicht aus dem Eisschrank, Coca Cola fragen, lösen wir schallendes Gelächter aus. Aber es ist tatsächlich kühl geworden und triumphierend weise ich auf die Gänsehaut des Barkeepers hin. Er besitze gar keinen Pullover, erklärt er mir grinsend. Er habe bloß T-Shirts und kurze Hosen. That's it. Mit ein paar raschen, reibenden Bewegungen glättet er seine Haut wieder und will von uns wissen, wie sich Schnee anfühle. Und wie das mit dem Eis sei, das von

unseren Bergen fließe und Menschen verschlinge. Die dann tausende Jahre später wieder auftauen, wie die Mumie, die man in den Alpen gefunden hätte. Ötzi hat es also bis in die Karibik geschafft. Erstaunlich.

Während wir erklären, dass Schnee keine Anhäufung von Eiswürfeln ist, sondern weich wie Federn – der Barkeeper kennt natürlich kein Daunenbett – wirft ein eben an Land gegangener Fischer die Eingeweide seines Fanges in die Luft. Wie Pfeile stechen Fregattvögel vom Himmel herab und fangen die Leckerbissen auf. Im Tumult der schwarzen Flügel geht mancher Brocken verloren und klatscht ins Meer. Oder in die aufgeblähten Kehlsäcke der herbei geschwommenen Pelikane, die nur mehr den Schnabeldeckel schließen und schlucken müssen. Unter den rudern Füßen der Pelikane gleiten Schatten über den Meeresgrund, verdunkeln den Sand und schieben sich bis knapp ans Ufer heran. Rochen! Mit kaum wahrnehmbaren, wellenartigen Bewegungen schweben sie im seichten Wasser, und nehmen gleich Staubsaugern die auf Grund gesunkenen Fischabfälle auf.

Der Fischer beendet die Vorstellung, wischt die Schuppen vom Messer und trägt seinen Fang zu den Küchen der Inselherbergen. Die Vögel haben das sofort kapiert und steigen wieder hoch über die Palmwipfel auf, während die Pelikane noch ein paar Mal vergeblich das Wasser durchsieben. Als auch sie weg sind, stehen wir bis zu den Knöcheln im Meer und beobachten die Rochen, die unermüdlich ihre Runden drehen. In dem Moment aber, wo wir den Fotoapparat zücken, gleiten ihre dunklen Körper ins offene Meer hinaus. Jetzt sind wir die letzten an der Futterstelle. »Game over«, ruft uns der Barkeeper zu und deutet zur Erinnerung auf unsere abgestandene Cola.

Kaltes Erwachen aus dem Karibiktraum

31.Tag, Donnerstag, 5.1.2006

Carmita hatte Recht. Die Sturmfront kam erst in der Nacht. Die Gewitter untertags waren bloß ein kleiner Vorgeschmack auf das gewesen, was nun über *Tobacco Caye* hereinbricht.

In meinem Traum befinde ich mich mitten auf einem Schlachtfeld und ringsum schlagen Bomben ein. Granaten heulen und detonieren ganz in meiner Nähe. Mit Herzklopfen schrecke ich aus dem Bett hoch und kann mich vorerst nicht orientieren. Etwas Schweres kracht auf den Holzsteg vor unserem Bungalow, Holz splittert, das Gelände stürzt hinab. Gleich darauf kreischt ein Blechdach auf, gefolgt von einem dumpfen Aufprall in sandigem Boden. Kokosnüsse!

Der Sturm beutelt die Palmen, schüttelt ihnen die Früchte aus der Krone, reißt Blätter ab und peitscht Wasserfontänen über die Insel. Das Meer erhebt sich, rollt mit großen Wellen auf das Ufer zu und bricht am Widerstand des vorgelagerten Riffs. Tosend ergießt sich weiße Gischt in die Lagune und kriecht mit zerplatzenden Bläschen auf den Sand bis an die ersten Bungalows heran. Ein gewaltiges Naturschauspiel, im Dunkel der Nacht bloß für die Ohren, im Morgengrauen aber für alle Sinne. Wir halten uns an der zitternden Balustrade der

Aussichtsplattform fest und stemmen unsere Gesichter gegen den Wind. Der Regen hat gerade erst aufgehört, sodass wir glaubten, trocken das Inferno beobachten zu können. Aber der Wind tobt unvermindert über das weiß kochende Meer und bläst uns die losgerissenen Schaumfetzen in die Augen. Im Nu sind wir nass und salzig. Immer auf die schwankenden Kokospalmen und ihre gefährliche Fracht achtend, kehren wir in unseren Bungalow zurück. Alles ist klamm und feucht, auch die Bettdecke wärmt nicht recht. Wider Erwarten funktioniert die heiße Dusche. Danach graben wir in unseren Rucksäcken eine Schicht tiefer hinab, bis wir die Schals und ich die dicke Strumpfhose finde.

»Zuhause schneit es«, erinnert mich Markus bevor ich ein Lamento über die Karibik anstimmen kann.

»Aber zuhause will ich auch nicht schnorcheln, sondern würde stattdessen auf eine Schitour gehen!«, entgegne ich, um meiner Enttäuschung Luft zu machen. Irgendwie kann ich mich nicht damit abfinden, dass auf dieser Reise nichts – überhaupt nichts - meinen Erwartungen entspricht. Zum Glück hatte ich wesentlich mehr Befürchtungen als Vorfreuden. Einzig *Tobacco Caye* fiel unter letztere. Karibik eben. Herrliches Wetter, warmes Meer und luxuriöse Unterkünfte. Ok, luxuriös hatte ich nicht erwartet, aber doch deutlich mehr, als diese zwei Scheiben laschen Toastbrot vor mir auf dem Frühstücksteller. Und jeden Morgen bloß zwei Teebeutel und einen sauberen Löffel für uns beide.

Doch heute müssen wir nicht hungern. Noch vor dem Frühstück eile ich Kokosnuss sammelnd über die Insel und staple die haarigen Kugeln zu einer Proviantpyramide in unserem Bungalow. An der Bar klaue ich Strohhalme und wir genießen frische Kokosmilch anstelle lauwarmen Teebeutelweichwassers.

Am Vormittag lockern sich die Wolken auf, der kalte Wind aber bleibt. Mit der Aussicht auf eine anschließende, heiße Dusche stürzen wir uns ins Meer. Schließlich müssen wir die Unterwasserkamera ausprobieren. Das Meer hat sich beruhigt und die Sicht ist überraschend gut. Große Fische sind plötzlich am Riff, viel zu groß für das Fotoauge. Die riesigen Barracudas zerstückle ich in einzelne Sequenzen für eine nachträgliche Montage von Panoramabildern. Und wenn auf den entwickelten Fotos neben abgeschnittenen Köpfen und Flossen nur dunkle Flächen zu erkennen sein werden, so kann ich immer noch behaupten, ich wäre so nahe an die Rochen herangekommen...

Nachdem wir unseren Boiler leer geduscht haben, stehen wir im Speisezimmer und zögern, Platz zu nehmen. Das Frühstücksgeschirr ist nicht abgeräumt, die Plastiktischtücher sind klebrig und voller Brösel. Es gibt keinen sauberen Flecken, von appetitlich ganz zu schweigen. Angewidert suchen wir die Köchin auf. Carmita sitzt bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen und schaut irritiert auf die Uhr. Ob wir schon wieder Hunger hätten? Ihre Frage ist ein Vorwurf, auf den wir im selben Tonfall antworten, dass es bereits nach Mittag sei und wir schließlich für VOLL-Pension bezahlt haben. Mit einer abwinkenden Handbewegung - sie hat sich soeben das letzte Stück Kuchen in den Mund gestopft und kann daher nicht sprechen – scheucht sie uns ins Esszimmer zurück und erhebt sich schwerfällig. Seufzend schiebt sie ihre hundertzwanzig Kilo Lebendgewicht in die Küche.

Um die Wartezeit zu verkürzen stecke ich den Wasserkocher an und fordere Teebeutel von Carmita. Meine Wut ist so groß, dass ich ihrem »was wollt ihr denn noch alles«-Blick standhalten kann. Die Köchin zupft aus einer vollen Packung einen Teebeutel heraus, aber ich bin schneller und reiße die ganze Schachtel an mich. Der Krieg ist ausgebrochen. In dieser feindseligen Atmosphäre kann ich ihr ungeniert die leere Zuckerdose unter die Nase halten und warten, bis Carmita ihre Vorräte herausrückt. Markus warnt mich: »Die vergiftet uns womöglich, wenn du sie weiterhin so schikanierst!« Ich und schikanieren! Ich bilde mir ein, einfach bloß die Verhältnisse klarzustellen und einzufordern, was uns zusteht. Carmita demütigt uns ständig! Aber es kann schon sein, dass die Köchin dies nicht aus Bosheit tut, sondern einfach unfähig ist, Gäste zu bewirten. Ihre Mischung aus Faulheit und Ignoranz ist fatal. In ihrem beschaulichen Inselleben stören Touristen bloß, sind das notwendige Übel, das es zu ertragen gilt; zudem sind wir Weiße und vielleicht rächt sie sich durch ihren privaten, passiven Widerstand für die erlittene Ungerechtigkeit der generationenlangen Sklaverei. Sie knallt die Teller mit den spärlichen Rationen so auf den Tisch, dass ihr »Guten-Appetit-Wunsch« sofort entlarvt ist und sie sich um keinen freundlichen Tonfall bemühen muss. Denn dadurch wird sie zur Herrin des Hauses, sie, die Schwarze, die Dicke, die Hässliche, die stets von den Weißen nur Herumkommandierte. Und niemand zieht sie zur Rechenschaft; Raiman bemerkt nichts von Carmitas Verhalten. Sobald er in der Nähe ist, säuselt sie »darling« und fragt, ob ich noch einen Tee wolle. Leider ist Raiman stets irgendwo am etwas am Werkeln, ohne Schraubenzieher in der Hand bekommt man ihn nicht zu Gesicht. Und beschweren will ich mich nicht, noch nicht. Es muss einen direkten Weg geben, mit Carmita auszukommen. Ich suche nach einer Möglichkeit in gleicher Augenhöhe mit ihr zu kommunizieren und da fällt mir unsere Dreckwäsche ein.

Es ist nicht die Aufgabe der Köchin, die Wäsche der Gäste zu erledigen, daher kann ich sie mit meinem Anliegen auch nicht in die Defensive treiben. Ich bitte Carmita um einen Kübel, einen Zuber oder etwas dergleichen, worin ich unsere Kleider einweichen kann. Sofort ergreift sie die dargebotene Hand und antwortet in einem ebenfalls neutralen Tonfall, dass ich doch ihre Waschmaschine benutzen soll. Unsere Blicke begegnen sich und dieser Moment, der völlig frei von Hierarchie ist, lässt erstmals eine Beziehung von Mensch zu Mensch entstehen. Ich glaube, den Bann endlich gebrochen zu haben.

Fünf Minuten später, als ich mit dem Berg T-Shirts, Socken und Unterwäsche zurück bin, ist Carmita wieder in ihrer Rolle gefangen. Missmutig verweist sie mich an ihre Gehilfin. Die solle mir die Bedienung der Waschmaschine erklären. Soweit käme es noch, dass sie uns auch noch die Wäsche erledigen müsse, sagt sie zwar nicht, aber es steht als Empörung in ihr Gesicht geschrieben. Schade, ich konnte die Mauer nicht durchbrechen.

Enttäuscht wende ich der Waschmaschine zu. Das Gerät besitzt keine wie bei uns üblichen Programme für die unterschiedliche Wärmeverträglichkeit der Stoffe. Dafür gibt es eine Zeitschaltuhr. Ich kann wählen zwischen 30 Minuten, einer oder zwei Stunden Waschzeit.

»Und wo stelle ich die Temperatur ein?«, will ich wissen.

Keine Antwort.

»Wieviel Grad, oder meinetwegen Fahrenheit?« Ich bin mir nicht mehr sicher, welche Einheiten hier gelten.

Das Mädchen sieht mich bloß erstaunt an.

Während ich nach weiteren Formulierungen suche, sagt sie unvermittelt: »Kaltes Wasser. Wir waschen nur mit kaltem Wasser.«

Ich kann das nicht glauben und frage sie, ob dies ein spezielles Modell für sparsame Haushalte sei. Das Wort arm vermeide ich bewusst.

»Nein, das ist überall so.« Sie habe noch nie eine Waschmaschine mit Heißwasserfunktion gesehen. Um das zu untermauern deutet sie auf das Typenschild und ergänzt, dies sei das Standardmodell in amerikanischen Haushalten. Sie wisse das, weil sie als Putzfrau viel herumkomme.

Ich habe so meine Zweifel, sowohl an ihrer Aussage als auch an ihrer Funktion als Putzfrau. Denn bis heute hat sie noch keinen Schritt über die Schwelle unseres Bungalows gesetzt und uns nur die Tür zur Besenkammer gezeigt, wo wir uns selbst bedienen durften.

Zum Schnorcheln ist uns zu kalt und wir ziehen uns zum Lesen in unseren Bungalow zurück. Prompt verschlafen wir das Ende des Waschdurchgangs. Als ich eine Stunde nach dem Schleudern Richtung Maschine eile, hege ich die schwache Hoffnung, dass eine gute Seele meine Wäsche entnommen und den nächsten Haufen eingefüllt habe. Vom Aufhängen der Wäsche wage ich gar nicht zu träumen. Carmita begegnet mir und zerstört jede Illusion. Seit einer Stunde läge die Wäsche in der Trommel, fährt sie mich wütend an, sie habe ebenfalls Sachen zu waschen und ich würde alles blockieren. Ich schlucke die Bemerkung, dass sie mit zwei Handgriffen den Vorgang um eine Stunde hätte beschleunigen können, hinunter und bringe es sogar fertig mich zu entschuldigen. Aber sie knurrt mir nur nach wie eine Bulldogge und ich gebe meine Friedenspolitik endgültig auf.

Nachdem wir bei der Bar unsere Urlaubscola konsumiert haben, - zuhause trinken wir so etwas nie -, hängen wir die Wäsche des zweiten Durchgangs auf. In einer Stunde brauche sie den Platz auf der Leine, stört die keifende Köchin unser Tun. Aber ohne die Sonne, die sich heute nicht blicken lässt, wird das Zeug nicht so schnell trocknen. Um eine weitere Eskalation zu verhindern, spannt Markus noch mehr Bündel durch unseren Bungalow und wir transferieren unser feuchtes Hab und Gut in unser privates Reich. Zum Glück habe ich selbst genügend Kluppen von daheim mitgenommen. Und Markus' Reisenägel und die vielen Schnüre waren natürlich ebenfalls eine hervorragende Idee. Ich darf nicht nur meine Voraussicht loben!

Da wir uns nur unter den aufgehängten Slips aufrecht bewegen können und keine Lust haben in einer Wäschekammer zu liegen, brechen wir zu einem Inselrundgang auf. Nach zehn Minuten sind wir wieder beim Ausgangspunkt, dem Bootssteg, angelangt. Genau zum richtigen Zeitpunkt. Denn auf dem Dach eines Holzschuppens brütet ein Adlerweibchen und bekommt soeben Besuch von ihrem Gemahl. Er breitet seine weißen Schwingen über ihr aus, sie duckt sich im Horst, spreizt die Flügel und lässt sich bereitwillig begatten. Staunend beobachten wir die intime Szene.

»Während des Brütens?«, wundere ich mich, zweifelnd, ob tatsächlich schon Eier im Nest liegen.

»Vielleicht will er auf Nummer sicher gehen!«, glaubt Markus männliche Beweggründe zu erkennen.

»Wahrscheinlich ist er bloß geil und nützt ihre unterlegene Situation aus, weil sie von ihrem Nest nicht weg kann!«, eifere ich mich und wäre in bester Laune eine Diskussion über die Dominanz der männlichen Sexualität anzuzetteln.

Aber da erhebt sich der Adler und segelt zur nächsten Palme um sich dort auszuruhen. Es ist die Putzpalme unseres gähnenden Pelikans. Und der Adler, offenbar noch benommen von seinem Akt, erkennt den Pelikan erst, als er auf ihm landet. Vor Schreck stürzen beide Vögel herab, der Adler kann sich durch kräftige Flügelschläge kurz vor dem Meer retten, der Pelikan platscht unbeholfen ins Nass. Und weil er schon mal da ist, beginnt er mit seinem Kehlsack Fische aus dem Wasser zu seihen.

Die Kombination von Menschen auf dem Bootssteg und herabstürzenden Vögeln haben die Fregattvögel angelockt; sie glauben, wir würden etwas verfüttern. Da wir jedoch bloß unsere Kamera in der Hand halten und die partout nicht hergeben wollen, wird der Pelikan malträtiert. Gerade hat er einen guten Fang gemacht, kleine Fische zappeln in seinem köcherähnlichen Schnabel, als freche Fregattvögel im Vorbeifliegen die silbrigen Leiber dem Pelikan aus dem Maul picken. Unglaublich! Sex, Vertreibung, Mundraub – alles binnen weniger Minuten! Und wir stehen nur mit offenen Mündern da – wie der Pelikan – und halten die Kamera in der Hand. Kein einziges Foto von dem Naturdrama haben wir gemacht.

Kalter Wind und heißer Sex

32.Tag, Freitag, 6.1.2006

Eine weitere Sturmfront zieht in der Nacht über *Tobacco Caye* hinweg. Kokosnüsse bomben ringsum ein und unsere aufgehängte Wäsche flattert überm Bett. Morgens misst der Wind noch immer seine Stärke an den Palmen und biegt sie kräftig nach Süden. Der Pelikan kämpft auf seinem gefährlich geneigten Putzplatz gegen das Abrutschen. Eine Böe klatscht ihm das mit einer dicken Kotschicht überzogene Blatt aufs Federkleid, die Prozedur muss von vorne beginnen. Der Adler kommt mit einer fetten Beute in den Fängen angefliegen und versucht seinen Horst zu erreichen. Flügelschlagend kämpft er gegen den Sturm, doch das zusätzliche Gewicht des Fisches wird ihm zum Verhängnis. Gerade als er zum erneuten Landeversuch ansetzt, erfasst ihn eine Böe. Der Adler lässt die Beute los, greift sich den Nestrand und will sich festhalten. Aber der Wind reißt ihm die Flügel auseinander und bläst den Adler rücklings vom Dach. In seinen Fängen noch die dünnen Äste, aus denen der Horst gebaut ist. Ein unwürdiger Abgang für den König der Lüfte.

»Ein klassischer Flugfehler«, meint Markus mit dem fachkundigen Blick eines Paragleiterlehrers.

Das Nest ist zum Glück auf dem Dach geblieben, etwas lädiert, aber immer noch intakt. Das Adlerweibchen hockt darin und wartet vergeblich auf die angekündigte Mahlzeit: der Fisch ist verloren. Gerne hätte ich berichtet, dass der Pelikan seine Chance auf Revanche genutzt und des Adlers Beute aus dem Meer gesiebt habe. Aber der Pelikan gähnte im entscheidenden Augenblick gegen den Wind. Sein Kehlsack blähte sich auf und wäre fast mit ihm davon gesegelt. Da breitete er schnell die Flügel aus, hob ab und landete wieder auf derselben Stelle.

Das Wetter hat die Farben umgedreht: Die Welt steht Kopf. Der üblicherweise helle Himmel liegt schwarz und schwer überm Meer. Aus der geschlossenen Wolkendecke wölben sich runde Ausbuchtungen herab, drohend wie wassergefüllte Säcke, die jederzeit platzen können. Das Meer schäumt, die wogende Gischt mischt sich mit einem Blau, das sein eigenes Leuchten besitzt. Als wäre die Sonne dort unten, am Meeresgrund, und die Wassermassen das Medium, welches ihr fernes Licht an die Oberfläche transportiert. Eine ganz betörende Stimmung liegt über dem Riff, dem Korallenskelett, dessen Wirbelsäule sich in weitem Bogen bis zum Horizont abzeichnet. Wir beobachten fasziniert das Wechselspiel der Farben, die Umkehrung von Hell und Dunkel, hervorgebracht von der aufgehenden Sonne, deren Strahlen in flachem Winkel auf das Wasser treffen, die blendende Leuchtkraft bereits eingebüßt und nur mehr das Blau des Meeres verstärkend.

Nach dem Frühstück finden wir uns erneut auf dem Steg ein und beobachten das Wetter. Ein kleines Wolkenfenster tut sich auf, ein himmelblauer Hoffnungsschimmer. Wir sind die einzigen, die an diesem Tag schnorcheln gehen. Das Timing mit dem kurzen Sonnenspot, der die Insel hastig streift, ist zwar perfekt, aber unter Wasser sehen wir trotzdem nichts. In der trüben, aufgewühlten Suppe werfen uns die Wellen hin und her, einmal stoße ich sogar mit einem Fisch zusammen! Zudem ist es eisig kalt und zehn Minuten später drängeln wir uns um die heiße Dusche.

Vormittags hat die Bar geschlossen; heute vielleicht auch nachmittags, denn die Insel sieht verlassen aus. Wir sind wohl die einzigen, die im Voraus bezahlt haben. Die Wäsche ist sauber, trocken und versorgt – was soll man tun? Karibiktraumurlaub kann öd sein.

»Man könnte in die Küche gehen und Carmita um Teebeutel fragen«, schlägt Markus boshaft vor.

Doch ich habe eine bessere Idee: »Wir drehen einen Bio-Porno!«

»Einen was?«

»Einen Bio-Porno, wie im *Universum* des ORF. Der Adler wird schon wieder Lust auf sein Weibchen haben«, erkläre ich Markus.

Mit der Digitalkamera pirschen wir uns an den Adlerhorst heran. Der brütende Vogel im Nest wird nervös und beginnt zu schreien. Die schrillen, heiseren Rufe zeigen doppelte Wirkung: Wir bleiben in gebühlichem Abstand stehen und der Adlergatte ist alarmiert. Er fliegt zielstrebig auf den Horst zu und landet scheppernd auf dem Blechdach neben dem Nest. Wir halten die Filmkamera bereit.

»Jetzt komm schon, mach!«

»Rauf auf die Mutti!« – wenn uns jemand hören könnte! Die Adler sind offenbar nicht in Stimmung, jetzt blicken sogar beide missmutig auf uns Spanner herab. Da nähert sich ein großer Vogel und fliegt knapp über das Dach. Unser Pelikan! Die Adlermama beginnt wieder hysterisch zu piepen und das Männchen, das sich eben noch unter dem Schatten des Pelikans erschrocken duckte, erhebt sich in die Luft und jagt dem Eindringling nach. Mit wenigen, kräftigen Flügelschlägen hat der Adler den gemütlichen Pelikan eingeholt und attackiert ihn während des Fluges. Der weiß gar nicht, wie ihm geschieht, sieht sich bloß einem hackenden Schnabel und gefährlichen Krallen ausgesetzt und lässt sich fallen. Patsch! Der Pelikan landet im Wasser und der Adler schraubt sich kreisend wieder höher. Das unfreiwillige Bad ist dem Pelikan zuwider und er flüchtet auf seine Putzpalme. Wieder greift der Adler an. Pfeilschnell schießt der König der Lüfte von hinten auf den harmlosen Vogel zu. Mit vorgestreckten Fängen hackt er dem Pelikan die Krallen ins Gefieder und fliegt weiter. Die Wucht der Attacke hat den Pelikan beinahe von der Palme geworfen, ausgerissene Federn trudeln herab. Der Adler dreht um und will sein Manöver wiederholen. Das ahnt auch der Pelikan, der die Flugbahn des Peinigers verfolgt und seinen langen Hals dabei um 180 Grad verdreht. Selbst ich bin darauf gefasst, die Kamera auf die Putzpalme richtend. Der Angriff erfolgt, am Display erkenne ich wildes Flügelschlagen und etwas Richtung Boden stürzen. Platsch! Der Pelikan taucht erneut ins kalte Wasser ein. Erbozt klappert er mit dem langen Schnabel und flüchtet vor dem Adler unter den Steg.

Der Sieger dreht eine Ehrenrunde und landet neben dem Nest. Sein Weibchen stößt spitze Schreie aus und spreizt die Flügel. Diesmal schlägt der Adler ihr Angebot nicht aus und vollzieht den Akt vor laufender Kamera. Offenbar brauchen Männer oder andere seltsame Vögel manchmal ein Vorspiel, das den Testosteronspiegel erhöht. Man müsste mal eine Studie über das Sexualleben von Abfangjägerpiloten in Auftrag geben...

Am Nachmittag erreicht der Wind wieder Sturmstärke und pfuscht uns beim Billardspiel drein. Entnervt ziehen wir uns in den Bungalow zurück und schauen unseren Vogel-Film an. Er ist besser als eine *Universum*-Produktion.

Wenn der Pelikan gähnt ...

33.Tag, Samstag, 7.1.2006

Der gestrige Sonnenuntergang war ein Genuss! Delphine sprangen über den Goldstreifen im Meer und unser Pelikan traf sich mit zwei Kollegen vor der versinkenden, blutroten Scheibe. Die Wolkendecke hatte sich in zartes violetteres Gespinnst aufgelöst und wir sahen Sterne blinken, als wir zu Bett gingen. Die klare Nacht forderte jedoch ihren Tribut. Wir froren. Ich behalf mir mit einem Schal, Markus legte einen Vorhang über die Bettdecke. Nach Mitternacht verteilten wir unsere Handtücher und alles, was sich flächig auflegen ließ über unsere Bettstatt. Die Kälte kroch trotzdem durch alle Schichten hindurch.

Der blaue Morgenhimmel stimmt uns optimistisch, obwohl sich die Palmen noch immer im Nordwind biegen. Heute ist der vorletzte Tag in diesem Schnorchelparadies und wir müssen ins Wasser, selbst wenn wir uns die Lippen blau frieren. Der erste Versuch scheitert kläglich. Luft und Meer sind empfindlich abgekühlt und trotz heißer Dusche brauchen wir lange um unsere Körpertemperatur wieder zu erreichen.

Neoprenanzüge müsste man haben! Wir streunen auf der Insel umher und finden endlich den Eingang zum Lagerschuppen des Tauchshops. Zufällig ist jemand da und händigt uns zwei Shorties aus, das sind Anzüge mit kurzen Ärmeln und Hosenröhren. Ganzkörpergummidinger führen sie leider keine, schließlich seien wir in der Karibik. So blöd lacht nur einer, dem die Urlaubstage nicht vom Nordwind weggeblasen werden!

Wolken ziehen auf und wir schlingen schnell das bisschen Mittagessen hinunter. Angetan mit dem Neopren-Anzug, einem Kopftuch und Oropax wagen wir uns ins Meer. Es ist trotzdem kalt und die hohen Wellen treiben uns schnell wieder an Land. Frierend drehe ich das Duschwasser auf und erlebe einen Schock: Der Boiler ist wieder kaputt! Bevor sich Markus dasselbe antut, gehe ich Raiman suchen. Wie üblich schraubt er am Generator herum und reagiert äußerst gereizt auf meine Beschwerde.

»Duscht eben nicht dreimal am Tag!«, herrscht er mich an. Er habe unseren Warmwasserverbrauch in den letzten Tagen beobachtet, da sei es kein Wunder, wenn ihm das Stromnetz dauernd zusammenbreche. Wütend scheucht er mich davon. Ich verzichte auf eine Erwähnung des Gast-ist-König-Mottos, es wäre für die Heißwasserproduktion wohl kaum förderlich gewesen, und kehre unverrichteter Dinge zu Markus zurück.

Später sitzen wir mit Pullovern und Schals ver mummt am Steg und schauen dem Adler zu. Fleißig bringt er Beute zum Horst, mal ist es ein Holzstück für den Nestbau, mal ein Nylonsack oder ein Fetzen Stoff, ab und zu ein Fisch, mit dem sein Weibchen auch tatsächlich etwas anfangen kann. Den Müll, den ihr Gatte unentwegt heranschleppt, lagert sie neben dem Nest auf dem Blechdach und der Wind tut das übrige. Bis der Adler das bunte Zeug wieder aus dem Meer grapscht und erneut seiner Angebeteten vor den Schnabel legt. Sehr lernfähig scheint das Männchen nicht zu sein.

Der Pelikan hingegen schon.

In großem Bogen umfliegt er den Adlerhorst, wendet sich unserem Steg zu und bohrt sich ins Wasser unterhalb der Holzplanken. In seinem Hautbeutel zappeln hunderte Fischchen, keines länger als drei Zentimeter, aber in der Masse eine ausgiebige Mahlzeit. Da könnte der Mülladler neidisch werden.

Ich lege mich bäuchlings auf den Steg und sehe meinem Lieblingsvogel ins Auge. Gemächlich lässt er seinem Fang das Wasser ab. Die Fischlein wirbeln in Panik im Hautsack, beulen ihn aus, wollen die rosa Gefängniswand durchstoßen. Es geht zu wie in einem Hexenkessel. Der Pelikan hat den Schnabeldeckel fest geschlossen und wartet die Todeszuckungen der Beute gelassen ab. Als die Bewegungen allmählich verebben, wirft er energisch den Kopf zurück und würgt die Fischlein hinab. Ein, zwei, drei Mal kräftig den Kopf nach hinten und das war's. Im langen Hals wandern deutlich sichtbar die Brocken hinunter. Ich bin mir sicher, dass noch lang nicht alle Fischlein tot waren und stelle mir vor, wie sie nun im Pelikanmagen zappeln. Vielleicht ein angenehm kitzelndes Gefühl? Der Pelikan schließt genüsslich die Augen und lässt sich unterm Steg hervor treiben. Eine Welle schiebt ihn sacht auf den Sandstrand, wo er ein paar Watschelschritte macht, bevor er müde in sich zusammensinkt. Noch einmal kommt etwas Bewegung in den Vogel, er reißt plötzlich den Schnabel auf, schwenkt den langen Hals ein wenig links und rechts und klappt dann sein beeindruckendes Mundwerkzeug wieder zu.

»Hast du gesehen?«, frage ich Markus ganz aufgeregt. »Der Pelikan hat gegähnt!«

»Oder bloß gerülpst«, gibt Markus zu Bedenken. Er kann nicht verstehen, warum gähnende Pelikane so eine Anziehungskraft auf mich ausüben.

»Ich habe vor diesem Urlaub noch nie in meinem Leben einen Pelikan beim Gähnen beobachten können!«, starte ich einen Erklärungsversuch.

Markus reagiert trocken: »Und ich keinen beim Rülpsen.«

Ich hole meinen Neopren-Anzug und stürze mich vom Steg. Im Dunkel unter den Holzplanken, im Jagdrevier des Pelikans, flimmert das Meer silbern. Millionen winziger Fische ballen sich zu glitzernden Kugeln, mit denen ich spielen kann. Meine Hände modellieren den dichten Schwarm zu einem Ring, in dessen Mitte ich schwimme. Dann teile ich die Kugel in zwei Hälften oder treibe sie wie einen Spielball vor mir her. Ich habe das Gefühl in lebendigem Wasser zu baden, umgeben von Lichtreflexen, die von den schnellen Richtungsänderungen der fliehenden Fischleiber ausgehen. War der Schwarm eben noch eine dunkle, bedrohliche Masse so kann er im nächsten Augenblick wie eine Wolke aus Silberplättchen funkeln.

Wahrscheinlich wäre ich viel länger unterm Steg geblieben, aber plötzlich macht der grüne, unterschenkeldicke Ast im Seegras eine Bewegung. Während sich das eine Ende schlängelt, bekommt das andere Ende Zähne. Eine Muräne! Mit panikartigen Flossenschlägen zertrümmere ich die Glitzerkugeln und presche Richtung Strand davon. Dabei schwappt Wasser in den Schnorchel und hustend reiße ich mir das Ding vom Kopf. Der Pelikan flüchtet erschrocken, während ich im flachen Meer sitzen bleibe und erst wieder zu Luft kommen muss.

Es gibt zwei Lebewesen vor denen ich mich beim Schnorcheln fürchte: Quallen und Muränen. Den gallertigen Tieren zolle ich zwar wegen ihrer filigranen Eleganz Bewunderung, grause

mich jedoch vor einer Berührung. Die Muränen hingegen finde ich nicht einmal schön. Ihrem Kopf fehlt jegliche Ästhetik, das Antlitz ist grimmig, der meist aufgerissene Schlund wirkt furchteinflößend. Und die spitzen Zahnreihen untermauern die Gefährlichkeit des Tieres. Zum Steg schwimme ich sicher nicht zurück und deutete Markus mit Handbewegungen an, dass ich genug habe.

Da hebt sich neben mir eine ovale Sandfläche vom Boden und driftet ganz langsam dem Ufer entlang. Die Neugier packt mich und ich setze die Taucherbrille wieder auf. Der schwimmende Sandfleck ist ringsum von zarten Spitzen gesäumt, durch die wellenartige Bewegungen laufen. Allmählich rieselt der Sand von dem seltsamen Tier ab und es erscheinen hellblaue Tupfen auf seiner Oberfläche. Der gepunktete, fliegende Teppich gleitet in etwas tieferes Wasser und ich kann direkt über ihm schwimmen. Nun erkenne ich die Fischform! Es ist ein flach gepresster, zur Seite gelegter Fisch. Eine verkümmerte Flosse ragt wie eine kleine Quaste aus der Mitte des Ovals; direkt über dem eingekerbten Maul drängen sich zwei Halbkugeln, die zur Hälfte mit Haut verdeckt sind: Augen! Die Unsymmetrie des Fisches ist so verstörend, macht das Tier irgendwie monströs, aber gleichzeitig verleihen ihm die hellblauen Tupfen und der sanft wellende Spitzensaum etwas Niedliches. Ich bin fasziniert. Das Tier hat mich bemerkt, seine zwei Augen bewegen sich unabhängig voneinander, schielen abwechselnd zu mir herauf und die Flimmerhärchen wellen immer kräftiger. Zielstrebig steuert es auf eine Vertiefung zu, legt sich auf den Sand und ist verschwunden. Ich konnte gerade noch sehen, wie eine kräftige Welle, so als würde man ein Laken aufschütteln, den Körper durchlief, danach war er mit Sand bedeckt. Die Tarnung ist perfekt. Einzig zwei Halbkugeln liegen wie Kiesel auf dem Meeresboden – und beobachten mich. Ich kann nicht widerstehen und strecke meine Hand in ihre Richtung. Der Fisch duckt sich weiter in die Mulde, macht sich flach wie eine Flunder. Flunder! Ich atme Wasser statt Luft, verschlucke mich, huste und muss mich aufrichten. Vor lauter Überraschung über meine Erkenntnis hatte ich laut gesprochen und das sollte man beim Schnorcheln tunlichst vermeiden. Als ich erneut mit der geputzten Brille den Sandboden untersuche, sind die Augenhöcker verschwunden.

Das Fischbuch des Tauchclubs beschreibt die erstaunliche Metamorphose vom Fisch zur Flunder. Nach dem Schlüpfen sieht das junge Tier wie ein normaler Fisch aus, schwimmt aufrecht und wächst heran. Später bekommt es eine leichte Schräglage, die sich so weit verstärkt, bis der Fisch waagrecht durchs Meer gleitet. Gleichzeitig begibt sich das untere, meist linke Auge auf Wanderschaft und arbeitet sich durch den Kopf allmählich zur anderen Gesichtshälfte empor. Die seitlichen Flossen verkümmern und werden von kräftige Rücken- und Bauchflossen abgelöst. Die Schwanzflosse und das Maul verbleiben als einzige an Ort und Stelle. Bei uns in Europa gibt es die seltsamen Flundern auch, in der Ostsee nennt man sie jedoch Butte oder Plattfische.

34.Tag, Sonntag, 8.1.2006

In Erwartung einer weiteren kalten Nacht hatten wir Handtücher, Schals und zusätzliche Decken über unser Bett gebreitet und dennoch gefroren. Karibik stellt man sich irgendwie anders vor.

Heute ist unser letzter Tag auf *Tobacco Caye* und wir sehen voller Hoffnung in den frühen Morgenhimmel.

»Shit«, kommentiert Markus die geschlossene Wolkendecke.

»Fucking«, füge ich hinzu und meine damit den kräftigen Wind, der aus Norden die kalte Luft zu uns schaufelt.

Es gibt keinen geschützten Platz auf der Insel, Fenster existieren nicht, alles ist durchlässig und dem Zugluft ausgesetzt. Im Rollkragenpullover stehen wir im Frühstücksraum und warten, bis der Wasserkocher heizt. Carmita hat sich noch nicht blicken lassen, Raiman flucht und hämmert hinterm Haus. Plötzlich ein Knall und die Lichter gehen aus. Das Wasser ist erst lau und unsere Teebeutel baumeln noch trocken in den Tassen. Wir frieren und kehren in unseren Bungalow zurück. Eine viertel Stunde später glimmen die Glühlampen auf und wir räumen dem Wasserkocher noch ein paar Minuten Aufheizzeit ein. Dann eilen wir durstig wieder in das Speisezimmer. Das Wasser ist kühler als vorhin, der Stecker baumelt am Kabel.

»Verdammt noch mal«, entfährt es mir und ich schalte das Gerät wieder an. Im selben Augenblick stürmt Raiman wutentbrannt ins Zimmer, reißt das Kabel aus der Dose und schreit: »Wer zum Teufel steckt dieses Scheißding immer an?«

Dabei sieht er an uns vorbei, als wäre die Frage allgemein an eine große Menschenmenge gerichtet. Aber wir sind nur zu dritt im Raum. Raiman flucht, bellt unzählige »fuckings« und droht mit dem Schraubenschlüssel, sollte »jemand« nochmals den Wasserkocher in Betrieb nehmen wollen. Mir reicht's, ich zupfe ihm am Ärmel und halte ihm die leere Tasse unter die Nase.

»Carmita!«, brüllt er in Richtung Küche.

»Die ist um diese Zeit nie hier«, entgegne ich ruhig, »deshalb bereiten wir unseren Tee ja selbst zu.«

Raiman muss nun reagieren. Er reißt sich zusammen und erklärt, dass in seiner Stromanlage wiederholt die Sicherungen durchbrennen, wenn der Wasserkocher angestellt wird.

»Carmita wird euch Teewasser auf dem Herd machen«, sagt er wenig überzeugend und deutet in die dunkle Küche.

»Es ist der letzte Tag«, trösten wir uns und zapfen die laue Flüssigkeit aus dem Wasserkocher ab.

Danach machen wir uns fürs Schnorcheln fertig, obwohl die Wolken immer dunkler werden. Markus will die Flunder mit eigenen Augen sehen und taucht ins Meer, als hätte es Badewannentemperatur. Ich sitze im Neoprenanzug, mit Kopftuch und Flossen im Windschatten der Bar und friere. Markus' Schnorchel tanzt in den Wellen und ich beneide ihn, denn das Wasser ist sicherlich wärmer als der eisige Nordwind. Aber ich kann mich einfach nicht überwinden. Als Markus zwanzig Minuten später unter Zähneklappern hervorbringt, dass die Schlicht schlecht sei, er keine Flunder entdeckt habe und nun unbedingt unter die heiße

Dusche müsse, sitze ich immer noch am gleichen Fleck. Mittags gebe ich auf, schäle mich aus dem klebrigen Gummianzug und stelle mich ebenfalls unter die heiße Dusche.

Bevor wir zum Mittagessen gehen, rätseln wir, was uns wohl diesmal erwartet. Bis jetzt hat sowohl die Qualität als auch die Menge kontinuierlich von Tag zu Tag abgenommen. Wir übrigens auch, das konnten selbst fettreiche Kokosnüsse nicht ausgleichen.

Carmita hat sich offenbar Mühe gegeben, sich ein letztes Mal zu unterbieten. Auf dem dreckigen Tisch stehen zwei Teller mit je einem Brötchen, einem Salatblatt, einem Stück Käse, einer halben Tomate und einem Stück Papaya. Kein Besteck, kein Getränk.

Ich gehe in die Küche um etwas zu trinken zu holen und staune nicht schlecht. Da sitzen Raiman, Carmita und die Amerikanerin um einen kleinen Tisch, der vor lauter Speisen überquillt. Dampfende Ravioli, Salatschüsseln, Kuchen und Kaffee. Am Herd brutzeln Koteletts und Würste. Die Köchin hebt die Schultern: »Ihr wollt ja kein Fleisch.« Und ihr Blick ergänzt: »Selber schuld«. Mir läuft vor Hunger so das Wasser im Mund zusammen, dass ich gar nichts sagen könnte, ohne zu sabbern. Also kehre ich dieser Bagage wortlos den Rücken zu und mampfe gemeinsam mit Markus das trockene Brot. »Es ist der letzte Tag«, trösten wir uns gegenseitig.

Den Nachmittag verbringen wir auf dem Steg, knacken eine Kokosnuss und beobachten unseren Pelikan auf der Putzpalme. Wenn Fische unter uns durchschwimmen schauen wir ihnen durchs Fernglas zu. Das ist fast wie Schnorcheln, nur wärmer. Aber das Trockenschnorcheln befriedigt so wenig, wie essenden Menschen zuzuschauen satt macht. Ganz im Gegenteil. Ich hole meinen Neoprenanzug und springe ins Wasser. In der trüben Lagune halte ich mich nicht lange auf, sondern schwimme gleich um das Riff herum. Das hatte ich eigentlich schon die ganze Woche vor, aber nie traute ich mich aufs offene Meer hinaus. Nun bin ich durch die Brandung am Riff von der Insel getrennt. Markus winkt mir von der Aussichtsplattform zu; ich hatte ihn gebeten, mich nicht aus den Augen zu lassen. Das mulmige Gefühl legt sich, als ich merke, dass ich gegen eine Strömung schwimme, die mir die Rückkehr erleichtern wird.

Nun kann ich mich ganz dem Schauen widmen. Das Wasser ist glasklar und bewegt sanft die Fächer der Gorgonien, in deren Rhythmus bunte Fische hin und her schwingen. Auf den exponierten Rippen und Kanten wogen Farne, Weichkorallen und Tentakeln, in den Senken hingegen machen sich die bizarren Dornenkronen der Feuer- und Elchkorallen breit. Dazwischen leuchtet weißer Sand und bringt Licht in diese für mich fremde Welt.

Fasziniert gleite ich über die gewellten Öffnungen von Mördermuscheln, deren Inneres violett schimmert, schaue in die hohlen Schläuche der Röhrenschwämme, die wie skurrile Schornsteine einige Meter hoch aufragen und so bunt gescheckt sind, als hätten Kinderhände sie bemalt. Ab und zu flüchten ein paar Fische vor mir und verschwinden in dunklen Spalten. Wenn ich dann unbeweglich im Wasser liege und warte, steigen sie wie ein Potpourri aus bunten Luftblasen langsam wieder aus den Grotten auf und kommen neugierig zu mir heran. Die großen Fische schenken mir keinerlei Beachtung, sie weiden mit ihren kräftigen Kiefern die Korallen ab, als wären die Kalkskelette bloß eine knusprige Brotrinde. Ich kann das Knirschen deutlich vernehmen!

Ein letztes Foto habe ich mir auf der Unterwasserkamera für eine besondere Begegnung aufgehoben, für einen gepunkteten Adlerrochen. Aber ich entdecke bloß Stachelrochen, die wie graubraune fliegende Untertassen aussehen. Der Adlerrochen hingegen hat eine Deltaform, mit spitz zulaufenden *Flügeln*. Wenn er durchs Wasser gleitet, sieht es tatsächlich aus, als würde er fliegen. Wie der Stachelrochen besitzt auch der Adlerrochen einen schwanzartigen Fortsatz, nur ist dieser unbewaffnet und um vieles länger, erreicht mitunter das Dreifache der Körperlänge. Das Auffälligste beim gepunkteten Rochen ist seine Zeichnung. Eigentlich sind es keine Punkte sondern kleine, weiße Kreise, die seine schwarze Rückenhaut zieren.

Dieses Fotomotiv wünsche ich mir zum Abschluss.

Nur einen Augenblick später segelt eine große, getupfte Fläche dem Meeresboden entlang, der an dieser Stelle ca. 12 Meter unter mir liegt, also viel zu tief für ein gutes Foto ist. Komm zu mir rauf, bitte ich das schöne Tier gedanklich und als hätte es verstanden, löst es sich von den Korallenstöcken und steigt mit unglaublicher Eleganz in Richtung Wasseroberfläche auf. Dabei vollzieht es einen Vollkreis und schwimmt direkt auf mich zu. Hektisch versuche ich mit der Taucherbrille durch den Sucher der Kamera mein Motiv zu erblicken, schließlich habe ich bloß mehr ein einziges Foto übrig. Frontal von vorne macht der Rochen nichts her, ich will seine gekringelte Rückenhaut! Diesmal ignoriert der Adlerrochen meine Wünsche und peilt zielstrebig meine Kamera an. Im letzten Moment, bevor er mich streift, dreht er seitlich ab, zeigt mir seine weiße Unterseite und taucht wieder zum Meersgrund hinab. Mein Finger liegt immer noch regungslos am Auslöser. Eine fotografische Erinnerung zum Herzeigen wird es nicht geben, diese intime Begegnung existiert nur in mir weiter. Mit einem seltsamen, gesättigten Gefühl schwimme ich zurück und gebe den Neoprenanzug ab.

Ausgeträumt – ein leichter Abschied

35.Tag, Montag, 9.1.2006

Heute verlassen wir *Tobacco Caye* und wie zum Hohn erwartet uns ein strahlend blauer Himmel. Im Sonnenaufgang besuche ich den Pelikan auf seiner Putzpalme, der mich zuerst mit seinem rot umrahmten Auge fixiert und dann herzlich gähnt. Hemmungslos sperrt er den Schnabel auf und lässt mich tief in seinen Schlund blicken. Wir sind eben Vertraute geworden. Ich lehne mich über das Geländer der Aussichtsplattform und spähe ins seichte Wasser der Lagune hinab. Der dunkle Fleck dort ist ein Rochen!

Ich renne zum Bungalow, reiße die Kamera aus dem bereits verschnürten Gepäck und bin gleich wieder am Wasser. Während ich das Zoom ausfahre, blinkt das Batteriesymbol. Akku leer. Fluchend sause ich zum Bungalow zurück und remple Markus an, den mein Getrappel vor die Tür gelockt hat. Eilig suchen wir den Ersatzakku und laufen zurück. Der Stachelrochen zieht seine Kreise nun in größerer Entfernung, aber zu unserer Freude schwebt ein getupfter Adlerrochen in die Lagune herein. Da das Meer hier höchstens dreißig Zentimeter tief ist, sind die weißen Kringel auf seinem Rücken deutlich zu sehen und als Erinnerung nun in unserer Kamera gespeichert. Dem Pelikan ist durch meine Hektik die Schläfrigkeit und damit leider auch das Gähnen vergangen. Irritiert blickt er in den Fotoapparat und hält seinen Schnabel fest verschlossen. Man kann eben nicht alles haben.

Dieses Motto galt auch stets für das Frühstück. Ausgerechnet heute bekommen wir mehr als wir möchten – obwohl - auf den grünlichen Pelz, der die Marmelade ziert, hätten wir gerne verzichtet. So wird uns der Abschied erleichtert, wenn auch nicht versüßt. Wir verlassen diese Unterkunft ohne Bedauern. Und ohne Verabschiedung. Raiman steht zwar in der Nähe des Stegs, würdigt uns jedoch keines Blickes. Nur die Adler stoßen Schreie aus und schauen nervös vom Bootshaus herunter, als die schweren Außenbordmotoren aufheulen.

Wir kehren der Insel den Rücken zu und jagen über das Meer dem Stückchen blauen Himmel nach, der noch nicht von Wolken aus dem Norden verschluckt worden ist.

Am Festland angelangt, geht alles ganz schnell. Ein *James-Bus*, das ist ein ehemaliger, ausrangierter Schulbus aus den USA, wartet bereits. Das Gepäck wird hinter den letzten Sitzreihen aufgestapelt, die Passagiere presst man durch den vorderen Einstieg. 56 Plätze sind offiziell ausgewiesen, über hundert Leute drängen sich im Inneren des Busses. Ich kann einen Sitzplatz erringen, Markus muss irgendwo hinter mir sein. Unzählige Arme, Bäuche und Busen verstellen mir die Sicht. Die Leute sind allesamt übergewichtig, Carmita ist kein Einzelfall. In Belize müsste man die Statistik der Fettleibigkeit umgekehrt ansetzen: Maximal jeder Zehnte hat eine normale Figur. Schlanke Menschen, wie sie dem europäischen Ideal entsprechen, sind ganz selten.

Die Enge der schwitzenden Leiber, die Rempelen und viele gequetschten Zehen schaffen ein aggressives Klima. »Fuckings« werden hin und her gebellt, Flüche ausgestoßen und drohende Fäuste oder aufgestellte Mittelfinger gezeigt. Ich kann mich nicht an dieses Land gewöhnen.

Nach eineinhalb Stunden Fahrtzeit lichten sich die Reihen und Markus rückt zu mir auf. Er hat die freie Bank vis-a-vis von mir gesehen und will dort Platz nehmen. Gerade noch rechtzeitig deute ich auf die zähflüssige Masse unter den Sitzen, die in schleimigen Fäden auf den Mittelgang rinnt. Dort hatten drei Kinder gegessen, die während der Fahrt ununterbrochen gekotzt hatten. Markus dreht abrupt um und ich wechsele zu ihm nach hinten. Fünf Minuten später ist die Bank wieder besetzt, das Erbrochene verteilt sich auf Sandalensohlen und wandert allmählich durch den ganzen Bus.

Bis wir Belize City erreichen, hat der Bus ungefähr 30 Mal angehalten. Eingeklemmt in den Menschenmassen konnten wir nur hören, dass die Hecktüre geöffnet und Gepäck aus- und eingeladen wurde. Gesehen haben wir unsere Rucksäcke seit Beginn der Fahrt nicht mehr. Umso größer ist die Überraschung, als wir am Busplatz der Hauptstadt unser Gepäck in Empfang nehmen können. Entweder sind die Warnungen vor der hohen Kriminalität in Belize nur Gerüchte, oder unsere Rucksäcke sind nicht begehrenswert.

Zugegeben, im Laufe der Reise haben sie ziemlich gelitten und selbst wir verspüren einen gewissen Ekel, wenn wir nun das Gepäck auf den Rücken schnallen. Vielleicht wissen die Räuber aber auch, dass Touristen wertvolle Dinge nahe am Körper tragen und sie mit den Rucksäcken bloß Dreckwäsche erbeuten würden. Mir gehen allerhand Theorien durch den Kopf, während wir uns durch die dunklen Straßenschluchten der Hauptstadt in Richtung Hafen bewegen. Ich würde gern schneller laufen, aber am Gehsteig und in den Hauseingängen haben sich junge Männer zusammengerottet, die provokant auf ihrem Platz verharren und uns anstarren. Scheinbar gleichgültig und gelassen weichen wir auf die Fahrbahn aus, werden jedoch sofort vom Gehupe erboster Autofahrer zurückgeschleudert. Immer wieder ertönt neben dem allgegenwärtigen »fucking« das Wort »tourist« und die Kombination der beiden zu »fucking tourists« macht mir Angst. In dieser Straße sind wir momentan die einzigen Weißen; es sind eindeutig wir gemeint. Ich muss an die Tschechen und ihren Konflikt am Taxistand denken und versuche den Einheimischen gegenüber freundlich zu bleiben. Nur ja keine Angriffsfläche bieten!

Endlich erreichen wir eine große Kreuzung mit Verkehrspolizisten, in deren Nähe wir zum Verschnaufen stehen bleiben. Markus gesteht, dass auch er sich zum ersten Mal auf dieser Reise bedroht gefühlt hat. Der Umstand, dass sich so viele junge Männer auf der Straße befinden, lässt vermuten, dass sie arbeits- und ziemlich perspektivlos sind. Aus Langeweile, Armut und Aggression entsteht dann leicht eine explosive Mischung, deren zündender Funke ein reicher, arroganter Tourist sein kann, der nicht einmal zurück grüßt.

Go slow!

Kurze Zeit später brausen wir mit 600 PS aus dem Hafen von Belize City und jagen im Motorboot über die spiegelglatte Fläche des seichten Meeres nach Norden. Das vorgelagerte Riff hat eine farbenprächtige Lagune geschaffen, die in allen erdenklichen Blautönen schimmert. Über wirrem Wurzelwerk buschen sich Mangroven zu Inseln zusammen, die nur von Seevögeln bewohnt werden. Das Röhren der Außenbordmotoren lässt einen Teil des weißen Baumschmucks kreischend in die Höhe steigen, während das restliche Weiß in den Kronen der Mangroven stumm zurückbleibt: Vogelkot.

Nachmittags um halb vier Uhr legen wir am Pier von *Caye Caulker* an. Diese Insel ist ein acht Kilometer langer aber nur einige Hundert Meter breiter Sandstreifen, der parallel zum Riff in der seichten Lagune liegt. Ein Großteil der Insel ist mit dichten Mangrovenwäldern bedeckt und unzugänglich. Im gerodeten Teil sind neben den Fischerhütten, die einst die ersten Trapper beherbergten, inzwischen zahlreiche kleine Hotels entstanden. Trotz beginnender Kommerzialisierung ist das entspannte und sorglose Flair des früheren Aussteiger-Geheimtipps erhalten geblieben.

Es gibt keine Autos auf *Caye Caulker*, selbst dem Fußgänger wird eine rasche Fortbewegung abgesprochen. Schilder mit der Aufschrift: *go slow!* ermahnen den Touristen, seine mitgebrachte Hektik abzulegen. Fahrradkulis bieten ihre Dienste für den Gepäcktransport an und wenn man unbedingt ein Taxi benützen möchte, so muss man eines der fünf Elektrofahrzeuge anheuern, die man bei uns nur am Golfplatz sieht.

Wir wandern zu Fuß die unbefestigte *Hauptstraße* entlang und halten Ausschau nach einem netten Quartier. Zu teuer, zu billig, zu eng, zu laut – wir sind recht wählerisch geworden. Gefällt uns einmal was, ist es bereits belegt. Schließlich sind wir am Ende der Insel angelangt und tragen die Rucksäcke noch immer auf den Schultern. Hunger grollt in unseren Eingeweiden und setzt der Unentschlossenheit ein Ende.

Wir steuern erneut auf das Rainbow-Hotel, in dem wir bereits Zimmer besichtigt und abgelehnt hatten, zu und rechnen mit einem triumphierenden Gesichtsausdruck des Vermieters. Aber nicht das geringste Zeichen einer Genugtuung lässt sich aus dem freundlichen Blick des alten Mannes ablesen, als er uns den Zimmerschlüssel aushändigt. Es scheint ihm völlig egal zu sein, ob er neue Gäste und damit Geld bekommt, oder nicht. Er sinkt wieder in seinen Lehnstuhl zurück, froh, dass wir den Weg zum Zimmer bereits kennen und er sich wieder dem Beobachten des Fußgängerstromes widmen kann.

Selbst als wir unter Getöse die Möbel im Zimmer umstellen und Markus Nägel fürs Moskitonetz in die Wand hämmert, erscheint der Besitzer des Hotels nicht zur Inspektion. Erst als wir kurz darauf, das *go slow* gröblich missachtend, an ihm vorbei eilen, zieht er irritiert die Augenbrauen hoch.

Wir sind auf der Suche nach Essbarem. Die Restaurants öffnen leider nicht vor Sonnenuntergang, aber in den unzähligen Bars, die sich alle dem Reggae verschrieben haben, bekommen wir Snacks zu Bob Marley serviert. Mit dem gedämpften Hunger fällt es uns nun etwas leichter, mit dem Rhythmus der Insel zu gehen. Besser gesagt zu schlendern. Oder noch besser, zu schwingen. Und sich wie die Rastafaris mit weichen Knien und wiegenden Hüften von Lautsprecherbox zu Lautsprecherbox zu bewegen. Die Musik ist nicht laut oder aufdringlich, sondern bloß präsent. Selbst wenn die Ohren kaum mehr etwas vernehmen, sieht man den Reggae in den Körpern der Menschen, in ihren tänzelnden Schritten und in ihrer Gestik. Belize ist zu Jamaika mutiert, das grobe »fucking« einem beruhigenden »no-problem« gewichen. Hier lässt es sich leicht eine Woche aushalten. Wenn es einen Bankomaten gäbe. Denn *Caye Caulker* ist nicht billig und unsere Belizedollars reichen bloß mehr für zwei Tage. Immerhin existiert eine Bank auf der Insel und über die VISA Karte könnte ich mir Geld auszahlen lassen. Trotz hoher Spesen wäre dies günstiger, als mit dem Boot in die Hauptstadt zurück zu fahren. Aber die Lösung der Geldprobleme verschieben wir auf morgen. *Go slow.*

Wir zweigen von der Hauptstraße (es gibt überhaupt nur zwei Fahrbahnstreifen auf der Insel, eine Hauptstraße und eine Nebenstraße) ab und gehen zum Ufer hinunter. Feiner, mehliges Sand erwartet uns. Derselbe wie auf der Straße, nur weniger gepresst. Wir graben unsere Füße in das warme Pulver und lassen unsere Augen vom türkisem Wasser der Lagune betören. Windböen klappern mit den Palmblättern und kündigen das nahende Gewitter an. Über dem offenen Meer hängt der Himmel wie ein dunkler Vorhang herab, während uns die späte Nachmittagssonne den Rücken wärmt und die Lagune mystisch aufleuchten lässt. Ihre Strahlen brechen sich in der Gischt des Riffs, ein silbernes Glitzerband, das das Helle vom Finsternen scheidet. Fasziniert vom Schauspiel der Farben beobachten wir das Wettergeschehen, bis der Vorhang die magische Grenze des Riffs überschritten hat. Während die ersten schweren Tropfen kleine Krater in den Sandboden ringsum schlagen, rennen wir los und flüchten in ein Internetcafé. Donner explodieren über der Insel wie Bombenhagel und der Himmel öffnet alle Schleusen. Innerhalb von Minuten ist die Straße in einen See verwandelt und mitsamt den einströmenden, durchnässten Menschen ergießt sich eine dreckige Flut über die Eingangstreppen in den Computerraum hinab. Der Besitzer muss die Tür versperren, um größeren Schaden zu verhindern. Nachfolgende Touristen bleiben buchstäblich im Regen stehen und trommeln vergebens an die beschlagenden Scheiben. Ich sehe einer Kundschaft über die Schulter. Auf dem Bildschirm flimmert die Wetterprognose für die nächsten sieben Tage: Regen, Regen, Regen, Gewitter, Regen, Gewitter, Regen. Auf das Sonnensymbol haben die Meteorologen verzichtet. Sie müssen sich ihrer Sache wohl sicher gewesen sein, wenn für eine Tourismusdestination eine solche Prognose veröffentlicht wird. In Österreich hätte man *den Gästen zuliebe* eine optimistischere Zukunft vorausgesagt. Eine halbe Stunde später ist das Unwetter vorbei und wir waten durch milchige Seen zum Hotel zurück. Auch im Zimmer steht das Wasser. Das Fenster war geöffnet und die Sturmböen haben den Regen weit unter das Vordach gejagt. Sogar die Matratze hat etwas abbekommen.

Der weiche Hai

36.Tag, Dienstag, 10.1.2006

Das Moskitonetz glimmt im Orange der aufgehenden Sonne. Wenn wir uns ein wenig im Bett aufrichten, können wir beobachten, wie sich die zu einem Oval verzerrte Scheibe aus dem Ozean löst und allmählich eine perfekte kreisrunde Form annimmt. Danach gaukeln uns die geblendeten Augen noch minutenlang schwarze Sonnen in einem gleißenden Himmel vor.

Als wir wieder Herr unserer Sinne sind, stopfen wir uns im Restaurant nebenan mit einem pompösen Frühstück voll und erfüllen somit unsere aus Hunger geborenen Fantasien von *Tobacco Caye*. Ein Gang zur Bank sichert zukünftige Fressorgien ab und weil die Sonne vom makellosen Himmel scheint, buchen wir eine Schnorcheltour.

Man darf nämlich nicht auf eigene Faust zum Riff hinaus. Weder mit einem Boot und auch nicht schwimmen. Letzteres wäre aufgrund der geringen Distanz zwar möglich, angesichts der vorbeijagenden Motorboote jedoch lebensgefährlich.

Um 10:30 Uhr geht's los. Um unseren Ohren etwas Gutes zu tun, haben wir uns an eine guatemaltekische Agentur gewandt. Wie sanft und melodios klingt doch diese Sprache im Gegensatz zum harten Slang der Amerikaner und der Einheimischen von Belize! Nur mit der Verständigung hapert es etwas, mein bisschen Spanisch ist leider schon wieder vergessen. Aber wir wollen ja keine Konversation machen, sondern in die Unterwasserwelt abtauchen. Die Tour sieht vier Stationen vor: Korallengarten, Fischeschwärme, Landgang mit Mittagessen und abschließend das Hairevier.

Im Rucksack nehmen wir deshalb Handtücher, Kleidung, Geld und unseren Fotoapparat mit. Den ausgeliehenen Neoprenanzug haben wir bereits an, als wir ins Boot klettern. Wir sind zu elft. Während Markus und ich besorgt das Wetter beobachten, scheint sonst niemand die rasch quellenden Wolken zu bemerken. Mit den letzten Sonnenstrahlen treffen wir beim ersten Ankerplatz ein. Der Tourbegleiter beginnt lang und breit zu erklären, was uns unter Wasser erwarten wird und dass wir unbedingt zusammen bleiben müssten. Ich höre noch, wie er etwas von geschlossener Gruppe sagt und dann sind Markus und ich abgetaucht. Mit schnellem Flossenschlag jagen wir davon. Unsere Gruppenphobie ist sehr ausgeprägt und wir sind bemüht einen möglichst großen Abstand zum Boot zu bekommen. Doch bald bremst uns das Staunen ab und wir gleiten langsam über ausgedehnte Wälder von Elchkorallen dahin. Manchmal reichen die Korallenäste bis zur Meeresoberfläche und wir müssen aufpassen, damit wir uns nicht in eine Sackgasse manövrieren. In den engen Schluchten kann das Umdrehen ein Problem werden, vor allem, wenn die Strömung den Schwimmenden auf die scharfkantigen Korallen zutreibt. Gerade als ich mich endgültig in diesem Labyrinth verloren glaube, zupft mich der Tourbegleiter energisch an der Flosse. Sein Gesichtsausdruck duldet keinen Widerstand und ich lasse mich vom guten Hirten zur Herde zurückbringen.

Elegant schwimmt er der Gruppe voraus, taucht in verborgene Höhlen hinab und scheucht seltsame Fische und Muränen aus ihren Verstecken hervor. Das hätte ich im Alleingang nie

zu Gesicht bekommen. Der Bootssteuermann kommt mit Markus im Schlepptau ums Hirnkoralleneck. Nun sind wir wieder vollzählig vereint und bewegen uns als geschlossene Gruppe auf eine Lücke im Riff zu. Die starke Strömung macht das Vorwärtskommen schwierig. Links und rechts brechen sich die Wellen an den Korallen und die Luftblasen vernebeln die Sicht. Plötzlich scheint die ganze Wasseroberfläche zu kochen, ich spüre ein kaltes Trommeln auf meinem Kopf und hebe erstaunt den Kopf aus dem Wasser. Ich blicke direkt in Markus ratlose Augen. Auch er hat sich aufgerichtet und da wir mit dem Schnorchel nicht sprechen können, deuten wir bloß stumm auf die gewaltige Gewitterwolke über uns und zucken mit den Schultern. Der Regen entwickelt sich wie gestern zu einer regelrechten Sintflut, der Wasservorhang verschluckt erst die Insel, dann ist auch das Boot nicht mehr zu sehen. Orientierungslos versuchen wir unter Wasser mehr zu erkennen. Die Gruppe ist weg! Wahrscheinlich sind wir von der Strömung abgetrieben worden, nur in welcher Richtung liegt das Boot? Panik erfasst mich.

Am besten geht es mir, wenn ich mich auf die Fische und die Korallen unter mir konzentriere und so tue, als ob nichts wäre. Unter Wasser sieht die Welt ruhig und friedlich aus. Markus empfindet offenbar ebenso, gemeinsam gleiten wir am Riff entlang und deuten auf besonders schöne Fische hin. Endlich erreichen wir die Gruppe! Die tun ebenfalls, als ob es völlig normal wäre, in strömenden Regen zu schnorcheln. Nach einer Weile kann ich der Situation sogar etwas Positives abgewinnen. Es ist nämlich im Wasser wesentlich wärmer als im kühlen Wind draußen. Da fällt mir der Rucksack im Boot ein. Und die ehemals trockenen Sachen. Den Fotoapparat haben wir vorsorglich in einem Nylonsack verstaut. Aber der Rest?

Wo ist das Boot überhaupt?

Erst als der Regen nachlässt, tauchen die Umrisse des Bootes schemenhaft wieder auf. Es lag keine zwanzig Meter von uns entfernt vor Anker. Die Gruppe kehrt an Bord zurück und holt ihre trockenen Sachen aus dem überdachten Bug des Bootes hervor. Der Tourbegleiter hatte ihnen geraten, das Gepäck dort zu verstauen. Aber da waren wir bereits im Wasser. Dank unserer Gruppenphobie schlottern wir nun der nächsten Station entgegen, die nassen Handtücher gegen den Fahrtwind eng um die Schultern gezogen.

Das Boot hält mitten im smaragdgrünen Wasser der seichten Lagune. Das Meer ist glatt wie ein aufgespanntes Seidentuch und wir erkennen die großen Fische noch bevor wir über Bord gehen. Markus und ich sind die ersten, diesmal nicht wegen der Gruppenphobie, sondern wegen der Kälte. Das Meer empfängt uns mit der Temperatur einer lau gewordenen Badewanne. Nicht kalt, aber auf Dauer ungemütlich. Dennoch ist es unter Wasser wärmer als auf dem Boot.

Wir schweben über weißen Sand auf eine dunkle Kuppel zu, um die ein Fischschwarm kreist. Wie eine ins abseits gerollte und in den Boden eingesunkene Murmel liegt eine Hirnkoralle auf dem Meeresboden, weit vom Riff entfernt. Die isolierte Kugel mit mehreren Metern Durchmesser ist ein beliebter Treffpunkt der Meeresbewohner. Ein Papageienfisch weidet gerade Polypen ab und beißt dabei so herzhaft zu, dass wir das Knirschen des Korallenskeletts deutlich hören können. Während wir begeistert dem Krrrrrk krrrrrk seiner

Mahlzeit lauschen, können wir das Farbenspiel seiner oszillierenden Schuppen beobachten. Das vordere Drittel des Fisches ist von einem intensiven Rot, aus dem sich der blaue Mund grotesk abhebt. Als hätte er einen Punker-Lippenstift zu dick aufgetragen. Hinter den Flossen verläuft sich das Rot allmählich zwischen den Schuppen, die je nach Lichteinfall türkis, blau oder grün schimmern. Das Rot, welches jede einzelne Schuppe umspült und sie kontrastiert, geht an der Schwanzflosse in ein dunkles Orange über. Nicht umsonst nennt man dieses wunderbare Tier den Regenbogen-Papageiefisch. Allein im Namen stecken alle Farben, in denen die Schuppen zu leuchten vermögen.

Mittlerweile ist auch unsere Gruppe im Wasser und wirbelt mächtig Sand auf. Erschreckt zieht das Farbjuwel von dannen. Der Tourbegleiter taucht zum Fuß der Hirnkoralle hinab und scheucht mit einem Stecken eine große Languste hervor. Er sekkiert das Tier, biss es sich mit einer Schere in den Stecken verbeißt und sich ein wenig anheben lässt. Während der Führer uns das seltsame Tier so präsentiert, kreist seine Hand auf seinem Bauch und die Schnorchler nicken zustimmend. Ich befürchte schon, dass sie das bizarre Lebewesen tatsächlich essen wollen, aber es darf wieder unter die Koralle zurück. Dieses Schnorchelrevier dient offenbar der kulinarischen Fortbildung. Ständig zeigt uns der Tourbegleiter wohlschmeckende Fische und als sich die ganze Gruppe mit geifernden Blicken den Bauch reibt, kehren Markus und ich zum Boot zurück.

Zähneklappernd schälen wir uns aus dem Neoprenanzug. Der Bootsführer reicht uns eisgekühlte Wassersäckchen zum Trinken, wir verwenden sie jedoch um das Salzwasser abzuduschen, bevor wir unsere Kleider anziehen. Belustigt beobachtet uns der Einheimische, wie wir uns vor Kälte schlotternd das Eiswasser über den Kopf leeren. Erst als wir Kneippkur beendet haben, fragt er, ob wir nicht lieber warme Wassersäckchen hätten. Ein paar seien in der Sonne gelegen und nun angenehm aufgeheizt. Danke. Die trinken wir jetzt. Die Gruppe kehrt hungrig zum Boot zurück und wir steuern auf die große Insel *Ambergis Caye* zu. In *San Pedro* gehen wir an Land. Die Popdiva Madonna hat diese Stadt in ihrem Song *la isla bonita* weltberühmt gemacht. Das Lied läuft überall.

Wir finden ein gutes Restaurant und bestellen Unmengen heißen Tees, was beim Kellner ziemliche Verwunderung auslöst. Nach der Suppe und einem mit Chili gewürztem Hauptgericht bricht mir endlich der Schweiß aus und ich kann zum Nachtschisch ein Eis bestellen. Darauf bekomme ich wieder Gänsehaut und kippe einen weiteren Tee hinterdrein. Markus schüttelt bloß den Kopf.

Unsere Aufenthaltszeit ist um. Außer dem Restaurant und dem Hafen haben wir nichts von *San Pedro* gesehen, was aber nicht schlimm sein dürfte. Wir sind gespannt auf den Höhepunkt der Bootstour: Das Hairevier!

Drei vor Anker liegende Boote mit kreischenden Touristen künden den Schauplatz an. Unser Bootsführer fädelt ein unterarmdickes Tau durch Kiefer und Kiemen eines halben Fischkadavers, während wir fasziniert und ängstlich zugleich die dunklen Leiber unter unserem Boot durchflitzen sehen. Die charakteristischen Rückenflossen der Haie

zerschneiden das Meer kreuz und quer, bringen das Wasser in Aufruhr, Sand wirbelt auf und mitten in dem Gewimmel sehen wir Stachelrochen, die mit den Haien um die Beute kämpfen. Das Meer ist seicht, man könnte darin stehen ohne zu ertrinken – aber kein Mensch käme je auf den Gedanken, sich in diese Gemetzel zu stürzen. Der Bootsführer wirft das Tau mit dem Kadaver ins Meer und es brodelte unter dem Ansturm der gefräßigen Tiere wie kochendes Wasser auf. Das Boot schwankt und jetzt kreischen auch wir. Ich deutete dem Tourbegleiter grinsend, dass ich ins Wasser springen möchte. Er versteht den Scherz nicht, sondern nickt mir aufmunternd zu. Dann setzt er sich die Taucherbrille auf und kippt von der Reling. Sobald er wieder auftaucht, winkt er mich zu sich. Ich stubse Markus an und ohne zu zögern springen wir ins Wasser, in dem es vor Haien und Stachelrochen nur so wimmelt. Eine Minute vorher hätte ich jeden für völlig verrückt erklärt, der das im Sinn gehabt hätte, aber nun stehen wir auf sandigem Boden und spüren wie die Rochen und Haie um unsere Füße herumwuseln.

Der Führer erklärt uns, dass die Haie für Menschen harmlos seien, sofern man sich nicht direkt neben dem Köder aufhält. Sie riechen nur das frische Blut. Außerdem handelt es sich um Ammenhaie, die, wie der Name schon sagt, nicht gefährlich sind. Nichtsdestotrotz sehen sie wie Haie aus, das starre Auge, das zurückgesetzte Maul, die Kiemenschlitze und natürlich die dreieckige Flosse. Ich komme mir unglaublich mutig vor, als ich die Hand ausstrecke um einen vorbeischwimmenden Hai zu berühren. Der Führer lacht bloß amüsiert. Dann warnt er uns vor den Stachelrochen, die ein sehr starkes Gift in ihrem dornähnlichen Schwanzfortsatz besitzen. Nur ja nicht draufsteigen!

Das ist in dem Getümmel leichter gesagt als getan. Die großen Rochen besitzen eine Spannweite von einem Meter und streifen ständig an uns, wenn sie zwischen den Beinen durchschwimmen. Vor Schreck ziehe ich anfangs die Füße weg, verliere das Gleichgewicht und wäre tatsächlich fast auf einen draufgestiegen. Dann legt sich meine Nervosität und ich versuche sie zu streicheln. Die Rochen mögen das gar nicht und kippen seitlich weg. Am besten geht es, wenn ich in der Mitte zwischen den Augen beginne und dem Rücken entlang fahre. Ihre Haut ist mit einer glitschigen Schicht überzogen und meine Finger hinterlassen sichtbare Streifen in diesem Schleimfilm. Dennoch ist die Berührung angenehm, weil die Rochen so sanft und geschmeidig wie Seidentücher sind. Ich bin so völlig von ihnen angetan, dass ich die Haie vergessen habe. Erst als ich nur mehr Rochen mit Streichelspuren rund um mich entdeckte, mache ich Jagd auf die Haie.

Die Welt ist doch verkehrt! Da flieht ein armer Hai vor einer Schnorchlerin, die ihn unbedingt berühren will. Endlich habe ich ihn in eine Sackgasse getrieben, in eine enge Sandschlucht zwischen zwei Korallenstöcken, wo er sich nicht verkriechen kann. Während der Hai noch einen Ausweg sucht, hole ich tief Luft und tauche die zwei Meter zu ihm hinab. Als ich seinen Rücken mit der flachen Hand berühre, geht ein Ruck durch den kräftigen Leib, der Hai schnell herum und entflieht ins offene Gewässer. Aber ich habe ihn angegriffen! Überwältigt tauche ich auf, das Gefühl von Schmirgelpapier in den Fingern bewahrend. Die Haut des Hais fühlte sich wie eine Raspel an, trocken und kein bisschen schlüpfrig.

Ich schwimme zum Boot zurück um Markus von meiner abenteuerlichen Begegnung zu berichten. Doch kaum stehen wir im seichten Wasser nebeneinander und können die Taucherbrillen abnehmen, sagt Markus, dass er einen Hai am Bauch berührt habe. Oder vielmehr mit beiden Händen umfasst und gedrückt habe. Die Unterseite des Hais sei ganz

weich und zart, während die Rückenseite sich wie grobes Sandpapier anfühle. Da kann ich mit meiner Erzählung nicht mithalten.

Ich will auch Haibauch anfassen und setze die Taucherbrille wieder auf und halte Ausschau nach einem Opferhai. Nur diesmal bin ich zu spät bei der Gruppe. Der Tourbegleiter erklärt die Vorführung für beendet. Er hatte nämlich zuvor einen Hai, der sich in den Köder verbissen hatte, mit einer blitzschnellen Bewegung auf den Rücken gedreht. In dieser Stellung, mit dem Bauch nach oben, verhält sich ein Hai völlig regungslos und die Touristen können ihn gefahrlos berühren. Und den Bauch drücken. Um dieses Gefühl werde ich Markus wohl ewig beneiden.

Wir müssen ins Boot zurück. Der Köder ist gefressen und der Schwarm löst sich auf. Nur die Rochen mit den Streichelspuren gleiten noch wie Staubsauger über den Boden um Nahrungsreste aufzustöbern.

Zurück auf *Caye Caulker* sitzen wir nach einer ausgiebigen heißen Dusche auf dem Balkon und schauen in den wolkenlosen Himmel. Was sollen wir morgen tun?, fragen wir uns. Nicht dass die Erlebnisse des heutigen Tages nicht gereicht hätten, ganz im Gegenteil, wir sind noch völlig benommen von den unglaublichen Eindrücken. Aber vor uns liegen fünf unverplante Tage, eine miserable Wetterprognose und das Damoklesschwert meiner ausstehenden Regelblutung. Nein, nicht dass ich schwanger sein könnte, die Drohung bezieht sich bloß auf den Umstand, dass ich nicht mehr schnorcheln könnte, ohne von den Haien mit dem Köder verwechselt zu werden.

Wir entschließen uns daher, bereits für morgen die nächste Tour zu buchen. Um 5:45 Uhr werden wir zum *Blue Hole* aufbrechen, diesem einmaligen Naturphänomen, das Jacques Cousteau entdeckt hat.

Zum Abschluss dieses Tages gönnen wir uns Abendessen bei einem richtigen Italiener. Es ist ein nobles Restaurant, mit Stoffservietten, viel Besteck und wunderbarem Schwarzbrot. Zum Salat wird echter Balsamicoessig gereicht, und mein Tee kommt in einem hohen eleganten Glaskelch daher. Umso größer ist meine Überraschung, als ich nach dem Essen nochmals einen Tee bestelle. Der Kellner eilt mit dem Wasserkocher an unseren Tisch, klaubt den nasskalten, ausgelaugten Beutel vom Untersatz, hängt ihn ins Glas und gießt auf. Sprachlos vor Erstaunen konnte ich ihn nicht daran hindern. Ich schlürfte die graue, lauwarne Brühe hinunter und verlange neuerlich einen Tee, diesmal *mit* Beutel. Der irritierte Kellner fragt extra nach, ob es mir mit diesem Wunsch ernst sei, bevor er das Gewünschte bringt. Vielleicht haben wir Carmita vorschnell verurteilt. In Belize gilt offenbar: Ein Teebeutel pro Tag reicht. Schließlich wird hier Kaffee angebaut.

Im blauen Loch

37.Tag, Mittwoch, 11.1.2006

In stockdunkler Nacht weckt mich ein bedrohliches Rauschen, das sich auf uns zu bewegt und immer mehr anschwillt. Die Vorhänge bauschen sich vor den Fenstern, feuchte Luft schwappt herein. »Bitte nicht«, denke ich und ziehe mir die Decke über den Kopf. Als wir zu Bett gingen blinkten Sterne am Himmel und ich war voller Zuversicht. Nervös, ob der bevorstehenden Bootsfahrt, aber optimistisch. Das Plätschern und Gurgeln der überforderten Dachrinnen, das Prasseln der schweren Tropfen, das gesamte Klangspektrum eines tropischen Regengusses dringt trotz der Schalldämmung an mein Ohr.

Es ist vier Uhr. In nicht einmal zwei Stunden werden wir aufbrechen. Vor Enttäuschung, Ärger und nervöser Spannung kann ich keinen Schlaf mehr finden.

Als wir das Haus verlassen, ist es noch dunkel. Die Straße sieht im schwachen Glimmen der Laternen aus wie ein Seerosenteich. Nur stellen die unzähligen runden Flächen nicht die Blätter dar, sondern die Wasserflächen, die wir auf dünnen Schlammstreifen umständlich umgehen müssen. Wenigstens regnet es nicht mehr. Aber der Himmel ist so düster wie unsere Stimmung.

Im Bootshaus der Tauchagentur herrscht hingegen gute Laune. Die Touristen (sieben Taucher und zwei weitere Schnorchlerinnen) laben sich an einem einfachen Frühstücksbuffet, während die Sauerstoffflaschen verladen werden.

»Das Wetter? Nun, könnte besser sein, aber das wird schon!«, versichert man uns.

»Und warum sollen wir den Neoprenanzug dann jetzt schon anziehen?«, wollen wir wissen. Denn immerhin fahren wir zwei Stunden bis zum Blue Hole hinaus.

»Eben deshalb«, lautet die kryptische Antwort.

Zehn Minuten später, als wir das Riff durch eine enge Passage überwunden haben und dem rauen Meer ausgesetzt sind, verstehen auch wir den Sinn. Drei, vier große Wellen rollen unter uns hindurch, die nächste trifft uns mit voller Wucht und explodiert zu einem weißen Gischtreger. Durch die Fontäne hindurch höre ich Markus rufen: »Schatz, bischt no do?« Seine Frage ist gar nicht so unberechtigt, denn ich hatte den Halt verloren, als das Boot unter mir wegkippte und die Welle hätte mich beinahe von Bord gewaschen.

Der Kapitän brüllt uns zu: »Remain seated!« und kommt sich dabei unglaublich witzig vor. Wenn man bei seiner Fahrweise nicht abheben soll, muss man sich nämlich unentwegt festklammern. Was wir die nächste Stunde lang auch alle brav tun. Aus Eigeninteresse.

Die düstere Wolkendecke zerfällt in einzelne dicke Klumpen, die ihre Regenlast wie Wasserfälle ins Meer entlassen. Danach schrumpfen sie zu milchweißen Häufchen und eilen über den Morgenhimmel davon. Zurück bleibt ein makelloses Zitronengelb, das schließlich vom Gleißeln der aufgehenden Sonne überstrahlt wird.

Wir nähern uns dem *Turneffe Atoll* und die schaumgekrönten Wellen weichen einem sanften Schwingen der Meeresoberfläche. Der Kapitän steuert das Boot nahe an den Mangrovenwald heran, der von den ersten Sonnenstrahlen vergoldet wird. Fast eine halbe Stunde lang fetzen

wir über das smaragdene Leuchten der seichten Lagune, ehe wir wieder offenes Meer erreichen und die Wellenduschen von neuem beginnen.

Plötzlich tauchen Delphine neben uns auf und der Kapitän drosselt den Motor. Sie scheinen übermütig, springen aus dem Wasser und drehen dabei Pirouetten, bevor sie mit einem Bauchfleck aufschlagen. Manche schnellen senkrecht in die Höhe und lassen sich einfach platschend ins Wasser fallen. »Die üben noch«, kommentiert Markus diese unvollendeten Drehungen.

Das Boot dümpelt antriebslos im hohen Seegang, damit wir Fotos machen können. Doch nach kurzer Zeit ist uns kotzübel und wir sind froh, dass der Kapitän wieder Gas gibt. Die Delphine begleiten uns noch weit hinaus ins offene Meer und können leicht mit unserem Höllentempo mithalten.

Rund eine Stunde später werden wir langsamer und der Kapitän hält nach irgendetwas Ausschau. Es gibt jedoch nur Blau. Dunkel und endlos bis zum Horizont das Meer, keine Mangrove, keine Insel in Sicht. Hellblau strahlend über uns der Himmel, ohne eine einzige Wolke. Dennoch späht der Kapitän unentwegt aufs Meer und sein Begleiter beugt sich angestrengt schauend über die Reling vorne beim Bug.

Dann rasselt die Ankerkette und die beiden verkünden: »Wir sind da.«

Markus und ich sind nicht die einzigen, die sich verarscht fühlen.

»Und wo, bitte, ist das Blue Hole?«

Der Kapitän grinst breit, hebt den ausgestreckten Arm und dreht sich einmal um seine Achse.

»Hier, wir befinden uns mitten drin!«, erklärt er triumphierend und weidet sich an unseren ungläubigen Mienen. Alle schauen ins Meer, aber ich sehe nur dunkelblaue, beinahe schwarze Leere unter uns.

Keine Spur von einem Riff.

Das hatten wir uns anders vorgestellt. Das *Blue Hole* kannten wir bloß von Fernsehdokumentationen. Früher einmal war dies hier Festland, der Meeresspiegel lag wesentlich tiefer. Und wie im benachbarten Yucatan in Mexiko war dieser karstige Boden von zahlreichen Höhlen zerfressen. Manchmal stürzte die dünne Gesteinsdecke ein und es bildeten sich senkrechte Schächte aus, die *Cenoten* genannt werden. Das *Blue Hole* ist, wie sein Name sagt, ein solches Loch, welches später vom Meer überflutet worden ist. Sein Durchmesser beträgt rund 300 Meter. Das intensive dunkle Blau rührt von seiner Tiefe her. Der Schacht fällt senkrecht über 130 Meter ab. Luftaufnahmen zeigen einen hellen Streifen des seichten Meeres mit einem schwarzblauen, perfekten Kreis in der Mitte. Der Kreis ist von einem dicken braunen Korallenband umschlossen, lediglich zwei Öffnungen lassen ein Schiff passieren. Markus und ich nahmen irrtümlich an, dass dieser Riffiring aus dem Meer herausragen würde. Nun aber sehen wir keine Spur davon und zögern etwas, in dieses bodenlose Gewässer zu springen.

Doch der Kapitän versichert uns, dass wir nach wenigen Metern den Schachtrand erreichen würden, dem wir dann entlang schnorcheln könnten.

Mit wildem Flossengestrampel jage ich über den unheimlichen Abgrund in die vorgeschriebene Richtung und tatsächlich, da ist das Riff! Eine senkrechte Wand, über und

über mit Korallen bewachsen, taucht aus dem bodenlosen Dunkel auf und reicht bis knapp an die Wasseroberfläche heran. Darüber schwimmen ist nicht möglich, wir können nur im Inneren des *Blue Hole* bleiben.

Die Vielfalt und Vitalität des Riffs ist bezaubernd. Keine Spur von Korallenbleiche oder Zerstörung. Jeder Quadratzentimeter der Schachtwand ist besiedelt, bizarre Röhrenschwämme wechseln mit tentakelartigen Wesen ab, Fächer wiegen sich in der Strömung und unter kleinen Überhängen stehen Fische und schauen uns an. Dort, wo sich die Korallenwand im Blauschwarz tief unter uns verliert, lösen sich manchmal schemenhaft Umrisse großer Fische aus dem Dunkel heraus, gleiten wie Schatten dahin und sinken dann wieder in den Abgrund hinab. Ab und zu perlen Luftblasen der Taucher aus dem Schacht herauf und ich bewundere ihren Mut. Ich werde das unheimliche Gefühl in der Magengegend nicht los, wenn ich in dieses blaue Nichts blicke.

Aber wenn ich den Kopf aus dem Wasser hebe, wird mir nicht unbedingt wohler. Ringsum nur endloses Meer bis zum Horizont, ohne jede Landmarke. Als würde ich mitten im Ozean schwimmen. Was ich genaugenommen ja tue. Achtzig Kilometer sind wir vom Festland entfernt. Seltsam die Vorstellung, dass man hier aufrecht auf dem Riff stehen könnte...

Das Meer ist kalt und Markus zum Boot vorausgeeilt. Ich habe mir mehr Zeit gelassen und bin erst in der Hälfte. Jetzt könnte ich, wie ich es mir ursprünglich vorgenommen hatte, quer durch das *Blue Hole* zum Boot schwimmen. Es wäre der schnellste und effektivste Weg ins Trockene. Beherzt löse ich mich vom Riff und gleite über das bodenlose Blau. Zehn Meter weit komme ich, dann gaukelt mir meine Fantasie irgendwelche Monster vor, die in der Tiefe lauern und mich hinabziehen wollen und schleunigst kehre ich zum Riff zurück.

Kurz darauf verliert sich der Riffgürtel in sandigem, zerfurchten Boden. Ich habe die Einfahrtsschneise erreicht. Deutlich spüre ich die Strömung, die mich hinaustreiben will und steure schnell das andere Ufer an. Aber auch dieses verliert sich in flachen Korallenbänken, Sand und Geröll. »Wo ist bloß die Riffwand geblieben?«, frage ich mich mit steigender Pulsfrequenz. Da das Schiff in entgegengesetzter Richtung ankert, dient es mir nicht als Orientierungspunkt. Die Strömung zerrt an mir und kleine Wellen klatschen mir plötzlich ins Gesicht. Bin ich schon zu weit abgetrieben und außerhalb des Korallenrings? Das wäre fatal. Meine ungewisse Situation zwingt mich dazu, das einzig Richtige zu tun. Gerade aufs Boot zu zuschwimmen. Egal, wie abgrundtief der Meeresboden unter mir ist.

Gebannt starre ich ins Dunkel hinab und erlebe ein seltsames Phänomen. Die Sonnenstrahlen werden im Wasser einzeln sichtbar. Sie bündeln sich zu leuchtenden Streifen, wie man es von staubiger Luft her kennt, und bilden in der Tiefe des Meeres einen Brennpunkt, der mit meiner Bewegung mitwandert. Es sieht so aus, als würde das Licht von diesem Punkt ausgehen und die Wasseroberfläche von unten her abtasten. Wie Laserstrahlen von Diskotheken, die die Nacht über dem Eingang erhellen und ihre Leuchtfinger in den Himmel strecken.

Das Schauspiel beschäftigt mich derart, dass meine Angst vergessen habe. Trotzdem bin ich erleichtert, als plötzlich die Riffwand vor mir auftaucht und ich Markus wieder treffe. Gleichzeitig mit den Tauchern erreichen wir das Boot. Während ihres langsamen Aufstiegs haben sie Fische gefüttert und nun kreisen Barsche und Hechte um uns und blicken uns aus



Fregattvogel bei der Balz



BLUE HOLE





Sturm am Strand bei Tulum (Yucatán; Mexiko)



riesigen Augen an. Ihre Körper sind so groß wie der Rumpf eines wohlgenährten Menschen und sicherlich auch so schwer. Dennoch sind sie zu blitzschnellen Bewegungen fähig, die man so einer träg wirkenden Masse gar nicht zugetraut hätte.

Es gibt Revierkämpfe. Der Platz unterm Boot ist begehrt, schließlich könnte ja noch einmal Futter verteilt werden. Dort steht der größte Barsch und verdreht seine Augen, sobald ein anderer Fisch in seine Nähe kommt. Reicht diese Drohung nicht aus, schwimmt er blitzschnell auf den Eindringling zu, verjagt ihn und kehrt wieder unter das Boot zurück. Ein Barracuda nähert sich von hinten, offenbar weiß er um den toten Winkel. Vorsichtig gleitet er zum Barsch hin und zwickt ihn in die Schwanzflosse. Der völlig Überraschte reagiert augenblicklich und jagt dem flüchtenden Barracuda hinterher. Aber plötzlich ändert sich die Reihenfolge und der Barsch flieht vor dem Barracuda. Das Fangspiel wechselt ständig und beide Fische kommen nicht zur Ruhe. Währenddessen hat ein kleiner, mickriger Doktorfisch den Platz unterm Boot besetzt. Ich muss über diese sprichwörtliche Situation »wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte«, so sehr lachen, dass mir Wasser in die Taucherbrille dringt und ich mich am Schnorchel verschlucke.

Ausgesetzt

Wir lichten den Anker und nehmen Kurs auf die Insel *Half Moon Caye*, die von der UNESCO neben dem *Blue Hole* als Weltnaturdenkmal unter besonderen Schutz gestellt worden ist. Einige Hundert Meter vor dem Ufer setzt uns das Boot zum Schnorcheln aus. Wenn uns zu langweilig oder zu kalt werden sollte, könnten wir ja an Land gehen und dort so lange warten, bis sie zurück kämen. Es würde je nach Länge des Tauchgangs zwischen ein und zwei Stunden dauern.

»Vergesst uns ja nicht!«, flehen die zwei Frauen, die mit uns das Boot verlassen. Sie haben sich von den aufgetischten Schauermärchen über das Schicksal von zurückgelassenen Personen wohl beeindrucken lassen.

Markus und ich halten uns nicht lange im Wasser auf. Die Strömung ist recht stark und wir sind noch vom *Blue Hole* so aufgeweicht, dass wir gerne einmal festen, trockenen Boden unter den Füßen spüren wollen. Schwimmend auf eine unbekannte Insel zu gelangen hat etwas von Robinson Crusoe. Wir betreten *Half Moon Caye* an der Westspitze über einen blendend weißen Sandstrand, der von Kokospalmen gesäumt ist. Am angeschwemmten Treibgut aus bizarren Holzgabeln hängen wir die Neoprenanzüge auf und genießen das Postkartenidyll der Karibik. Doch lange halten wir es nicht aus. Die Sonne knallt uns auf den Rücken und wir haben weder unsere Handtücher noch etwas zu trinken dabei. Zudem ist Postkartenidyll-Genießen auf Dauer langweilig. Also doch Robinson spielen und die Insel erkunden. Lästig ist bloß, dass wir keine Uhr besitzen und keine Ahnung haben, wann uns das Boot abholen wird. Allzu weit sollten wir uns daher nicht vom Strand entfernen.

Barfuß und nur mit unseren Badesachen angetan, gehen wir vorsichtig durch niederes Gestrüpp in den Palmenhain. Eine herrliche Atmosphäre empfängt uns. Die Luft ist angenehm kühl und die gefächerten Palmwedel mischen Licht und Schatten zu einem milden, grünen Leuchten, das die hohen Stämme umspielt. »Paradiesisch«, entfährt es mir. Wir entdecken einen schmalen Pfad, der parallel zum Nordufer verläuft. Immer wieder blitzt ein Stückchen Meer durchs dichte Unterholz und wir bleiben, fasziniert von der Intensität der türkisen Farbe des Meeres, stehen. »Einfach paradiesisch«, sagt nun auch Markus und nach einer kurzen Andachtspause müssen wir beide lachen.

Am liebsten würden wir den Weg weiter verfolgen, aber vielleicht wartet das Boot schon auf uns? Doch am Strand finden wir bloß die nervösen Frauen vor, die tatsächlich in Erwägung ziehen, man könnte uns vergessen haben. Niemand besitzt ein verlässliches Zeitgefühl, aber eineinhalb Stunden sind sicherlich schon vergangen. Kein Schiff am Horizont.

Markus und ich kehren in den schattigen Palmenhain zurück. Die Frauen wollen ihren Posten auf keinen Fall verlassen. Mindestens dreimal pendeln wir zwischen Strand und Wald hin und her und treffen jedes Mal verzweifeltere Gesichter an.

Endlich taucht das Boot auf und bringt uns auf die Nordseite der Insel. Wir bekommen ein gutes Mittagessen an Bord serviert und dürfen dann an Land. Es gäbe eine Aussichtsplattform in den Baumkronen, die wir unbedingt besuchen müssten. Prompt verfehlen Markus und ich den Weg und finden uns auf dem Pfad zu unserem Strand wieder. Diesmal haben wir die Kamera dabei und wir versuchen, das grüne Licht einzufangen. Dabei verträdeln wir soviel Zeit, dass die anderen schon wieder zum Boot zurückkehren während wir erst die Aussichtsplattform aufsuchen. Über eine Holzleiter klettert man rund zehn Meter in die Höhe und befindet sich Aug in Aug mit den Nistplätzen von Blaufußstörpeln. Die schneeweißen Vögel wirken unscheinbar, solange sie in den Nestern hocken. Sobald sie jedoch aufstehen oder wegfliegen leuchten ihre kitschig blauen Entenfüße unterm Federkleid hervor. In manchen Nestern liegen kleine Flauschkugeln, die beim Anblick nahender blauer Füße sofort den Schnabel aufsperrten.

Die Fregattvögel sind noch nicht so weit. Sie befinden sich erst im Balzstadium und bieten einen besonders imposanten Anblick. Um den Mädels zu imponieren, blähen sie einen ansonsten kaum sichtbaren Hautlappen zu einem blutroten Ballon auf, der sich vom Kehlkopf über die gesamte Brust wölbt. Wie ein prall gefüllter Airbag quillt der Luftsack über den Vogelkörper hinaus, bis er fast zu platzen droht. Dann macht der Vogel eine kurze Pause, lässt die Luft ab, um sich bald erneut aufzupumpen. Hunderte von balzenden Fregattvögeln hocken in den Baumkronen ringsum und schicken rot pulsierende Signale an die über ihnen kreisenden Weibchen. »Wie Christbaumkugeln«, kommentiert eine der Schnorchlerinnen den seltsamen Anblick.

Unsere Aufenthaltszeit an Land ist abgelaufen.

»Wir sollten schleunigst zurück«, sage ich zur Schnorchlerin und reiße sie aus den Vogelbetrachtungen.

»Die sollen warten«, murrte sie, »die haben uns auch warten lassen.«

Ich staune über ihre plötzliche Selbstsicherheit und setze eins drauf: »Vielleicht lassen sie uns gerne zurück, denen ist alles zuzutrauen.«

Ich sehe grad noch wie ihr Kopf herumfährt, als hätte ich sie in den Rücken gepiekt, dann bin ich unten und eile Markus nach.

Er steht in seltsam erstarrter Haltung im Wald und hebt den Finger an die Lippen, bevor ich losprusten und ihm das schockierte Gesicht der Frau schildern kann. Markus deutet stumm auf den Boden und schleicht zwei Schritte vorwärts. Ich sehe nur Laub und verfaulte Äste. Plötzlich, wie bei diesen wirren Mustern in denen sich 3d-Bilder verbergen, entsteht vor meinen Augen die Kontur eines Leguanes, der perfekt getarnt direkt vor unseren Füßen am Waldboden hockt. Ein richtiger Minisaurier mit wehrhaften Zacken am Rückgrat. Nur die Haut ist ihm viel zu weit, sein grau-schwarz-gelbes Schuppenkleid wirft große Falten und hängt ihm über die kurzen Beine hinab. So stelle ich mir Dicke nach einer Fettabsaugung vor. Wir fotografieren die Echse, den Waran, oder was auch immer es ist, von allen Seiten, das Blitzlicht stört das Tier nicht im Geringsten.

Die Schnorchlerin hat eine Abkürzung genommen und erwartet uns bereits am Steg. Mit einer gewissen Genugtuung zeigt sie auf einen Mann mit sonnengegerbter Haut und nicht mehr ganz sauberer Kleidung.

»Der hat hier tagelang ausharren müssen, weil man ihn ausgesetzt hatte!«, zischt sie mir zu und sucht in meinem Gesicht nach Zeichen von Bestürzung. Ich tue ihr den Gefallen, obwohl ich ihr kein Wort glaube: »Ach wirklich? Das ist ja entsetzlich!«

»Ja, fürchterlich! Welch Glück, dass wir gekommen sind! Jetzt kann er mit uns zurück fahren.«

Der Mann ist tatsächlich mit im Boot als wir ablegen. Bevor ich mit ihm ins Gespräch kommen kann, stoppt das Boot und der Kapitän verkündet, den dritten Tauchplatz erreicht zu haben. Erstaunt sehen wir uns um. Das tiefe Meer und der hohe Wellengang scheinen uns nicht zum Schnorcheln geeignet. Der Tauchbegleiter deutet zum Ufer einer kleinen Insel, an dem die Wellen brechen. Dorthin dürften wir nicht schwimmen, die Strömung würde uns aufs Riff werfen. Stattdessen sollten wir uns parallel zur Küste halten und bis zur Boje schnorcheln, das Boot würde uns bald folgen und uns wieder aufnehmen. Gegen die starke Strömung kämen wir nämlich nicht mehr zurück.

Wir sehen keine Boje.

»Dort«, der Typ wird ungeduldig, weil seine Tauchgruppe bereits unter Wasser ist.

»Dort!«

Unsere Blicke folgen seinem Arm und wir sehen: Nichts.

»Na, ihr werdet die Boje schon finden, wenn ihr in die Nähe kommt, sie ist nicht zu verfehlen!« Mit diesen Worten taucht er ab.

Uns bleibt nichts anderes übrig, als ebenfalls ins Wasser zu gehen, denn auf dem Boot würden wir innerhalb weniger Minuten seekrank werden.

Kaum haben wir das Boot verlassen, trägt uns die Strömung weg. Wir jagen mit einem Affenzahn über den Meeresgrund dahin. Es gibt viele Korallen und bizarre Felsformationen, doch sie sind viel zu weit unten, um Details erkennen zu können. Zudem hat sich der Himmel

mit Wolken überzogen und kein Sonnenstrahl erhellt die Unterwasserwelt. Irgendwie macht das ganze keinen Spaß und wir versuchen umzukehren. Doch wie der Tauchbegleiter prophezeit hatte, gegen die Strömung kommen wir nicht an. Winken ist sinnlos, denn kein Mensch zeigt sich an Bord. Also schnorcheln wir weiter und versuchen die verdammte Boje zu entdecken. Die Wellen werden höher, oder bilden wir uns das bloß ein? Jedenfalls schwappen sie immer öfter über unsere Köpfe hinweg und füllen die Schnorchel mit Wasser. Die mittlerweile dichte Wolkendecke verwandelt den Korallenboden in eintöniges dunkles Grau. Wir sind nur mehr im Wasser, weil wir nicht raus können. Plötzlich brennt etwas meinen Unterschenkel, gleich darauf spüre ich ein Stechen am Handrücken und schaue Markus fragend an. Er schaut erstaunt zurück. Als ich mit den Händen die pumpende Fortbewegung von Quallen nachahme nickt er energisch. Als hat auch er die Nesseln zu spüren bekommen.

Ich will hier raus!

Wir winken dem Boot, vergebens. Es sieht uns niemand. Die Wellen sind so hoch, dass wir immer warten müssen, bis uns das Wasser anhebt um das Boot überhaupt sehen zu können. Die Boje bleibt unauffindbar. Ich versuche die aufkeimende Nervosität zu unterdrücken. In so einer Situation darf nichts passieren, schon gar keine Panik. Ich bin überzeugt, dass Markus ebenso empfindet und wir schnorcheln weiter, als wären wir in einem Swimmingpool. Nur die Intervalle, in denen wir die Köpfe heben und dem Boot winken werden immer kürzer. Endlich sehen wir schwarze Punkte am Boot, das schon weit weg und ziemlich klein ist.

»Hoffentlich finden sie uns«, denke ich und winke mit beiden Armen. Aber es vergeht noch einige Zeit, bis das Boot sich in Bewegung setzt und näher kommt. Auf halben Weg stoppt es und scheint umzukehren! Wir winken beide noch heftiger. Da nimmt es erneut Kurs auf uns. Sie haben uns gesehen!

»Wolltet ihr bis auf Half Moon Caye zurück schnorcheln?«, empfängt uns ein entgeisteter Kapitän. »An der Boje seid ihr ja schon ewig lange vorbei!«

Witzbold.

Markus spricht aus, was ich denke: »Das war nicht mehr lustig.«

Ich frage, wie es den beiden Schnorchlerinnen ergangen ist.

»Wir sind an Bord geblieben und haben euch bewundert. Wie weit ihr euch hinausgewagt habt!«

Ich lasse sie in ihrem Glauben und wende mich dem fremden Mann von der Insel zu. Er erklärt, dass er von der Nationalparkverwaltung sei und auf *Half Moon Caye* nach dem Rechten sehen musste. Dazu schließe er sich meist einer Tauchtour an, ließe sich absetzen und führe dann mit der nächsten wieder retour. Nur dieses Mal habe sein Aufenthalt etwas länger als geplant gedauert, weil beim schlechten Wetter keine Touristen unterwegs gewesen seien.

Der Mann kommt mir gerade Recht. Ich bin in aggressiver Laune und empöre mich über den Müll, den ich sowohl auf *Half Moon Caye* als auch im Meer gesehen habe. Er streitet alles ab und gibt sich erstaunt.

»Welchen Müll?«, will er wissen.

»Na zum Beispiel der verrostete Kühlschrank in der Nähe des Vogelausgucks im Wald!«, schmettere ich ihm ins Gesicht.

»Ach so der«, winkt er ab, »Wie soll ich den alleine wegschaffen?«
Eins zu null für ihn. Ich gebe mich aber nicht geschlagen, schließlich zahlten wir eine ordentliche Summe Nationalparkgebühr.

»Wie kommt der Kühlschrank überhaupt dorthin?«, bohre ich also weiter.

»Mit den Hurrikans«, erklärt der Mann glaubhaft und fährt in resignierendem Tonfall fort.

»Die Stürme bringen den ganzen Dreck vom Norden, von den Touristenhochburgen Mexikos und von den Karibik-Kreuzfahrtschiffen zu uns. Und wenn das Meer hochgeht und diese flachen Sandinseln überschwemmt, wirken die Bäume wie Rechen, die den Unrat aussieben. Der Müll bleibt auf der Insel liegen. Wie eben der Kühlschrank. Der kam mit dem Hurrikan Wilma letztes Jahr. Es ist ja nicht einmal so, dass die Mexikaner das Zeug absichtlich ins Meer kippen – das passiert zwar auch – aber meist reißen die Sturmfluten die Sachen vom Strand weg und spülen sie ins offene Meer.«

Mein Ärger ist verraucht und ich berichte dem Mann von den Nylonsäcken und dem Plastikzeug, dass wir zuvor beim Schnorcheln gesehen hatten. Die Verschmutzung dieses Unterwasserparadieses hatte mich sehr verstört, weil ja weit und breit kein Mensch wohnt. Aber Meeresströmungen und Winde waren mir nicht in den Sinn gekommen. Es gibt kein wirkliches Paradies mehr auf der Erde. Nicht im Sinne von unberührt.

Am späten Nachmittag erreichen wir *Caye Caulker*. Als ich nach der Dusche aus dem Bad komme, mustert mich Markus und meint, ich sehe aus wie der Georg Totschnig nach der Tour de France. Bevor ich beleidigt reagieren kann, deutet Markus auf meine Haut. Die Konturen des Neoprenanzugs zeichnen sich nämlich scharf auf meinem Körper ab, als wäre ich eine Farbige im beigen Radlerdress. Noch mal Glück gehabt...

Wir machen es uns auf dem Balkon bequem und beobachten die Menschen unter uns. Sie zerran Planen von Eisengestellen, die sich als Megagrills entpuppen, klappen Tische auf, schleppen Plastikstühle herbei und türmen Kohlesäcke auf. Dann kommt der Grillmeister. Zumindest besagt das der Spruch auf seinem T-Shirt: *I am the boss*. Eigentlich sieht er eher aus wie seine beste Kundschaft. Markus meint sogar, wie sein gesamter Kundenstock zusammen. Es ist der dickste Mensch, den wir jemals gesehen haben. »Was der wohl für eine Flächenbelastung auf den Fußsohlen hat?«, fragen wir uns. Der beißende Rauch vertreibt uns Spötter vom Balkon und der Geruch von verbranntem Fleisch verfolgt uns bis auf die andere Seite der Insel. Überall gibt's Barbecue. Die Nichtvegetarier können einem den schönsten Sonnenuntergang versauen...

38.Tag, Donnerstag, 12.1.2006

Unsere Urlaubsplanung war perfekt. Tiefbefriedigt stellen wir am Morgen fest, dass das Wetter schlecht ist und lauschen dem Prasseln der Regentropfen als wäre es Musik. Heute habe ich meine Periode bekommen, schnorcheln wäre also doppelt vereitelt worden. Genüsslich drehen wir uns im Bett nochmals um, faule Urlaubsstimmung macht sich breit.

Irgendwann rappeln wir uns hoch und waten durch die überflutete Hauptstraße. Wir tragen den nassen Sandbrei erst ins Frühstückrestaurant, dann ins Internetcafe und schließlich in ein Reisebüro.

Unsere Weiterreise nach Mexiko gestaltet sich umständlicher als angenommen. Die Boote fahren erst am Nachmittag nach *Chetumal*, der Stadt an der Grenze Belize-Mexiko. Das ist viel zu spät für uns, denn wir müssen anschließend noch den weiten Weg nach Norden bis *Tulum* bewältigen und dort eine Unterkunft suchen. Es bleiben zwei Varianten: Wir nehmen das Morgenboot zurück in die Hauptstadt Belize-City und fahren stundenlang mit dem Bus zur Grenze. Oder wir fliegen. Siebzig Dollar kostet das Ticket.

Regen begleitet unseren Weg zum Steg, wo gerade das Wassertaxi anlegt. Wir versuchen eine gesicherte Aussage bezüglich Abfahrtszeit, Fahrdauer und Preise einer Direktverbindung nach *Chetumal* zu bekommen. Aber niemand weiß Bescheid.

»Vielleicht das Reisebüro?«

»Da kommen wir soeben her!«

»Ach so, na dann fährt wohl kein Boot.«

Ratlos stehen wir im Regen. Siebzig Dollar. US- oder Belize-Dollars? Wenn es sich um die einheimische Währung handeln würde, kostete der Flug bloß 35 US-Dollar.

»Dann nehmen wir ihn«, sind wir uns einig und waten mittlerweile komplett durchnässt zum Reisebüro zurück. Der Mann lacht über unsere Frage.

»Natürlich US-Dollar«, sagt er und schaut uns Naivlinge kopfschüttelnd an, »sonst wären es ja bloß 35 Dollar.«

Was nun? Wir brauchen nochmals Bedenkzeit und gehen Mittagessen. Eigentlich ist die Entscheidung schon längst gefallen, nur macht niemand den ersten Schritt. Wir reden um den Brei herum:

»Es wäre halt viel einfacher und schneller.«

»Und viel bequemer als stundenlanges Busfahren.«

»Und viel schöner!«

»Warum überlegen wir eigentlich?«

»Weil es teuer ist.«

»Na und?«

Kurz darauf stehen wir wieder im Reisebüro und der Mann sieht uns ziemlich entnervt an. Erst als wir die Buchung unterschrieben und die Kreditkarte ausgehändigt haben, versöhnt sich sein Mienenspiel. Er wird das Flugzeug für den Montag herbestellen.

»Bestellen?« Ich glaube mich verhört zu haben.

»Ja, bestellen«, bekräftigt der Mann, »*Caye Caulker* ist ein Landeplatz *on request*. Die wenigsten Gäste fliegen, das kann sich kaum jemand leisten.«

Mit dem Gefühl großprotzige Kapitalisten zu sein, kehren wir in unser Hotel zurück. Der Alte von der Rezeption fragt, ob wir ein Boot ausfindig machen konnten.

»Nein, wir fliegen«, gestehe ich fast ein wenig beschämt.

»Gute Idee!«, ruft er strahlend aus, »Das ist schön. Fliegen ist toll!«

Und endlich freuen wir uns auch.

Von niedlichen Tieren...

39.Tag, Freitag, 13.1.2006

Ein orangeroter Sonnenaufgang versüßt uns das frühe Aufstehen. Wir wollen aufs Festland und den vielfach gelobten Zoo besuchen. Außerdem brauchen wir eine Bank; nicht alles lässt sich mit Kreditkarte bezahlen und unsere Belize-Dollars sind aufgebraucht. Zum Glück akzeptiert das Wassertaxi VISA für die Überfahrt.

Es ist ein großer Unterschied, ob man müde und abgekämpft bei schlechtem Wetter sich mit viel Gepäck durch eine fremde Stadt schleppt, oder ob man wie jetzt, ausgeruht und gutgelaunt, ohne Ballast durch die sonnendurchfluteten Gassen schlendert. Ich wundere mich jedenfalls, warum ich mich vor ein paar Tagen an diesem Ort gefürchtet hatte.

Wir steuern das modernste und pompöseste Gebäude an der Zentralkreuzung an. Das muss die Bank sein. Schwer bewaffnete Männer sichern den Eingang und wir weichen zur Seite aus. Banken besitzen oft Automaten im Freien. Wir suchen links, wir suchen rechts. Die Securities beobachten uns misstrauisch. Bevor sie uns erschießen, frage ich einen von ihnen, wo ich hier auf legale Weise Geld beheben könne. Er flüstert mir verschwörerisch ins Ohr - als würde er mir ein Geheimnis verraten -, dass sich der Bankomat im Inneren befinde. Dann folgt er uns in das Gebäude und bleibt in einem gebührenden Respektabstand neben dem Automaten stehen. Ich zögere dem Apparat meine Karte anzuvertrauen, denn nirgends deutet ein Aufkleber auf die Akzeptanz vom *maestro* hin. Sofort ist der Waffenmensch zur Stelle und will wissen, wo unser Problem liege. Er lässt sich die Karte zeigen, dreht sie mit Kennerblick hin und her, gibt sie mir zurück und spricht in einem Tonfall, als müsse er ein weinendes Kind beruhigen: »Das klappt schon, gestern hat ein Tourist mit derselben Karte Geld behoben. Das klappt schon, traut euch nur.«

Ich schiebe die Karte rein; er schaut mir neugierig über die Schulter. Die Pinaufforderung erscheint. Ich drehe mich genervt um, da erkennt er seinen Fauxpas und tritt schnell beiseite. Geld raschelt, wir verpacken die Bündel und der Sicherheitsmann nickt uns bestätigend zu. Als wir uns anschicken, die Bank zu verlassen, eilt er voraus und sichert das Gelände. Dann winkt er uns, als wolle er damit sagen, die Luft sei rein. Bevor wir uns Richtung Busplatz verabschieden, erklärt er uns in vertraulichem Flüsterton, dass Belize ein ganz und gar ungefährlicher Ort sei, und wir bräuchten überhaupt keine Angst zu haben. Mit seinen Beschwichtigungen lehrt er uns eher das Fürchten und wir schauen, dass wir weiterkommen.

Der Zoo ist ein Zoo. Natürlich gibt es große Unterschiede in der Qualität der Gehege, aber es bleibt nun mal ein Tiergefängnis. Der Belize Zoo überrascht uns trotzdem mit außergewöhnlich großen und naturnahen Käfigen. Manchmal sieht es so aus, als wäre bloß ein hoher Zaun mitten im Urwald aufgestellt worden, der den Austausch der Population verhindern soll. Wir beobachten die gleichen Tiere vor und hinter den Gittern. Als wir einen

Wärter auf einen Reiher am Dach eines Geheges aufmerksam machen, der verzweifelt einen Durchschlupf zu seinen Artgenossen unter ihm sucht, stoßen wir auf Achselzucken. Der Pfleger weiß selbst nicht, ob es sich um einen reuigen Entflohenen oder um einen Neuankömmling aus der Freiheit handelt.

Ein schwarzer Panther döst direkt neben dem Gitter und zeigt uns beim Gähnen sein Gebiss. Also lieber nicht kraulen. Zutraulich hingegen Reh und Tapir, distanziert und wachsam der Jaguar auf einem Ast, nur hörbar die Brüllaffen in der Baumkrone. Traurig der Adler, der nie richtig fliegen kann. Ein Zoo ist eben ein Zoo.

Obwohl wir nichts anderes erwarten haben, schlendern wir in gedrückter Stimmung zum Highway zurück, um einen Bus in die Hauptstadt zu stoppen.

... und Horrorgeschichten

Ein Tourist steht bei der Abzweigung und freut sich ob unserer Gesellschaft. Er ist Deutscher und genießt es, so seine Aussage, sich endlich wieder in der eigenen Sprache unterhalten zu können. Da er in die entgegengesetzte Richtung reist, ist der Mann bemüht seine Erlebnisse der vergangenen, einsamen Wochen loszuwerden, bevor ein Bus uns wieder trennt. Ich schnappe mir das Fernglas, suche den Highway nach einem rettenden öffentlichen Verkehrsmittel ab, während sich Markus geduldig die Horrorgeschichten anhört. Irgendwelche Fliegen hatten sich in der Kopfhaut des Touristen eingenistet und aus riesigen Beulen schlüpften dann Larven heraus. Ekelhaft. Der Deutsche berichtet von seiner verzweifelten Suche nach einem einheimischen Arzt, der die Parasiten mit einem Spezialbohrer herausdrehen sollte. Schließlich fand er einen Mediziner im benachbarten Guatemala, der ihm die Viecher aus dem Kopf zog, bevor diese ins Hirn eindringen konnten. An anderer Körperstelle wären diese Larven ja harmlos, aber direkt am Kopf hätten sie ihm gefährlich werden können, schließt der Deutsche die Gruselstory ab. Ein Bus kommt und nimmt ihn mit.

Markus und ich schauen uns an und sagen gleichzeitig: »Was es nicht alles gibt!« Während wir lachen, meldet sich ein lästiges Furunkel an meinem linken Oberschenkel mit einem feinen Stich. Natürlich geht mein erster, entsetzter Gedanke in Richtung dieser Parasiten, von denen der Deutsche berichtet hatte. Dieser entzündete Hügel, der seit rund zehn Tagen wie ein kleiner Vulkankegel immer größer wird und nicht verheilen will, würde zu seiner Beschreibung passen. Aber von einer riesigen Beule ist mein Pickel noch weit entfernt. Außerdem wäre es ein Zufall wie ein Lotto Sechser, wenn sich zwei Menschen mit dem gleichen, außergewöhnlichen Phänomen am Straßenrand in Belize in Deutsch über ihre Diagnose unterhalten hätten. Absurd! Damit wische ich diesen Gedanken weg. Jetzt wäre ich beinahe wegen einem Pickel hysterisch geworden, denke ich bei mir und sage Markus kein Wort davon.

Der Bus kommt. Er ist vollgepfropft mit Menschen, sodass wir vorne neben dem Fahrer auf dem heißen Motorblock sitzen müssen. Die gute Aussicht entschädigt uns für den geschmorten Hintern. Der Highway führt schnurgerade auf die Hauptstadt zu und weicht nicht einmal dem großen Friedhof aus, der sich vor den ersten Häusern erstreckt. Links und rechts vom Asphalttrand stehen Grabsteine. Und weil gerade hier eine Seitenstraße nach Norden

abzweigt, entstand eine dreieckige Verkehrsinsel, auf der sich fünf Gräber befinden. Makaber.

»Meinst du, haben sie die anderen Grabstätten zuasphaltiert oder umgebettet?«, fragt mich Markus. Ich tippe auf ersteres, denn nichts deutet auf das Respektieren der Totenruhe hin. Gerne hätte ich diese Verkehrsinsel fotografiert, am besten zu Allerheiligen...

Das Schnellboot bringt uns auf *Caye Caulker* zurück und bei einem herrlichen Sonnenuntergang ist die Begegnung mit dem Deutschen bereits lange vergessen. Ein Fehler, wie sich sieben Wochen später herausstellte:

Mein Pickel wollte und wollte nicht verheilen. Ich wunderte mich darüber, denn mein Körper bildet üblicherweise sehr schnell eine Kruste, also schrieb ich das hartnäckige Nässen dem ständigen Kontakt mit dem Salzwasser zu. Seltsam war jedoch, dass ich bis auf ein gelegentliches Stechen keinen Schmerz verspürte, obwohl sich ein harter Hof im Gewebe rund um den Pickel gebildet hatte. Oft versuchte ich mit roher Gewalt den vermeintlichen Eiterherd herauszudrücken, aber es kam bloß Wundwasser. Aus Angst vor einer noch größeren Infektion ließ ich das bald sein.

Sobald wir zu Hause waren, probierte ich es mit Zugsalbe, Topfenwickel oder einfachen Pflastern. Auf diese Hausmittel reagierte mein *Bützel*, wie ich die kleine Krateröffnung in meinem Oberschenkel nannte, allergisch und mit heftigen Nadelstichen, sodass ich jede Behandlung sein ließ. War es im tropischen Mexiko noch relativ egal, ob der *Bützel* sabberte, so war dies in der winterlichen Heimat lästig. Alle Hosen bekamen innert kurzer Zeit einen hässlichen Fleck.

Ich ging zum Arzt. Der betastete die mittlerweile golfballgroße harte Stelle im Gewebe und meinte ein klassisches Ekzem vor sich zu haben. Ich solle Antibiotika schlucken. Was ich nicht tat, sondern meine Homöopathin aufsuchte. Die sprach von einer »kalten« Entzündung und gab mir eine Arznei, die nicht half. Ich schob das Problem vor mir her und quetschte abends vor dem Fernseher daran herum. Plötzlich sah ich in der Krateröffnung eine Bewegung! Entsetzt schrie ich auf. Markus konnte meine Beobachtung allerdings nicht bestätigen und meinte, ich sei schon ganz hysterisch wegen dem Pickel. Aber ich war mir plötzlich sicher, dass etwas Fremdes in mir wohnte. Wie besessen starrte ich in das höchstens 2 Millimeter große Loch, stundenlang, bis ich einen steifen Nacken bekam. Jeden Tag beugte ich mich über das Loch und manchmal sah ich ein weißliches Etwas bis zum Kraterrand kommen. Vielleicht ein Wurm? Obwohl es eine Farbe hatte, die an Eiter erinnerte, konnte ich durch Pressen nichts als klare Flüssigkeit heraus quetschen. Also lebte da etwas Festes in mir, das ab und zu bis zur Hautoberfläche kam. Mit einer Pinzette in der Hand wartete ich geduldiger als eine Katze am Mausloch, bis das unbekannte Wesen sich wieder zeigte. Dann stieß ich beherzt zu und versuchte es zu schnappen, aber das Ding reagierte so blitzschnell, dass ich es nie erwischte. Wenn mir der Rücken von der gebeugten Haltung schmerzte, löste mich Markus bei der Jagd ab. Aber auch er lauerte der Kreatur vergebens auf. Zumindest hatte er deren Bewegungen gesehen und hielt »den Wurm« nicht länger für meine Fantasiegeburt.

Ich ging erneut zum Doktor. Der aber sah nichts und lächelte bloß ein wenig mitleidig. Da ich die Antibiotika verweigerte, sah er sich außerstande mir zu helfen.

Markus riet mir, zu einem Tropeninstitut zu fahren. Ich hatte aber meine Zweifel, ob man mich dort ernst nehmen würde und außerdem müsste ich entweder nach Wien, München oder Zürich. Und mir fehlte die Energie dazu. Der unbekannte Untermieter in meinem Oberschenkel hatte mein Immunsystem lahmgelegt, damit er in Ruhe vor sich hin schmarotzen konnte. Ich fing deshalb jede umherschwirrende Bakterie ein und Husten, Schnupfen und Grippe wechselten sich ab. Ich war unendlich müde und wollte bloß, dass dieses Horrording endlich meinen Körper verließ.

Einmal unternahm ich einen letzten Versuch und quetschte mit aller Kraft den harten Gewebekern unter dem Loch zusammen und Markus wartete mit der Pinzette. Etwas Schwarzes kam plötzlich heraus und ich atmete befreit auf. Sofort untersuchten wir das Ding unter der Lupe. Es war eine hauchdünne Schnur, an der mehrere schwarze, kantige Gebilde in regelmäßigen Abständen aufgefädelt waren. Sie sahen aus wie winzige Pyramiden mit einem Widerhaken an der Spitze. Was kann das sein?, fragten wir uns. Da es kein Lebenszeichen von sich gab und auch nicht gelblich war, wie der gesichtete Wurm, tippten wir auf Eischnüre. Eines ist sicher, waren wir uns einig, ein menschlicher Organismus produziert keine vergleichbaren Strukturen.

Dies gestand selbst der Arzt ein, dem ich die Girlande triumphierend unter die Nase hielt. Ich bat ihn, mit einem Skalpell die Öffnung des Pickels so zu erweitern, damit wir den ungebetenen Gast endlich delogieren konnten.

»Auf gar keinen Fall«, wehrte der Arzt heftig ab, »das ist viel zu gefährlich! Wir wissen ja nicht, was da drinnen haust. Vielleicht wartet es bloß darauf, endlich über eine geöffnete Blutbahn den ganzen Körper zu befallen!« Er schickte mich umgehend ins Spital.

Der diensthabende Doktor in der Ambulanz erklärte mir die Operation, als eine seiner Assistentinnen plötzlich kreischte: »Da bewegt sich wirklich etwas! Ich hab's gesehen!«

Sie tat erschrocken einen Schritt zurück, als würde im nächsten Moment ein Monster meinem Oberschenkel entsteigen. Der Arzt ließ sich nicht beeindrucken. Er taste die harte Zone ab und zeichnete einen Kreis herum.

»Da müssen wir schneiden. Denn wir entfernen den Fremdkörper komplett, das heißt, wir operieren im gesunden Gewebe ohne dem Eindringling zu nahe zu kommen. Wir haben ja keine Ahnung, was uns da drinnen erwartet.« Der Eingriff auf »Nummer sicher« würde ein ziemliches Loch im Muskel hinterlassen.

Markus erklärte mich für verrückt, als ich ihm von der bevorstehenden Operation am Montag berichtete. Es war Freitag und ich kam soeben von der Spitalsuntersuchung zurück.

»Warum lässt du dich lieber verstümmeln, als in ein Tropeninstitut zu gehen?«, herrschte er mich an.

Ich wusste es nicht, ich wollte einfach meine Ruhe haben und den Wurm endlich los sein. Egal wie. Seit ich die Bewegungen meines Untermieters gesehen hatte, spürte ich sie auch. Es war ein grässliches Gefühl, das mich bis in die nächtlichen Alpträume verfolgte. Aber um mich vor Markus irgendwie zu rechtfertigen, ging ich tags darauf zu meiner Schwester, die einen Internetanschluss besaß. Ich fand zwar Tropeninstitute und Beschreibungen von Parasiten, kam aber nicht weiter. Da fiel mir plötzlich der Deutsche von der Bushaltestelle in Belize ein. Zum ersten Mal dachte ich wieder an ihn.

»Was hatte er erzählt?«

Ich zermarterte mein Hirn, versuchte mich zu erinnern.

»Irgendetwas von einer Fliege, jedenfalls nichts von Würmern.«

Also gab ich die Suchbegriffe Fliege und Parasit ein. Danach startete ich gebannt auf ein Bild, das Google mir präsentierte. Es war das Foto einer Dasselfliegenlarve: Mein »Wurm«. Ganz eindeutig. Ich identifizierte das Tier an den schwarzen Perlschnüren, die sich ringförmig um seinen Körper wanden. Und ich las nach, dass dies keine Eistränge waren, wie ich geglaubt hatte, sondern Bänder von Widerhaken, die die Larve fest im Wirt verankern. Und obwohl das Foto einen widerwärtigen Engerling zeigte, war ich erleichtert. Endlich besaß ich ein Bild von meinem »Feind«.

Über den Namen Dasselfliege gelangte ich zu weiteren Informationen, die ich eilig überflog. Ungefährlich! Dieses Wort sprang mir regelrecht ins Auge und ab da konnte ich mich in Ruhe dem Studium der Abhandlung widmen:

Die Dasselfliege klebt ihre befruchteten Eier an Blätter von Uferbüschen oder an andere Insekten, die dann den Überträger spielen. Kommt ein potentieller Wirt vorbei, also ein Säugetiere wie ich, und landen die Eier auf dessen Haut, so platzen sie aufgrund der Körperwärme auf und setzen mikroskopisch kleine Larven frei. Diese versuchen in die Haut einzudringen. Werden die Eier von einer Mücke gebracht, so können die Larven über den Einstich ins Körperinnere vordringen. Ansonsten reicht aber auch eine Haarwurzel aus, über die sie in den Wirt gelangen.

Das war wohl bei mir der Fall gewesen, denn ich hatte keinen Mückenstich, sondern bin nur im »Badezimmer« der *Rivers Branch Lodge* am Ufergestrüpp gestreift. Das lag mittlerweile sieben Wochen zurück. In der Zwischenzeit hatte sich aus der unsichtbaren Larve ein stattliches, fettes Ding entwickelt, das sich von meinem Gewebe ernährte. Ich las weiter:

Durch ein Sekret schaltet der Schmarotzer die Schmerzempfindung des Wirtes aus und kann sich ungeniert vollfressen. Die Larve hat nur eine Schwachstelle: Sie benötigt Sauerstoff zum Überleben. An ihrem dünnen Schwanzende besitzt sie so etwas wie Lungen, mit denen sie atmet. Deshalb muss die Öffnung immer frei bleiben und darf nicht verkrusten.

Und genau darauf zielten die zahlreichen Vorschläge ab, die mir das Internet bot, um meinen Engerling frühzeitig loszuwerden. In rund vier Wochen würde er zwar »reif« sein und von selbst schlüpfen, aber so lange wollte ich nun nicht mehr warten.

Die Tipps reichten vom Aufbringen von Nagellack, über Honig bis hin zu Ölkompresse. Das Atemloch musste stundenlang völlig abgedichtet sein. Dann sollte man versuchen, die Larve herauszupressen. Problematisch konnte es nur werden, wenn der Fremdkörper nicht vollständig entfernt wurde. Wegen der nachfolgenden Eiterung.

Jetzt war mir auch klar, warum das kleine Kerlchen so gegen Pflaster und Salben rebelliert hatte. Auch das Schnorcheln im Neoprenanzug war ihm zuwider gewesen. Einen Augenblick lang tat mir die Larve Leid und ich erwog den Gedanken, das Ding in ein paar Wochen auf natürlichem Weg in die Welt zu entlassen. In feuchtem Erdreich würde sich die Larve nach ein paar Monaten schließlich zur Fliege verpuppen. Aber eine Dasselfliegenepedemie in Europa konnte ich letztlich nicht verantworten.

Ich bereitete mich gründlich vor. Am Samstag nahm ich ein sehr heißes Bad und die Larve rumorte bereits nervös. Dann rührte ich eine große Portion Topfen mit viel Öl an, patschte den Brei auf die Öffnung und wickelte den Oberschenkel mit Plastikfolie ein. Die ansonsten kaum spürbaren Bewegungen nahmen zu, begleitet von kurzen stechenden Schmerzen. Der Kampf hatte begonnen. So legte ich mich zu Bett.

Sonntags um sechs Uhr war ich hellwach. Das Tier im Oberschenkel tobte und ich hielt es im Bett nicht mehr aus. Die Wundränder um das Atemloch waren weiß und klafften auseinander, als ich den Topfenwickel entfernte. Sofort streckte die Larve ihr Hinterteil an die frische Luft und ich packte mit der Pinzette zu. Es kostet mich eine unendliche Überwindung daran zu ziehen, aber es gab keine andere Wahl. Ich zerrte mit aller Kraft und hatte Angst, das Tier auseinanderzureißen, bis endlich der dicke Körper des Parasiten herausflutschte. Ich musste einen Schrei unterdrücken, denn abgesehen von den Schmerzen war es der Anblick, der mich schockierte. Obwohl ich durch das Bild im Internet bereits vorgewarnt gewesen war, grauste mir wahnsinnig vor dem, was sich da nun am Küchentisch wand. Eine weißliche, dicke Made, mit kräftigen Beißzangen vorne und wulstartigen Ringen wie ein Michelinmännchen. Um diese Wülste herum waren die schwarzen Widerhaken angeordnet. Ich holte die Lupe und untersuchte das Tier. Da es lebte und bis auf den gequetschten Schwanz unversehrt war, konnte ich sicher sein, alles Fremde aus mir entfernt zu haben.

Ich legte ein Lineal neben die Larve, die es auf stattliche eineinhalb Zentimeter Länge und einen Zentimeter Durchmesser brachte. Mit der Digitalkamera dokumentierte ich das Tier, das sieben Wochen in meinem Oberschenkel gewohnt hatte und sich nun vor mir krümmte.

Jetzt tat es mir wirklich Leid. Aber wie konnte ich seinen Todeskampf rasch beenden, ohne den Körper zu zerstören? Schließlich wollte ich die Larve dem Doktor zeigen! Ich legte das Ding in eine kleine Plastikschale, goss reichlich puren Alkohol darüber und ersäufte es gnadenlos.

Als ich zu Markus ins Bett zurückkehrte zitterte ich am ganzen Körper und sagte tonlos: »Ich hab's rausgeholt.« Dann verließen mich die Nerven und ich brach in Tränen aus. Erst langsam löste sich die Anspannung und machte einer großen Erleichterung Platz.

Das Loch heilte erstaunlich schnell zu und ich sagte den Operationstermin ab. Die Larve wurde an irgendein Institut in der Landeshauptstadt geschickt und ich hatte eine wunderbare Geschichte, mit der ich meinen Zuhörern den Appetit verderben konnte. Ohne die Begegnung mit dem Deutschen in Belize am Straßenrand hätte ich heute eine große Narbe im Oberschenkel.

Aber da man im Vorhinein nie weiß, wie wichtig ein Ereignis oder mitunter ein einziger Satz später einmal sein wird, sitze ich nach dem Zoo-Besuch wieder in *Caye Caulker* auf unserem Balkon, schreibe am Reisetagebuch und erwähne den Deutschen mit keiner Silbe.

Urlaubsalltag

40.Tag, Samstag, 14.1.2006

In der Nacht klappert der Sturm an den Fensterläden und Regenfontänen schwemmen den Sand vom Balkon. Am Morgen sind nicht bloß die Fliesen blitzblank, auch der Himmel hat ein frisches Blau aufgespannt. Ohne Wolkenfetzen ist ein Sonnenaufgang viel zu grell und zu abrupt. Man richtet gespannt den Blick auf den brodelnden Punkt am Ende des Meeres und erwartet das Emporsteigen einer warmen, roten Scheibe. Stattdessen gleißt ein Lichtblitz auf und fährt schmerzhaft ins starrende Auge. Danach tanzen schwarze Flecken auf den Zimmerwänden umher und bleiben auch bei geschlossenen Lidern noch eine Weile präsent.

Heute ist Urlaubsalltag angesagt. Wir bleiben so lange im Bett, bis die Sonne hoch genug steht und dem bissigen Nordwind die Schneid nimmt. Dann marschieren wir mit einem Bündel schmutziger T-Shirts zur Wäscherei. Ich zeige mich erstaunt über die Verwendung von warmem Wasser und die Betreiberin des Salons schaut mich mitleidig an.

»Woher kommt denn ihr, dass ihr bloß kaltes Wasser zum Waschen habt?«, will sie wissen.

»Von *Tobacco Caye*«, antworte ich wahrheitsgemäß.

Die Frau bekommt meine Äußerung in den falschen Hals und wendet sich beleidigt ab. Und da ich offenbar grad in meiner Fettnäpfchenphase stecke, sende ich zehn Minuten später meinem Chef eine Email mit angehängtem Foto, das das Karibik-Insel-Klischee erfüllt und wünsche frohes Arbeiten. Dann surfen wir noch eine Weile im Internet herum, bevor wir zum Waschsalon zurückkehren.

Der Waschvorgang ist beendet und wir stopfen unsere Wäsche in die Trommel des Trockners. Nachdem diese wuchtige Maschine endlich die Dollarmünzen geschluckt hat, faucht eine Flamme auf und die Trommel beginnt sich zu drehen.

»Die rösten unsere Kleidung tatsächlich über offenem Feuer«, staunen wir.

Die Betreiberin des Salons ist versöhnt. Dank unserer baffen Gesichter vor dem Trockner glaubt sie tatsächlich, es mit Steinzeitmenschen zu tun zu haben, die eben erst in der Zivilisation eingetroffen sind.

Wir suchen erneut das Internetcafe auf. Mein Chef hat bereits geantwortet. Mit einem Foto von seiner gestrigen Schitour am Wilden Kaiser. Pulverschnee staubt glitzernd in den Himmel und meine ausgesandte Neidnadel steckt nun im eigenen Fleisch.

Nachdem wir die saubere Wäsche ins Zimmer zurück gebracht haben, spazieren wir zum Flugfeld, in der Hoffnung, die Landung der 12:30 Uhr Maschine zu sehen. Vergeblich. Wir wandern weiter, bei jedem Motorengeräusch bereit, zurück zu rennen; aber alle Flugzeuge fliegen hoch über *Caye Caulker* hinweg. Ein kleiner botanischer Garten gewährt uns etwas Schatten, dann stehen wir an der Südspitze der Insel. Tolle Villen und Ferienhäuser liegen verlassen im buschigen Gestrüpp. Manche der *for sale*-Schilder sind verblasst wie die Hoffnung auf einen Käufer. Selbst für wenig Geld würden wir uns nicht hier niederlassen

wollen. So schön die Umgebung ist, es gibt keinen Pulverschnee, in dem man die Schier so tanzen lassen kann, dass es Glitzerwolken aufwirbelt.

41.Tag, Sonntag, 15.1.2006

Entweder war die Nacht so kalt, oder das Email vom Chef verfolgte mich bis in den Schlaf. Ich träumte jedenfalls vom Schifahren und wurde jäh von einer herabdonnernden Lawine geweckt; unsere Zimmernachbarn hatten sich in der Tür geirrt.

Heute ist unser letzter Tag auf *Caye Caulker* und wir wollen uns von den Haien verabschieden. Diesmal bescheiden wir uns mit der Halbtagestour, die drei kurze Schnorchelstopps am Hausriff vorsieht. Trotz der geliehenen Neoprenanzüge frieren wir erbärmlich und sind froh, als wir uns dem Höhepunkt der Tour nähern. Wir sind nicht die einzigen mit vorfreudiger Erwartung. Auf dem Weg zur Ankerboje eskortieren uns die wallenden Schatten riesiger Rochen, die ganz genau wissen, dass die Boote Futter bringen. Ein paar dreieckige Flossen umkreisen die Boje, die Haie scheinen träge und bereits vollgefressen. Die Touristenboote lösen sich im Halbstundentakt ab und die Haie ergaunern stets den Hauptanteil der Beute, während sich die Rochen mit umher schwimmenden Resten begnügen müssen.

Die Touristen an Bord sind allesamt Neulinge und haben keine Ahnung, dass dies hier ein Unterwasserstreichelzoo ist. Sie kreischen und quietschen und denken noch nicht einmal im Traum daran, in das von gierigen Leibern brodelnde Wasser zu springen. Entsetzt registrieren sie das Platschen, dass unsere Körper im Wasser verursachen und vermuten wahrscheinlich, dass wir hineingefallen seien. Umso überraschter reagieren sie, als der Bootsführer sie lachend auffordert, es uns gleich zu tun.

Diesmal kommt es leider zu keiner Haibauch-Streichelaktion, die Raubtiere sind zu satt. Und ohne die blinde Gier, die sie an der Flucht hindert, sind sie nicht einzufangen. Wir spielen dafür mit den Rochen, die die Gunst der konkurrenzlosen Stunde ausnützen und in riesigen Schwärmen um den Köder flitzen. In tollkühnen Manövern meistern sie den Slalom zwischen den Menschenbeinen und versuchen den grapschenden Händen zu entkommen. Sie hassen die Berührungen, die auf ihrer Haut Fingerspuren hinterlassen, und nehmen sie dennoch als Eintrittskarte zum Gratisbuffet in Kauf.

Wieder zuhause angekommen, duschen wir den Heißwasserboiler leer und kriechen anschließend unter die Bettdecke, bis unsere Körpertemperatur wieder den Sollwert erreicht hat.

Den Nachmittag verbringen wir am Balkon und geben uns ein letztes Mal dem Flair von *Caye Caulker* hin. Der Nordwind hat eine Pause eingelegt und die Palmen haben keinen Grund mehr, um mit den Blättern zu klappern. Durch die ungewohnte Stille dringt das permanente Schlurfen und *Flip-Flap* der Badeschlapfen an unser Ohr. Der Balkon ragt über den nie abreißenden Fußgängerstrom der Hauptstraße, die trefflicher als *barfuß - Boulevard* bezeichnet wird.

Nur ab und zu schnarrt ein Signalton, der an eine heisere Glocke erinnert, und hinterlässt eine tonlose Blase inmitten des Geschlurfs. Die Blase gleitet, angetrieben von einem Summen, durch die Menschenmenge, die sich um das Elektroauto teilt. Der Gang der Zeit ist derart gedrosselt, dass nicht einmal Wasserlacken aufspritzen, sondern unter den Reifen der Golfwägelchen bloß freundlich glucksend zur Seite schwappen. Gegen Abend mischen sich Reggae-Klänge und sanfte Trommelrhythmen in die Klangwolke. Relax. Take it easy. Go slow!

42.Tag, Montag, 16.1.2006

Unser Taxi, natürlich ein Elektroauto, schnarrt bereits um 7:00 Uhr früh unter unserem Balkon. Wir wollten doch noch im Frühstücksrestaurant einen Tee vor der Abreise trinken und hatten es daher auf 7:30 Uhr bestellt!

»No problem«, meint der Fahrer und wartet vor dem Restaurant, bis wir mit verschließbaren Teebechern wieder herauskommen. Dann fährt er so behutsam, dass wir den Tee in Ruhe auf der Fahrt zum Flugfeld trinken können.

Gerade als wir eintreffen, landet das Flugzeug von *San Pedro* kommend, spuckt hastig einen Passagier aus und startet gleich wieder durch. Trotz heftigem Rückenwind. Gebannt sehen wir der Propellermaschine nach; wie sie über den unebenen Asphalt hüpf und bis kurz vor dem Ufer am Boden zu kleben scheint, um dann umso steiler über dem Meeresblau in das Himmelsblau zu steigen.

Abflug

Wir melden uns in der kleinen Hütte am Rand der Piste und der Pilot der nächsten Maschine wird angefunkelt. *On request*, so hieß es ja bei der Buchung, wird das Flugzeug wegen uns landen. Das Gepäck sollen wir auf die Transporter verladen, werden wir gebeten und wir sehen uns etwas unsicher um.

»Die Leiterwägelchen?«, vergewissert sich Markus und deutet auf die wackeligen Holzkisten mit Rädern.

Nicken.

Wie bei einem richtigen Flughafen muss alles seine Ordnung haben. Das Flugzeug kommt, der Kapitän öffnet die Tür und winkt uns zur Maschine, während die Propeller weiter rotieren. Die Rucksäcke werden uns hinterher getragen, das Leiterwägelchen kommt nicht zum Einsatz. Wir klettern durch die schmale Luke ins Innere des Flugzeugs und suchen uns in gebückter Haltung die Sitzplätze. Zum aufrecht Stehen ist die Kabinendecke zu niedrig. Der Pilot dreht sich um und fragt per Handzeichen, ob wir angeschnallt seien und gibt dann Gas. Während wir losrumpeln zähle ich 16 Passagiere. Die Maschine ist vollbesetzt.

Nur sieben Minuten lang jagen wir über Inselfupfen im schillernden Meer hinweg, dann setzt das Flugzeug zur Landung in *San Pedro* an. Wir haben eine Stunde Aufenthalt, die wir zum ausgiebigen Frühstück nutzen.

Der Weiterflug ist atemberaubend schön. Wir verlassen das Riff mit den versprengten Inselchen und queren die seichte Lagune, deren Farbe zwischen türkis und himmelblau oszilliert. Dann erreichen wir Festland, das von vielfarbigen Wasserflächen zerfressen ist. Die Brackwasserseen und die schlammigen Tümpel teilen endlose Sumpfwiesen, durch die Flussbänder mäandrieren. Grotesk leuchtet oranges Wasser neben ockerfarbenen Seen, Sumpflacken glänzen schwarz modrig und in weitverästelten Deltas rinnt eine milchig gelbe Suppe ins türkise Meer. Fasziniert starren wir auf diese Landschaft, als wäre sie nicht von dieser Welt.

Die Luft brodeln und schlingernd steuert die Maschine auf *Corozal* zu. Den starken thermischen Turbulenzen hat das kleine Flugzeug nichts entgegenzusetzen. Etwas mulmig wird mir schon, als wir tief über Sumpfwiesen und Buschland hüpfen und weit und breit kein Flugplatz in Sicht ist. Bei einer kleinen Lichtung zieht der Pilot die Maschine hinunter und ängstlich sucht mein Blick nach Asphalt. Aber selbst als wir aufsetzen und auf eine niedere Baumgruppe zurasen, sehe ich nur Lehm und Gras.

Es war keine Notlandung, alles verlief planmäßig. Erst als wir aussteigen, können wir den schmalen Bitumenstreifen erkennen, der die Lichtung durchschneidet. Beeindruckt mache ich ein paar Aufnahmen dieses »Flughafens«.

Grenzerfahrungen

Das Sammeltaxi wartet bereits. Es stellt die einzige Verbindung zu bewohntem Gebiet und zur Straße dar, die zwischen Mexiko und Belize verläuft. Von dort fahren wir mit einem öffentlichen Bus zur Grenze. Der Bus parkt hinter dem Zollamt, unser Gepäck bleibt drinnen, wir steigen bloß mit den Pässen aus.

Zuerst bezahlen wir am ersten Schalter die Ausreisesteuer, am zweiten Schalter wird die Arbeit des ersten Schalters von höheren Beamten kontrolliert. Während mir mein Pass mit einem Nicken zurückgereicht wird, gehen bei dem Beamten, der Markus Pass in den Händen hält, die Augenbrauen hoch. Sein Gesicht bekommt eine betont ernste Miene, die Finger blättern vor und zurück, ein paar Worte fallen, die gelten aber nicht uns, sondern dem zweiten Beamten. Auch der blättert im Pass, seine Augenbrauen steigen ebenfalls und mit ernstem Blick gibt er den Pass an seinen Kollegen zurück. Dieser fixiert nun Markus und sagt mit gewichtiger Stimme, es gäbe da ein Problem. Ich bin ungeduldig wegen des unbeaufsichtigten Gepäcks im Bus und weil ich mir ausmale, dass er ohne uns weiterfahren könnte.

»Was für ein Problem denn?«, frage ich eine Spur zu laut, doch der Beamte würdigt mich keines Blickes.

Er spricht mit Markus, nicht mit mir. Mit bedächtigen Worten erklärt er meinem Mann, dass er sich seit zwei Wochen illegal in Belize aufhalten würde.

»So ein Blödsinn!«, entrüste ich mich, aber der Beamte ignoriert mich weiterhin.

Er schiebt Markus den Pass mit dem Visumsstempel hin und deutet auf das Datum. Im Feld *gültig bis* steht ein unleserlicher Haken, den der Beamte als 2.1.06 deutet. Ich krame meinen Pass nochmals hervor und mache dem Herren klar, dass wir beide zur gleichen Zeit, am selben Ort nach Belize eingereist seien. Und zwar am 1.1.06.

»Eine Aufenthaltsbewilligung von einem Tag würde doch überhaupt keinen Sinn machen, das Minimum eines Visums beträgt vier Wochen!«

Der zweite Beamte nickt mir verständnisvoll zu und ich wende mich an ihn, da mich Markus' Zuständiger immer noch nicht zur Kenntnis nimmt.

»Stimmt«, bestätigt mich der freundlichere Beamte, »aber das ändert nichts an der Tatsache, dass im Pass ihres Mannes der 2.1.06 steht und in ihrem 30.1.06«

»Ja, und was hat das jetzt zur Folge?«, frage ich entnervt und versuche durch die blinde Fensterscheibe den wartenden Bus zu erkennen, »Wir wollen doch bloß ausreisen!«

Schulterzucken und eine stumme Kinnbewegung in Richtung seines Kollegen, der sich genüsslich die Lippen ableckt, bevor er sich zu Markus übers Pult beugt.

»Ich kann sie einsperren lassen, wegen illegalen Aufenthalts in Belize, oder aber –«, und nun plustert sich der Beamte mächtig auf, »oder aber ich erteile eine Sondergenehmigung und lasse sie nach Mexiko ausreisen.«

Markus bedeutet mir, mich nicht mehr einzumischen und fragt gelassen, worin sich die beiden Möglichkeiten denn unterscheiden.

»Die Sondergenehmigung kostet 25 US-Dollar«, gibt uns der Beamte seinen Bestechungspreis bekannt und mit füt drohendem Blick zu mir herüber hinzu, dass es sich bei der Sondergenehmigung um ein Entgegenkommen seinerseits, um eine Kulanz sozusagen, handeln würde.

Markus ist um des Gepäcks willen zum Zahlen bereit, aber ich versuche es noch einmal bei meinem Beamten. Mit unschuldiger Miene fasse ich die Tatsachen zusammen:

»Der Einreisebeamte hat sich verschrieben.«

Mein Gegenüber nickt. Ich werde deutlicher:

»Er hat also in der Ausübung seiner staatlichen Tätigkeit einen Fehler gemacht.«

Wieder zustimmendes Nicken.

»Und nun sollen wir dem Staat gegenüber Geld zahlen, weil der Staat uns gegenüber einen Fehler gemacht hat.«

Das Nicken geht in heftiges Kopfschütteln über.

»Nein, nein! So dürfen sie das nicht sehen!«, ereifert sich der Beamte, »Sie hätten die Eintragung in ihren Pass sofort kontrollieren müssen, dazu sind sie verpflichtet!«

Markus schubst mich an.

»Es ist zwecklos, lass uns zahlen und verschwinden, die sitzen am längeren Hebel.«

Ich hätte gute Lust mir die Namen der beiden Beamten geben zu lassen, reiße mich jedoch zusammen und verlange bloß eine Quittung über die 25 Dollar.

Ein Schatten des Ärgers huscht über das Gesicht des korrupten Beamten, aber dann grinst er mich an: »Die Bestätigung ist im Pass. Die nachträgliche Verlängerung des Visas.«

Ich schäume vor Wut und der arme, ehrliche Busfahrer, der mit unserem Gepäck die ganze Zeit auf uns gewartet hat, muss sich meine Tiraden anhören. Als ich mich endlich etwas beruhigt habe, notiere ich Datum und Uhrzeit, damit ich mich beim Fremdenverkehrsministerium beschweren kann.

Markus und ich sind uns sicher, dass es sich nicht um einen Irrtum des Grenzbeamten bei der Einreise handelte, sondern um Absicht. Dadurch kann sein Kollege bei der Ausreise profitieren. Denn schließlich bewegen sich die Touristenströme auch in umgekehrter Richtung und so wäscht eine korrupte Hand die andere.

Die Einreise bei Mexikos Zollbehörde gestaltet sich einfach und die Grenzbeamten wundern sich über die herzliche Begrüßung, die ihnen zuteil wird. Der Bus aus Belize legt einen Tankstopp ein, zapft 350 Liter in den alten Karren und bringt uns zum Busterminal in *Chetumal*. Leider ist es das falsche Terminal, die Fernbusse fahren von der anderen Stadtseite aus ab. Ein Taxi bringt uns hin und eine viertel Stunde später sind wir auf dem Highway und fahren Richtung Norden. So sehr wir uns auf Mexiko gefreut haben, so schnell ist die Ernüchterung da. Im Luxusbus laufen die üblichen Horrorfilme und Gewaltschocker; die Klimaanlage macht eine rollenden Kühlschranks aus dem Gefährt und auf dem Highway häufen sich die Baustellen: es werden Speedbraker betoniert.

Wir holen unsere Anoraks und Schals aus dem Gepäck und versuchen uns vor dem Gebläse zu schützen. Dick verummt blicken wir auf eine gerade Küstenlinie, die vom Highway durch einen schmalen Palmestreifen getrennt ist. Alle Wipfel sind abgebrochen, die hölzernen Stämme stochern leblos in den Himmel. Hier ist der Hurrikan Wilma vor drei Monaten erstmals auf Land getroffen und hat Bäume, Verkehrstafeln, Lichtmasten und einfach alles, was mehr als drei Meter aufragte, gekappt. Wie in einem Riesemikado liegen die Trümmer am Boden, vermischt mit angeschwemmtem Hausrat zerstörter Häuser.

Nach dreieinhalb Stunden steigen wir an der Abzweigung *Tulum Pueblo* aus. Der Taxifahrer will einen Hotelnamen. Wir wissen keinen. Er setzt uns vor einem Hotel an der Zufahrtsstraße zu den Ruinen *Tulum*s ab und braust davon. Alle Zimmer sind belegt. Sie sind so hässlich, dass uns diese Aussage ziemlich kalt lässt. Zum Glück kommen wir im zweiten Hotel unter. Mehr Auswahl gibt es hier nicht.

Da wir in 48 Stunden nach Europa zurückfliegen, muss unbedingt der Flug bestätigt werden. Ich versuche von einer Telefonzelle aus mein Glück. Die Verbindung klappt, doch die zwei vergangenen, englischsprachigen Wochen haben das Spanische aus meinem Gedächtnis verdrängt. Jetzt soll ich unseren Namen buchstabieren!

»Mexico, iglesia, terminal, terminal, emilio, lago, benito, emilio, rodriguez, grande, emilio, rodriguez -«. Markus sieht mich verwundert an.

Die freundliche Dame am anderen Ende der Leitung lacht und wiederholt: »Mittelberger.«
Es hat geklappt!

Die Eroberung Tulum

Nach einem Imbiss mit Bohnenmus, Reis und gebratenen Bananen – unser mexikanisches Lieblingsmenu – wollen wir die berühmten Ruinen von *Tulum* sehen, bevor es dunkel wird. Die Straße, die gleich hinter unserem Hotel von einer Schranke für Privatverkehr blockiert ist, hat einen breiten Asphaltteppich in den Dschungel gerollt. Hunderte Menschen strömen uns entgegen, die meisten zu Fuß. Pensionisten werden in spielzeugähnlichen Zuggarnituren von einem Traktor über die Speedbraker gezogen und stöhnen bei jedem Hopser auf. Aber egal, ob die Touristen gehen oder gefahren werden, alle sind mit farbigen Armbändern markiert. Es handelt sich um diese wasserfesten Plastikstreifen, die man nur mit roher Gewalt oder mittels einer Schere wieder los wird. Veranstalter benutzen sie gerne, um bestimmte Personengruppen auf den ersten Blick erkennbar zu machen. Die Eintritt-bezahlt-Habenden, die Gruppenermäßigten, die Volljährigen, die Halbp reisstudenten, usw...

Wir haben nichts. Kein Geld, keinen Fotoapparat, kein Armband. Wir dachten, die Ruinen lägen gleich um die Ecke und wollten bloß schnell einen Blick darauf werfen. Nach einer halben Stunde erreichen wir endlich das archäologische Gebiet, das mit Mauern und Zäunen abgeriegelt ist. Nur ein schmaler Durchgang verbindet die Anlage mit der Außenwelt. Wir warten, bis sich eine Gruppe Bayern durch das Nadelöhr gequetscht hat und stemmen uns der nachfolgenden holländischen Pensionistentruppe entgegen, um die Anlage zu betreten. Es gibt einen Stau, Proteste ertönen, irgendwas haben wir grundfalsch gemacht, egal. Hauptsache, wir sind drinnen.

Goldenes Licht flutet uns entgegen, die Sonne steht schon tief. Die alten Gemäuer strahlen die Wärme eines langen Tages ab, während in schattigen Rasenkuppen bereits die Feuchtigkeit zu glitzern beginnt. Die Mayas haben hier keine Prachtbauten errichtet, sondern mehr die natürliche Schönheit für sich arbeiten lassen. *Tulum* thront auf einer Klippe, gegen die das Meer in großen Wellen anrollt. Gischtnebel und Grollen steigen zuweilen neben den Tempeln auf und betonen den erhabenen Status der Kultstätte.

Ein kleiner Steg führt zickzack zu einer winzigen Sandbucht hinab, in der man baden kann. Sofern man eines dieser farbigen Armbänder besitzt. Überall wimmelt es von Aufpassern und wir vergraben unsere Hände in den Taschen. Aber bald wird nicht mehr kontrolliert, sondern nur mehr hinausgetrieben. Mit Trillerpfeifen scheuchen die Uniformierten ihre Touristenschäfchen in Richtung Ausgang. Sperrstunde. Wie eifrige Hirtenhunde kreisen sie in der Anlage, pfeifen hinter jede Mauer und wandern mit Menschengruppen davon. Irgendwie konnten wir unbemerkt bleiben und genießen den herrlichen Sonnenuntergang in der von Touristen befreiten Anlage. Leider ohne Fotoapparat, mit dem wir die goldene Abendstimmung hätten einfangen können.

Schrilles, nervtötendes Pfeifen nähert sich. Man hat uns entdeckt. Der ausgestreckte Arm des Uniformierten deutet unmissverständlich auf die schmale Lücke in der Mauer, durch die wir uns zuvor Eintritt verschafft hatten.

Im Hotelzimmer empfängt uns eine kalte Dusche und wir führen endlose Diskussionen mit dem Besitzer. Mein Spanisch ist zurückgekehrt. Der Boiler sollte bald funktionieren. Tut er trotz Versprechungen nicht und auf meine neuerliche Reklamation hin folgen Beteuerungen und abstruse Erklärungen. Die bleiben selbst mir Spanisch. Und das Wasser kalt.

43.Tag, Dienstag, 17.1.2006

Unser letzter, ganzer Urlaubstag. Die Pesos sind ausgegangen, die Dollarnoten beinahe verbraucht. So bezahlen wir das Frühstück mit Kreditkarte.

Südlich der Ruinen beginnt ein traumhaft schöner, kilometerlanger Strand, dessen sanfte Neigung dem Meer erlaubt, seinen Wellenschaum weit über den Sand zu schieben. Sobald vom Wasser nur mehr ein feuchter Bogen im Muschelmehl zu erkennen ist, rennen winzige Krabben dem schwindenden Meer nach und buddeln sich blitzschnell vor der nächsten Welle wieder ein.

Der Wind wird immer stärker und fegt wie ein Sandstrahlgebläse über das Ufer. Strandläufer, kleine Vögel mit orangem Schnabel, ducken sich am Boden, während ich mich mit dem Fotoapparat nähere. Als sie die Flügel ausbreiten und starten wollen, bläst sie der Sturm rückwärts aus dem Bild. Sie landen, ohne eine einzige Kurve geflogen zu haben, rund 50 Meter hinter mir.

Die Luft ist klebrig vom Salz der Gischt und der Sand brennt in den Augen.

Wir flüchten uns in ein Restaurant, doch auch hier wirbeln vom Wind aufgepeitschte Sandfontänen um die Tische herum. Der Milchshake knirscht zwischen den Zähnen. Schade, der Sturm macht uns einen Strich durch die letzten Urlaubspläne. Einmal noch wollten wir schnorcheln, bevor wir in den heimatlichen Winter mit Schnee und klirrenden Temperaturen zurückkehren. Aber der Wind lässt auch nachmittags nicht nach.

Wir kehren ins Hotel zurück und beginnen, unser Gepäck zu sortieren. Der Hausherr erscheint und will das Geld für das Zimmer, und zwar in Pesos. Jetzt wird's eng. Im Restaurant nebenan können wir nach langem Bitten und Betteln die letzten Dollars zu einem schlechten Kurs wechseln und unsere Schuld tilgen.

Der letzte Streich

Danach begeben wir uns wieder zu den Ruinen. Diesmal mit Fotoapparat. Und Geld. Schließlich sind wir bereit Eintritt zu bezahlen. Aber als ich am Schalter erfahre, dass uns dies 90 Pesos kosten würde, wehre ich ab.

»Soviel haben wir nicht mehr!«, rufe ich erschrocken aus und ernte einen angewiderten Gesichtsausdruck. Der Ticketverkäufer glaubt natürlich, auf unverschämte Art belogen zu werden. Dabei war ich bloß ehrlich. Als ich mich abwende, sehe ich, wie er zum Funkgerät greift. Mist. Jetzt kommen wir auch mit dem gestrigen Trick nicht mehr an seinen Kollegen vorbei. Wir schlendern ein wenig zur Seite und mischen uns unter die Touristenscharen. Während wir so tun, als würde uns rein gar nichts mehr interessieren, beobachten wir die Uniformierten. Als ihre Aufmerksamkeit endlich nachlässt, probieren wir es und nähern uns dem schmalen Durchgang. Sofort springt so ein Kerl herbei und verlangt das Ticket zu sehen. Wir stellen uns blöd:

»Ticket?«

Der Aufpasser deutet zum Container mit dem Verkaufsschalter.

»Ach so.«

Als wäre das ganz etwas Neues, gehe ich die Treppen wieder zum Container hinab. Es ist viertel vor fünf und der Kassier zählt bereits die Kassa durch. Ich warte, bis er fertig ist und verlange dann schüchtern eine Eintrittskarte.

Wütend entgegnet mir der Mann, dass es für heute zu spät sei, dass ich mir das früher hätte überlegen sollen. Ratsch, die Jalousie fährt herab.

Super, das hatte ich gehofft! Eilig renne ich die Treppen zum Durchgang wieder empor.

Leider sei kein Ticket mehr zu bekommen, jammere ich den Kontrolleur an. Achselzucken.

Wir seien nur mehr heute hier, müssten morgen ins kalte Europa zurück fliegen.

Stummes Kopfschütteln.

Wollten doch bloß noch ein Foto machen.

Eine zaghafte, abwehrende Handbewegung.

Nur ein Foto! Und wir würden uns höchstens zehn Minuten drinnen aufhalten.

Die abwehrende Hand winkt uns durch.

Na endlich! Zum zweiten Mal ohne Eintritt in *Tulum*. Der Sonnenuntergang ist leider blass, hohe Wolken schirmen das Licht ab und wir kehren nach Ablauf der erbettelten zehn Minuten zum Kontrolleur zurück. Der aber erweist sich plötzlich als großzügig und sagt, wir sollen uns doch die gesamte Anlage in Ruhe anschauen. Bis zur Sperrstunde sei noch genügend Zeit. Da wir nicht gut erklären können, warum wir die Ruinen bereits kennen, sehen wir uns zu einem Rundgang gezwungen. Markus fasst unsere komische Situation zusammen: »Erst wollen sie uns nicht reinlassen, und dann müssen wir bleiben, obwohl wir keinen Eintritt bezahlt haben. Da versteh' einer die Mexikaner!«

Wir amüsieren uns köstlich, mimen staunende Touristen und kraxeln in den Ruinen herum, bis die Trillerpfeifen ertönen. Unser überschwängliches »Danke« macht den Kontrolleur glücklich und wir kehren ins Hotel zurück.

Dabei überholen wir zu Fuß den Miniaturzug, der die letzten Touristen von den Ruinen zum großen Parkplatz bringt. Der Traktor bremst, rollt in Zeitlupe mit den Vorderrädern über einen Speedbraker. Dann gibt der Fahrer kurz Gas, bremst, die Hinterräder der Zugmaschine überwinden den betonierten Wulst. Kurzes Angasen, Bremsen, die Vorderachse des ersten Waggons, Gas geben, Bremsen, die Hinterachse des ersten Waggons, Gas geben, Bremsen; es folgen sechs weitere Garnituren mit je zwei Achsen! Ich frage den Fahrer, der diese Strecke täglich zigmal zurücklegt und immer über diese Barrieren muss, ob er denn nie daran gedacht habe, diese künstlichen Hindernisse zu beseitigen. Er lacht und bejaht. Aber dann schüttelt er nachdenklich den Kopf.

»Ohne die Speedbraker wäre es nicht gut«, sagt er.

»Warum denn?«, will ich wissen.

»Dann würde ich zu schnell fahren!«, lautet seine erstaunliche Antwort.

44.Tag, Mittwoch, 18.1.2006

Der Sturm hat sich gelegt, die Palmen fangen regungslos das fahle Morgenlicht ein. Während ich meinen Rucksack fest verschnüre, wühlt Markus sein Gepäck durch, bis er den Schnorchel und die Taucherbrille von zuunterst wieder zu Tage befördert hat. Im soeben noch aufgeräumten Zimmer sieht es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

»Wir haben doch noch etwas Zeit, oder?«, vergewissert sich Markus.

»Wir müssen um 14:00 Uhr am Flughafen in *Cancun* sein, vorher brauchen wir eine Bank und ein Mittagessen, und von all dem trennen uns 130 Kilometer«, zähle ich die Gründe auf, weshalb ich schon abreisebereit bin.

»Na, dann kann ich ruhig noch schnorcheln gehen«, freut sich Markus und macht sich nun über meinen Rucksack her, wo er nach seiner Badehose kramt.

Neidisch beobachte ich ihn dabei. Es käme mir nie in den Sinn, am letzten Tag noch etwas zu unternehmen. Die bevorstehende Heimreise füllt mein Denken komplett aus. Macht mich nervös und zappelig.

Ich begleite Markus zum Strand. Sehe zu, wie er im türkisblauen Meer verschwindet, mache Fotos und warte. Bald habe ich den Schnorchel aus den Augen verloren.

Um diese Zeit ist der Strand noch menschenleer und die Wellen flach. Ich setze mich auf einen angeschwemmten Palmenstrunk und spüre die Sonne im Rücken. Langsam kehrt Ruhe in meine Gedanken ein. Ich höre das Rollen größerer Kiesel in der Dünung, erkenne das Knistern der zerplatzenden Schaumbläschen, die die Gischt bis an meine Zehen trägt und passe unwillkürlich meinen Atem an den Rhythmus der Wellen an. Die Würze der Luft, die salzigen Lippen und das Leuchten des karibischen Meeres, all das erscheint mir wie ein Traum. Die Bilder der vergangenen sechs Wochen ziehen vorüber, ein Kaleidoskop von Landschaften und Menschen. Trotz der Intensität der Erinnerungen, der Präsenz der Farben und Gerüche, kommen sie mir unreal vor, als hätte ich sie in früheren Leben gesehen. In 40 Tagen hat diese Vielfalt unmöglich Platz. Mein Verstand verweigert diese Dichte, legt sie in Beschreibungen ab, die die Seiten meines Tagebuchs füllen. Später einmal, wenn alles gut gegangen ist, werde ich die Eindrücke mir zu eigen machen...

»Wenn alles gut gegangen ist!« Ein rascher Blick auf die Uhr und Adrenalin schießt mir durch die Adern. Wo bleibt denn nur Markus? Ich kann nicht mehr ruhig sitzen und beginne am Strand hin- und herzuzugehen. Die Schönheit des Ortes, die Einsamkeit, das tiefe Blau des Meeres, alles hat plötzlich bedrohliche Züge erhalten. Endlich entsteigt Markus zähneklappernd den Fluten und eilt unter die heiße Dusche.

Knappe zwei Stunden später essen wir zu Mittag in *Playa del Carmen*, dem Touristenzentrum schlechthin, bevor wir zum Flughafen in *Cancun* weiterreisen. Ein Inlandsflug bringt uns nach Mexiko City zurück. Es ist bereits dunkel, als wir über der Hauptstadt kreisen und keine Landerlaubnis erhalten. Der Pilot zieht seine Warteschleifen über dem Lichtenmeer der Millionenmetropole, die sich wie eine leuchtende Galaxie bis zum Horizont erstreckt. Schließlich tauchen wir hinab in dieses Flackern, die Punkte dehnen sich zu Lichtgirlanden, die an uns vorüberflitzen; breite Leuchtstreifen, die Autobahnen in rot und weiß, und endlich, kalte Begrenzungslichter in blau: der Flughafen.

Neue Sicht auf alte Dinge

45.Tag, Donnerstag, 19.1.2006

Irgendwo über dem Atlantik hatte der neue Tag begonnen, irgendwo unter der Wolkendecke versteckte sich die Küste Europas. Wir landen in einer dunklen, kalten Nebelsuppe in Zürich, fahren durch Schneematsch zu unserem Haus und betreten abends unsere frostige Wohnung.

Auf dem Schreibtisch liegen noch immer die Spanischwörterbücher herum. Daneben meine Vokabelkärtchen. Neugierig, ob ich was dazugelernt habe, nehme ich das oberste zur Hand:

¡Socorro!

¡Un asalto, me han robado!

Keine Ahnung mehr, was das heißen soll.

Ich drehe die Karte um und muss lachen:

Hilfe! Ein Überfall! Ich wurde bestohlen!

Diese Angst ist so weit weg, wie die vergangenen sechs Wochen. Und trotzdem ist Markus Badehose noch nass.